SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

# Theodor Geiger Gesamtausgabe: Abt. 3, Allgemeine Soziologie. Bd. 5, Ranulf contra Geiger: ein Angriff und eine offensive Verteidigung

Geiger, Theodor

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**
Geiger, T. (2011). *Theodor Geiger Gesamtausgabe: Abt. 3, Allgemeine Soziologie. Bd. 5, Ranulf contra Geiger: ein Angriff und eine offensive Verteidigung.* Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-90502-3

**Nutzungsbedingungen:**
*Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universell Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier:*
*https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de*

**Terms of use:**
*This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more Information see:*
*https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en*

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Theodor Geiger
Gesamtausgabe
Abteilung III
Band 5

# Theodor Geiger Gesamtausgabe

Herausgegeben von Klaus Rodax

Abteilung III: Allgemeine Soziologie

Band 5

PETER LANG
Internationaler Verlag der Wissenschaften

# Theodor Geiger

# RANULF contra GEIGER

## Ein Angriff und eine offensive Verteidigung

Aus dem Dänischen von Gert J. Fode

Herausgegeben und erläutert von Klaus Rodax

PETER LANG
Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

UNIVERSITÄTS-
UND
STADT-
BIBLIOTHEK
KÖLN
A

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

ISBN 978-3-631-61785-4

© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2011
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.de

11 K 2636

# Inhaltsübersicht

**Vorrede**

Klaus Rodax . . . . . VII

**RANULF contra GEIGER**

Inhalt . . . . . 5
Einleitende Apologie . . . . . 7
I. Objektivität, Faschismus und Demokratie . . . . . 11
II. Phänomenologie und Axiomatik . . . . . 17
III. Begriffsbildung, Begriffsrealismus und Begriffsanalyse . . . . . 23
IV. Kausalität und Kultursoziologie . . . . . 35
V. Verifikation . . . . . 47
VI. Deutschtümelei und unzulässige Generalisierung . . . . . 59
Postskriptum: Urteil und Beweismaterial . . . . . 73

**Apparat**

Editorischer Bericht . . . . . 81
Erläuterungen . . . . . 85
Personenregister . . . . . 175
Sachregister . . . . . 179

# Vorrede

## I.

Schon früh wurde die europäische Entwicklung der Sozialwissenschaften von methodologischen Debatten begleitet, die über die Bedingungen und Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkenntnis und wissenschaftlichen Interesses Auskunft geben. Bereits der Sozialphilosoph John Stuart Mill (1806 bis 1873) und die Soziologen Émile Durkheim (1893 bis 1917) und Max Weber (1864 bis 1920) stellten sozialwissenschaftliche Lehrsätze auf, die sich weitgehend mit einer modernen Wissenschaftslehre vereinbaren lassen. So vertrat Mill nachdrücklich die Forderung nach der Einheit der Forschungslogik für alle Disziplinen der Natur- und Sozialwissenschaften. Auch Durkheim verteidigte die Einheit der Forschungslogik und verstand die Soziologie als eine auf empirischem Wissen begründete Disziplin. Und Weber machte in seinen Analysen vor allem auf die Unhaltbarkeit von Werturteilen in der Forschung aufmerksam.[1]

In dieser Wissenschaftstradition stand zweifellos auch Theodor Geigers Streitschrift. Man darf sich deshalb nicht über ihren nüchternen Titel täuschen und sie einfach als eine rein dänische Debatte zwischen Svend Ranulf (1894 bis 1953) und Geiger über Forschungsmethoden[2] abtun,

[1] Siehe dazu im einzelnen Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuausgabe (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Seite 194 f.

[2] Eine solche Sichtweise dominierte in den beiden Rezensionen Jørgen Geltings: *Svend Ranulf*: SOCIALVIDENSKABELIG METODELÆRE [Sozialwissenschaftliche Methodenlehre]. Ejnar Munksgaards Forlag, København 1946. 260 Sider [Seiten]. *Theodor Geiger*: RANULF CTR. GEIGER. Nyt Nordisk Forlag, Arnold Busck, København 1946. 108 Sider. In: Nationaløkonomisk Tidsskrift [Nationalökonomische Zeitschrift], LXXXIV, København 1946, Seite 155–158, und Jørgen Jørgensens: Socialvidenskabelig Metodediskussion [Sozialwissenschaftliche Methodendiskussion], in: Socialt Tidsskrift [Soziale Zeitschrift], XXII, København 1946, Seite 249–260. Gleichwohl geben aber die Rezensionen Jørgen Geltings und Jørgen Jørgensens einige interessante Aufschlüsse über die Stichhaltigkeit der Argumentation von Ranulf und Geiger in ihren Schriften, auf die zurückzukommen sein wird. Gelting (1912 bis 1994) war damals Lektor

die ohne Bedeutung für die Soziologie in Deutschland sei, allenfalls ein wissenschaftshistorisches Forschungsinteresse beanspruchen könne und sich in erster Linie um kleinliche methodische Handwerkseifersüchteleien drehe. Die Methodendebatte allgemein ist eine eminent theoretische, die in den skandinavischen Ländern schon immer stark ausgeprägt war. Und man sollte nicht verkennen, daß methodologische Erörterungen in ihr eine zentrale Rolle spielen, die überhaupt erst die Voraussetzung dafür schaffen, daß wissenschaftliche Methoden entwickelt werden können, über deren Praktikabilität, Verläßlichkeit und Güte sich erst vor dem Hintergrund der zwischen Ranulf und Geiger umstrittenen methodologischen Annahmen debattieren läßt und ebensowenig urteilen, ohne den brisanten wissenschaftlichen Anlaß und die verhandelten Sachverhalte aus Ranulfs Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære" zu kennen.

Im Kern ging es in dieser Auseinandersetzung, wenn man so will, um einen dänischen „Positivismusstreit" über Möglichkeiten und Voraussetzungen des angemessenen wissenschaftlichen Handelns einer mit quantitativ-kontrollierenden Methoden arbeitenden empirischen Sozialforschung, der die Aufgabe eines kritischen Korrektivs zufiel. Es war zwar bekannt, daß vielfältige Unterschiede der Forschungsrichtung, aber auch der wissenschaftstheoretischen Position und darüber hinaus der moralischen und politischen Grundhaltung Ranulf und Geiger trennten. Aber zu einer Erörterung der grundlegenden wissenschaftstheoretischen Positionen, die die vorhandenen Differenzen sichtbar hervortreten lassen und damit für die Forschung fruchtbar machen könnte, war es noch nicht gekommen. So schwelte denn der Konflikt weiter.

Das änderte sich grundlegend, als Ranulf in seinem Buch vornehmlich einige herausragende dänische sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen, wie Theodor Geigers als erstes seiner Art in Skandinavien großes Aufsehen erregendes Überblickswerk „Sociologi. Grundrids og Hovedproblemer"* (København 1939), Frederik Zeuthens nationalökonomische

für Nationalökonomie an der Universität Aarhus und lehrte hier von 1954 bis 1982 Nationalökonomie. Jørgensen (1894 bis 1969) lehrte an der Universität Kopenhagen von 1926 bis 1964 Philosophie und Logik und galt als einer der führenden Repräsentanten des Neopositivismus im skandinavischen Sprachraum.

* „Soziologie. Grundriß und Hauptprobleme"

Studie „Økonomisk Teori og Metode"** (København 1943) und Louis Hjelmslevs Sprachstudie „Omkring Sprogteoriens Grundlæggelse"*** (København 1943), auf den wissenschaftlichen Prüfstand stellte und die in ihnen angewandten Forschungsmethoden und ihre wissenschaftslogischen Voraussetzungen heftig kritisierte. Mit Geigers Überblickswerk, aber auch mit seinem Jugendwerk „Die Masse und ihre Aktion. Ein Beitrag zur Soziologie der Revolutionen" (Stuttgart 1926) und mit seinem Überblicksartikel „Soziologie. Hauptrichtungen, Aufgaben, Verfahren" in Vierkandts „Handwörterbuch der Soziologie" (Stuttgart 1931) ging Ranulf gleichsam als Inbegriff problematischer Methoden besonders hart ins Gericht. Er war bestrebt, den prinzipiellen Dissens in einer ausführlichen Diskussion zu thematisieren und begründete das in seinem Lehrbuch – und ich nehme hier ein zentrales Ergebnis vorweg, auf das noch näher einzugehen sein wird – im wesentlichen mit seiner Auffassung, daß die Soziologie in der Weimarer Republik im allgemeinen und Geigers soziologische Leistungen im besonderen verstehenden sozialwissenschaftlichen Methoden verpflichtet sei. Ranulf forderte deshalb namentlich eine viel größere empirische Genauigkeit im Hinblick auf ihre sozialwissenschaftlichen Grundlagen. Er machte für diesen unzureichenden methodischen Standard hauptsächlich das „Deutschtum" verantwortlich, „auf das er in gnädig herablassendem Ton als Entschuldigung für meine wissenschaftliche Unterlegenheit hinweist" (Seite 61)[3], wie Geiger aus Ranulfs Darlegungen schloß, auch wenn dieser dagegen in einem Zeitungsartikel protestierte.[4]

Ranulf setzte Geiger jedenfalls von seiner Kritik unmittelbar nach der Publikation seines Lehrbuches mit beiläufigen Worten in einem in konziliantem Ton gehaltenen, aber auf ihre unterschiedlichen methodologischen und methodischen Meinungsverschiedenheiten kryptisch anspielenden, kurzen Brief in Kenntnis und regte darin zugleich an, Geiger möge seine Mißbilligung in einer „in Form einer selbständigen Publikation veröffentlichen":

** „Ökonomische Theorie und Methode"

*** „Über die Grundlagen der Sprachtheorie"

[3] Dieses Zitat und die folgenden Zitate aus Geigers Streitschrift beziehen sich stets auf den vorliegenden Band.

[4] Siehe dazu Ranulfs Artikel „Strid mellem de Lærde" [Streit zwischen den Lehrenden], in: *Aarhus Stiftstidende* vom 25. Juni 1946, Seite 5.

Marselis Boulevard 24, Aarhus.
20. Februar 1946.

Lieber Professor Geiger,

Sie finden im hier folgenden Buch u. a. eine Darlegung meines Standpunktes gegenüber der Sichtweise der Soziologie, wie Sie sie in Ihrer großen „Sociologi" geltend gemacht haben. Wie Sie sicher wissen, bin ich mit Ihnen ganz und gar nicht einig. Meine Anschauung ist, daß man wissenschaftliche Streitfragen offen und gründlich ausdiskutieren muß, wenn die Wissenschaft gedeihen soll. Das ist zwar eine liberale Auffassung, die ja nun seit einigen Jahren verketzert wird, die aber meiner Meinung nach wiedererweckt werden müßte. Vielleicht gibt es einige, die meinen, daß solche Diskussionen auf keinen Fall in Büchern stattfinden sollten, die von unreifen Studenten als Examensliteratur gelesen werden. Auch diesen Standpunkt muß ich abweisen, und ich meine hier in der glücklichen Lage zu sein, mich auf Sie berufen zu können, und zwar auf Ihren Artikel über „Idealernes Tyrannis"[5], den ich mit großem Interesse und vorbehaltloser Zustimmung gelesen habe. Ich finde es im Hinblick auf Ihre dort vorgetragenen Gesichtspunkte pädagogisch wertvoll, daß die Studenten sowohl mit Ihrer als auch mit meiner Sicht auf die Soziologie vertraut gemacht werden, so daß jeder einzelne dazu verpflichtet oder angeregt wird, in dieser Sache selber einen Standpunkt zu beziehen. Um das zu erreichen, möchte ich Ihnen vorschlagen, daß Sie eine Zurückweisung meiner Kritik verfassen und in Form einer selbständigen kleinen Publikation veröffentlichen, die ich dann als Pflichtlektüre – neben meinem eigenen Buch – für das Philosophikum verlangen werde. Da es dadurch etwa 200 Zwangskäufer jährlich geben wird, bekämen Sie so eine kleine Einnahme. Ich bin der Auffassung, daß die Streitfragen zwischen uns alle Akademiker eines demokratischen Staates interessieren sollten und nicht nur Studenten der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.

[5] Der Artikel „Die Tyrannei der Ideale", wie die deutsche Übersetzung lautet, erschien in der schwedischen Zeitschrift „samtid och framtid. Tidskrift för idépolitik och kultur" [Gegenwart und Zukunft. Zeitschrift für Ideenpolitik und Kultur]. I. 2, Stockholm 1944, Seite 40-48.

Ich hoffe deshalb aufrichtig, daß Sie auf meinen Vorschlag eingehen werden.

Mit freundlichem Gruß[6]

Geiger war, als er Ranulfs Kritik in dessen Buch studiert hatte, einen Augenblick lang wie vor den Kopf gestoßen. Aber er faßte sich schnell und war sich sofort darüber im klaren, daß hier weniger der Wert seiner wissenschaftlichen Leistung zur Debatte stand, als vielmehr offensichtlich Polemik und schmähende Kritik vorlagen und eine alte Rechnung beglichen werden sollte. Für ihn hatte Ranulf damit die Grundlage einer fairen wissenschaftlichen Debatte verlassen. Ranulfs Mißbilligung wies gravierende methodologische und methodische Mängel der Voraussetzungen empirischer Sozialforschung auf, ja vielfach Kenntnisse der Sache selbst, waren doch nicht wenige seiner Einwände ausgeklügelt und dienten einem doktinären Zweck. Geiger war deswegen nicht nur über die belehrende, ja besserwisserische und im Ton unangemessene Kritik empört, die Ranulf insbesondere gegen sein soziologisches Überblickswerk erhob, das er von allen herangezogenen Schriften besonders scharf attackierte,[7] und die, wie Geiger in den einzelnen Kapiteln nachwies, von wenig Sachkenntnis zeugte sowie grobe Verdrehungen und Sinnentstellungen aufwies; darüber hinaus machte sich Ranulf auch wiederholt des oberflächlichen Lesens und Dokumentierens des Quellenmaterials schuldig und polemisierte gegen nie aufgestellte Thesen. Aber noch mehr erzürnte Geiger, der wegen „nationaler Unzuverlässigkeit" von den Nazis aus der Braunschweiger Professur entfernt wurde, die politisch-moralische Warnung, die Ranulf gegen seine methodische Ausrichtung mit dem mehr oder weniger unverhohlen ausgesprochenen Vorwurf verband, er öffne der nazistischen Denkweise – wenn auch unabsichtlich – Tür und Tor. Sehr geschickt operierte Ranulf dabei mit der Methode a contrario zur Wahrung seines Anliegens und formulierte es so, daß es wie eine düstere Offenbarung klang.

---

[6] Die Durchschrift dieses maschinengeschriebenen dänischen Briefes wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.626 verwahrt.

[7] Nicht weniger als sechsunddreißig Mal wurde es vorwiegend despektierlich in zum Teil längeren Passagen von Ranulf zitiert. Dagegen zitierte er die „Masse und ihre Aktion" nur dreizehn Mal tadelnd und bemängelte vor allem ihren methodischen Ansatz; den Handbuchartikel „Soziologie" erwähnte er einmal kritisch.

Daß Geiger das als böswillige Unterstellung und eklatante Verdrehung seines Wissenschaftsverständnisses und Schädigung seines Rufes auffaßte, versteht sich von selbst. „Es ist unwahrscheinlich," so wollte er in seiner Streitschrift zeigen, „daß meine gesamte Produktion recht viele Sätze enthält, die so ungenügend verifiziert sind wie Ranulfs zusammenfassendes Urteil über meine Arbeitsweise und Forschungsintention" (Seite 77). Auch durchschaute er die perfide und verunglimpfende Absicht der Unterstellungen, die unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges ausgesprochen, als die Schikanen und Greueltaten der nazistischen Barbarei im besetzten Dänemark noch in lebhafter Erinnerung waren, natürlich auf große Aufmerksamkeit und besonderes Interesse in der Öffentlichkeit stoßen und ihn als Sozialwissenschaftler an den Pranger stellen würden.

Ranulf, der im Ruf hoher Gaben des Verstandes und großer Gelehrsamkeit stand und kein Gegner war, den man so en passant in die Schranken verweisen konnte, schien aber nicht zu erkennen, worauf Geiger gleich zu Beginn seiner Erwiderung aufmerksam machte, nämlich, daß er mit seinem Vorwurf, die methodische Ausrichtung in der „Sociologi" begünstige eine nazistische Denkweise, einem faschistischen Charakterbiologismus Vorschub leistete und „die zur Zeit sehr beliebte Klappjagd nach ‚verborgenem Faschismus' in allen möglichen Meinungen und Geisteshaltungen allmählich zu einer größeren Gefahr für die intellektuelle Freiheit heranwächst als die möglichen Reste von nazistischer Gesinnung selber. Es besteht zwar die Möglichkeit, daß ‚der Geist Hitlers unter uns siegt' (...) – aber nicht so sehr auf Grund von Nachwirkungen seiner Ideen, als vielmehr durch monomanische Verdächtigungen der nächsten Gesinnungen und Meinungen. – Die Haltung und Methode sind das Erbe Hitlers – auch wenn wir sie nun ‚für die Demokratie' einsetzen" (Seite 15).

Jedenfalls hielt Geiger – der wenig geneigt war, von sich und seinen Angelegenheiten viel Aufhebens zu machen – nach dieser Eskalation der Auseinandersetzung jetzt den Zeitpunkt für gekommen, Ranulfs hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und sich Gehör zu verschaffen; auch wollte er selbstverständlich nicht säumig werden gegenüber Ranulfs Vorschlag zur Gegendarstellung. In nur wenigen Tagen schrieb er eine auf alle wichtigen Kritikpunkte eingehende, mit ironischen Bemerkungen versehene, geharnischte Entgegnung, die er im Untertitel

ausdrücklich „Ein Angriff und eine offensive Verteidigung" nannte, was distanziert, aber auch selbstbewußt klang. Seinem Assistenten Torben Agersnap gestattete er bei der Abschrift nur ganz wenige Korrekturen am dänischen Manuskript[8], das noch im März 1946 abgeschlossen wurde; es ging danach umgehend in Druck und wurde gut drei Monate nach der Publikation von Ranulfs Lehrbuch noch im selben Jahr als Buch veröffentlicht.

Es war sicherlich die schärfste und gründlichste Erwiderung, die Geiger je geschrieben hat. Sie nötigte ihn – was gewiß Ranulfs Verdienst war – um des besseren Verständnisses willen Aufschluß über sein Methodologieverständnis zu geben, das sozusagen ein Scharnier zwischen seiner Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie einerseits und dem praktischen Stellenwert seiner Forschungsmethoden andererseits ist, weil es beides in einen theoretischen Begründungszusammenhang stellt. Um seinem Kritiker den Wind aus den Segeln zu nehmen, erörterte Geiger, wie er es in dieser Eindringlichkeit und Klarheit in keiner seiner Schriften früher oder später jemals getan hat, mit Blick auf Ranulfs forschungslogische Einwände hauptsächlich Fragen der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen, die ihn in seinen Forschungen leiteten; um ihnen größere Plausibilität zu verleihen und ihren Stellenwert für die eigenen Ergebnisse und den Geltungsbereich der gewonnenen Aussagen für den Erkenntnisfortschritt zu veranschaulichen, illustrierte er sie an Beispielen aus den von Ranulf beanstandeten Schriften.

Geigers Entgegnung ist, wenn man so will, eine Standortbestimmung, die zentrale Probleme der Forschungslogik lege artis behandelt (beispielsweise Axiomatik, Hypothesen-, Begriffs- und Theoriebildung, Kausalität, Verifikation) und eine klare Botschaft in jedem Kapitel bereithält, die über den eigentlichen Anlaß hinausweist. Geiger ließ sich auch nicht vorschnell dazu verleiten, zu urteilen und Partei zu ergreifen, weder die eigene noch gegen Ranulf, sondern legte die bemängelten Sachverhalte und Probleme um der Sache willen im einzelnen dar und begründete seine Vorgehensweise. Seine Argumente wurden geschätzt und bisweilen auch kritisiert[9] wie auch die jeweils zum Verständnis dienende Erläute-

[8] Persönliche Mitteilung Torben Agersnaps vom 13. März 2007 auf entsprechende Fragen zu den Hintergründen und treibenden Kräften der Querelen zwischen Ranulf und Geiger.

[9] So bemängelte Gelting beispielsweise nur „Geigers sonderbare Äußerung ... über die Eigenschaft eines Phänomens *im Namen der Logik* ein anderes hervorbringen zu wollen" (Seite 158) und zielte damit auf

rung der Forschungsausgangslage und des Forschungsstandes wohlwollend zur Kenntnis genommen wurden. Die Entgegnung war auf diese Weise zugleich auch einer der wirkungsmächtigsten Angriffe auf Ranulfs Buch.[10]

Die Debatte zwischen Ranulf und Geiger hatte, wie das oft der Fall zu sein pflegt, eine persönliche und eine wissenschaftliche Seite, die nur schwer voneinander zu trennen sind. Im persönlichen Umgang miteinander herrschte zwischen Ranulf und Geiger – das war ein offenes Geheimnis unter dänischen Sozialwissenschaftlern – von Anfang an ein gespanntes Verhältnis. Schon als Geiger im Herbst des Jahres 1933 als politischer Flüchtling nach Dänemark emigrierte, das er von früheren Besuchen her kannte, und sich in Kopenhagen niederließ, wo ihm einige wohlgesonnene Sozialwissenschaftler ein Forschungsstipendium der „Rockefeller Foundation" am „Instituttet for Historie og Samfundsøkonomi"* der Universität Kopenhagen verschafften, beargwöhnte Ranulf das eifersüchtig. Er mußte dann weiter mit ansehen, wie Geiger durch Gastvorlesungen an der Universität Kopenhagen weiter Fuß fassen und in dieser Zeit sein soziologisches Überblickswerk für eine zu erwartende Lehrtätigkeit in Dänemark ausarbeiten konnte. Als Geiger schließlich Ranulf bei der Besetzung der ausgeschriebenen Professur für Soziologie an der Universität Aarhus im Jahre 1938 als der in vielfacher Hinsicht besser qualifizierte wissenschaftliche Bewerber vorgezogen wurde,[11] verwand Ranulf das nicht – selbst als er ein Jahr später auf eine Professur für Philosophie an der Universität Aarhus berufen wurde.

Ranulf entpuppte sich in den folgenden Jahren als ein harter Widersacher, der in der Wahl seiner Mittel nicht zimperlich war. Entschlossen, Geiger bei jeder sich bietenden Gelegenheit Schwierigkeiten zu bereiten, kritisierte er dessen Anschauungen wiederholt in seinen Schriften scharf. Geiger reagierte darauf aber zunächst nicht und begründete das in der

---

Geigers Bemerkung: „Oder – wenn ein Experiment nicht möglich ist – die theoretische Überzeugung, daß A für B *relevant* ist, daß A *im Namen der Logik* geeignet ist, B hervorzurufen, nicht aber umgekehrt" (Seite 36), was – wie aus dem Geigerschen Argumentationszusammenhang hervorgeht – natürlich eine eingehende Begründung voraussetzte.

[10] Das bezeugen wohl nicht zuletzt die Buchbesprechungen von Jørgen Gelting und Jørgen Jørgensen, die Ranulfs Buch weitgehend mit Argumenten aus der kritischen Sicht Geigers rezensierten.

* „Institut für Geschichte und Volkswirtschaft"

[11] Siehe dazu die in der Erläuterung im Apparat wiedergegebenen Gründe und die Empfehlung im vergleichenden Gutachten der Berufungskommission (Seite 85 ff.).

„Einleitenden Apologie" seiner Streitschrift mit wissenschaftlichen und persönlichen Rücksichten: „Daß nicht gerade gegenseitige Lobhudelei den Professor für Philosophie an der Universität Aarhus, Svend Ranulf, und mich verbindet, hat seine natürlichen Gründe. Das Gegenteil zu vermeiden ist in den 12 Jahren, in denen ich – zuerst lose, seit dem Jahre 1938 aber sehr eng – mit dem wissenschaftlichen Leben des Landes verknüpft bin, mein Bestreben gewesen" (Seite 7). Diese Zurückhaltung war vor allem der großen Dankbarkeit gegenüber dem neuen Heimatland Dänemark und der Möglichkeit, hier an der Universität Aarhus wieder als Professor für Soziologie lehren und forschen zu können, geschuldet. Überdies hielt Geiger, nachdem „die Besetzung der Professur für Soziologie an der Universität Aarhus Ranulf und mich in ein Konkurrenzverhältnis gebracht hatte, (...) auch reines Taktgefühl (...) davon ab, zur Arbeit von Professor Ranulf in schriftlicher oder sprachlicher Form öffentlich kritisch, geschweige denn polemisch, Stellung zu beziehen – obwohl die Versuchung manchmal groß gewesen ist, besonders, als Ranulf falsche Behauptungen über die Stellung der Wissenschaft in der Weimarer Republik vorbrachte" (Seite 7).[12]

Was aber bewog Ranulf nun im einzelnen zu seiner wissenschaftlichen Kritik und Polemik an Geigers Anschauungen? Welche Absichten und Begründungen lagen ihnen zugrunde? Wie klärte er die beanstandeten Sachverhalte, welche Kriterien zog er für deren Beurteilung heran? Und auf welche Vergleiche, eigenen empirischen Erfahrungen und Fachautoritäten stützte er sich? Wer sich darüber zuverlässig unterrichten will, muß schon zu Ranulfs dänischem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære" greifen. Es läge daher nahe, Ranulfs Kritikpunkte um des besseren Verständnisses willen kurz darzustellen. Allerdings fehlte ihnen, obwohl Ranulf sich in seinen Darlegungen nicht scheute, eindeutig Stellung zu beziehen, durchgängig jene Stringenz und Systematik der kri-

[12] Geiger setzte sich damit ausführlich im Kapitel „Deutschtümelei und unzulässige Generalisierung" seiner Streitschrift auseinander und rückte zurecht: „So, wie er seine Beurteilung des Niveaus der deutschen Wissenschaft und insbesondere des deutschen soziologischen Standards geäußert und dokumentiert hat, ist sie – ein Konglomerat generalisierender Klischeebehauptungen, nicht verifiziert, aber für den der Sache unkundigen Leser plausibel gemacht durch selbstherrliche Manipulation einer passenden Auswahl von Fakten und Zeugnissen" (Seite 72). Dieses Kapitel ist übrigens – soweit es die Soziologie Lehrenden an den Universitäten in der Weimarer Republik betrifft – ein interessantes Seitenstück zu Dirk Käslers „Soziologische Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1943", Opladen 1985.

tischen Auseinandersetzung mit Geiger, die den tatsächlich vorhandenen Auffassungsunterschieden angemessen gewesen wären.

„Aus Ranulfs Buch geht nicht klar hervor", so schreibt Geiger in einer Schlüsselpassage seiner Streitschrift, „wie eine seiner Meinung nach gediegene soziologische Arbeit aussehen sollte. Man vermißt eine zusammenhängende und systematische Erörterung des Themas. Ranulf ist zu beschäftigt damit, die einen zu loben und gegen andere zu polemisieren; namentlich letzteres gedeiht üppig. Polemische Abschnitte fließen nicht an angemessener Stelle als natürliche Kontrastbeleuchtung oder Ergänzungen der eigenen Betrachtungen mit ein, sondern machen den weitaus überwiegenden Teil des Buchinhaltes aus und sind lose zusammengefügt durch Ranulfs Kommentare. Die Darstellungsperspektive wird nicht durch Ranulfs eigene Lehre bestimmt, sondern zeugt von seiner Bewunderung für und seiner Klage über die sozialwissenschaftlichen Methoden anderer. Sie enthält viel *für* Simiand[13] – noch mehr *gegen* Geiger – und sehr wenig *von* Ranulf. Es wird nicht einmal spezifiziert, was Ranulf unter Positivismus versteht – ein Begriff, der, soweit ich weiß, heute in mehreren Nuancen verwendet wird. Und es werden Maximalforderungen an die Verifikation gestellt, ohne daß Ranulf allerdings den Weg zu ihrer Erfüllung aufzeigen könnte" (Seite 47).

Es läßt sich folglich allenfalls eine gewisse Präzisierung der forschungslogischen Kritikpunkte Ranulfs in allgemeiner Thesenform und ihrer zugespitzten Begründung in seinem Lehrbuch wiedergeben. Es stand für ihn hier von vornherein außer Frage, daß zwischen bestimmten erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Positionen in den Sozialwissenschaften und bestimmten moralischen Prinzipien, die auch pädagogisch-politische Bedeutung haben, ein enger Zusammenhang besteht. Dementsprechend verfolgte er mit seinem Buch vor allem dreierlei Absichten, nämlich erstens ein *pädagogisches* Lehrbuch für Studenten der philosophischen Vorprüfung (Philosophikum) an der Universität Aarhus zu schreiben, zweitens *politisch* die Studenten und interessierten Leser in ihrem Kampf gegen die totalitäre Ideologie des Faschismus zu unterstützen und drittens *wissenschaftlich* die in den Sozialwissenschaften – im Unterschied zu den Naturwissenschaften – angewandten verstehenden Methoden einer rigiden Kritik zu unterziehen.

[13] Gemeint ist damit der französische Soziologe und Nationalökonom François Simiand (1873 bis 1935).

Maßgeblich dafür war Ranulfs szientistisch formulierte erkenntnisleitende These, die den Gegensatz zwischen dem auf Objektivität beruhenden wissenschaftstheoretischen Erkenntnis- und Entwicklungsstand in den Naturwissenschaften und dem auf Verstehen begründeten in den Sozialwissenschaften hervorhob, und die er erst gegen Schluß seines Buches in allgemeiner Form mit der schon früh gezogenen forschungslogischen Konsequenz in die Worte faßte:

*Erste These* (Hauptthese): „Anstatt sich der Entwicklung der Naturwissenschaften anzuschließen, sind die Sozialwissenschaften auf einer schon überwundenen Kulturstufe stehengeblieben und sind folglich außerstande, die nützliche Funktion, in der man sie gerne sähe, in der Gesellschaft auszuüben. Diese fehlende Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Disziplinen der Sozialwissenschaften ist für Lundberg Anlaß, mit den Worten eines anderen Autors über ‚our schizoid culture' zu sprechen."[14] Um ebendiese fehlende Übereinstimmung zu vermeiden, muß man Wissenschaft definieren als „den Inbegriff der Methode, die es mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit gestattet, den zukünftigen Verlauf der Phänomene auf der Grundlage bisheriger Beobachtungen zu berechnen (...)."[15] Jede wissenschaftliche Methode muß deshalb – das war Ranulfs immer wieder markant kompromißlos vorgetragene Forderung in seinem Lehrbuch – induktiv-empirisch vorgehen, das Kausaldenken anwenden und objektiv sein, kurz: forschungslogisch dem Verifikationsprinzip folgen.

Ranulf kündigte damit gewissermaßen die Einheit der Forschungslogik für die Sozial- und Naturwissenschaften auf und erkannte nur solchen Forschungsmethoden das Prädikat der Wissenschaftlichkeit zu, die diese Anforderungen erfüllten. Er lehnte folglich das Verstehen, das den Sozialwissenschaften besonders angemessen sei, als eine eigenständige Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis ab, auf die sich ihre Vertreter in ihrer Argumentation – unter Rückgriff auf Wilhelm Dilthey (1833 bis 1911), der als Begründer der Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften und als einer der Hauptvertreter der hermeneutischen Wissenschaften gilt – seit Ende des 19. Jahrhunderts bei der Unterscheidung zwischen Geistes- und

[14] Svend Ranulf: Socialvidenskabelig Metodelære, København 1946, Seite 202.
[15] Ebenda, Seite 32.

Naturwissenschaften berufen.[16] „Danach erfolge eine solche Unterscheidung notwendig aus dem Wesen der jeweiligen Forschungsgegenstände. Die Befürwortung des Verstehens als Erkenntnisquelle außerhalb der Naturwissenschaften beruht also auf ontologischen Annahmen über das Erfahrungsobjekt der Sozialwissenschaften. Insbesondere in den Sozialwissenschaften sei das Forschungsobjekt nur durch das Verstehen zureichend erfaßbar, weil wir die Gesellschaft mit besonderer innerer Anteilnahme miterleben. Wir selbst als Erkennende sind zugleich der Gegenstand, der erkannt werden soll. Subjekt und Objekt der Erkenntnis sind also im Grunde identisch."[17]

Nicht zuletzt aus diesem Grund müssen sich die Sozialwissenschaften – das war die erste grundlegende forschungslogische Konsequenz, die Ranulf aus den in dieser Tradition stehenden anspruchsvollen Studien allgemein zog – in weitaus stärkerem Maße als bisher mit ihren verstehenden Methoden kritisch befassen und zugunsten objektiver naturwissenschaftlicher Methoden verwerfen, weil ihre Ergebnisse eindeutig die fatale Tendenz aufwiesen, wissenschaftliche Aussagen und subjektive Wahrnehmungen und Deutungen zu vermengen. Ein solcher methodischer Sündenfall, das glaubte Ranulf auch aufgrund seiner ideologiekritischen Analysen der Begriffe, Anschauungen und Gedankengänge der Schriften einiger weniger, dem Nationalsozialismus ergebener, prominenter Universitätsphilosophen als entscheidendes allgemeines Charakteristikum nachweisen zu können, spielte mit dem Moment des Subjektiven ebenso dem Nazismus in die Hände und war mit einer objektiven wissenschaftlichen Methode unvereinbar. Um daher gegen eine solche Koinzidenz und epistemologische Kritik gefeit zu sein, müssen sich die Sozialwissenschaften auch aus diesem Grund – das war die zweite grundlegende forschungslogische Konsequenz, die Ranulf aus den Schriften der nationalsozialistischen Parteigänger auf den Kathedern allgemein zog –

[16] Ob Webers Äußerungen über das Verstehen (siehe dazu im einzelnen Max Webers Abhandlung „Die ‚Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis", in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Neue Folge des Archivs für Soziale Gesetzgebung und Statistik, begründet von Heinrich Braun, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé, 19. Band (1904), der Neuen Folge 1. Band, Heft 1, Seite 22–87.) als zu erforschende soziale Prozesse *„geistiger* Vorgänge", die „nacherlebend zu *‚verstehen'*" genuine Aufgabe der sozialwissenschaftlichen und nicht der naturwissenschaftlichen Methodik sei, wie sie vor allem in Kreisen der Vertreter interpretativer Sozialforschung geäußert wurde und wird, wirklich als Absage an eine objektive Sozialforschung zu deuten sind, diskutierte Ranulf nicht.

[17] Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuausgabe (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Seite 197 f.

objektiver naturwissenschaftlicher Methoden bedienen. Er begründete das mit dem Erfolg, den die exakte und auf Erfahrung beruhende Forschung in den Naturwissenschaften mit ihren Methoden erreichte. Ihre Zweckmäßigkeit zeigte sich nicht zuletzt in den Ergebnissen der Anwendung dieser Methoden in der Technik, die zu korrekten Prognosen geführt hatte und damit erst die Grundlage für rationales Handeln schuf und damit zugleich demonstrierte, wie gute Forschung auszusehen habe.

Vor diesem Hintergrund stellte Ranulf – hauptsächlich den methodischen Forschungsempfehlungen Simiands als Erzvertrautem folgend[18] und sich auf keine eigenen empirischen Forschungserfahrungen stützend – in seinem Lehrbuch eine Reihe von strengen Anforderungen und Regeln aus dem Arsenal der empirischen Sozialforschung für die sozialwissenschaftliche Methodenlehre auf, die er unter bewußtem Verzicht auf eine umfassende Behandlung und zugunsten einer um der lebhafteren und anschaulicheren Darstellung willen ins Detail gehenden Kritik an den beanstandeten Studien ausführte. Daraus resultierte eine vielfach arbiträre und unsystematische wissenschaftliche Darstellung der methodischen Forschungsempfehlungen, deren Essenz man vor allem mit Blick auf die zwischen Ranulf und Geiger ausgetragene Methodologie- und Methodendebatte und auf die in der Hauptthese aufgestellten Behauptungen in weiteren Thesen so differenzieren und substantiieren könnte:[19]

*Zweite These*: Empirische Forschung unterscheidet sich von den subjektiven Alltagserfahrungen in der Art und Weise, wie sie ihre Ergebnisse objektiv nachvollziehbar erhebt, auswertet und interpretiert. Objektivität

[18] Erstmals hatte Simiand diese methodischen Forschungsempfehlungen in seiner Studie „La méthode positive en science économique" (Paris 1912) ausführlich dargestellt. Er demonstrierte sie auch in seiner dreibändigen nationalökonomischen Studie „Le Salaire. L'evolution sociale et la monnaie" (Paris 1932), auf die sich Ranulf in seinem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære" weitgehend stützte.

[19] Beim Abfassen der Thesen habe ich in methodologischer und methodischer Hinsicht folgende Überblickswerke und soziologischen Lexika zu Rate gezogen: Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuausgabe (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Renate Mayntz, Kurt Holm, Peter Hübner: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Opladen $^{3}$1972, Jürgen Kriz, Ralf Lisch: Methoden-Lexikon für Mediziner, Psychologen und Soziologen, München, Weinheim 1988, Jürgen Bortz, Nicola Döring: Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 3., überarbeitete Auflage. Mit 80 Abbildungen und 70 Tabellen, Berlin, Heidelberg 2002, Lexikon zur Soziologie. Herausgegeben von Werner Fuchs-Heinritz, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt, Hanns Wienold. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Opladen 1994, sowie Karl-Heinz Hillmann: Wörterbuch der Soziologie. Begründet von Günter Hartfiel †. 4., überarbeitete und ergänzte Auflage, Stuttgart 1994.

setzt demnach eine Standardisierung des Vorgehens durch methodische Regeln (Forschungsmethoden, statistische Auswertungsverfahren, Interpretationsregeln usw.) und die vollständige Dokumentation von empirischen Untersuchungen (Transparenz) voraus, die unabhängig von der Persönlichkeit des Forschers sein müssen, das heißt: sie sind anderen mitteilbar und können vor allem von ihnen überprüft werden. Damit werden subjektive Wahrnehmungen und Deutungen, ob man sie nun als individuelle oder soziale (nationale oder eventuell rassenmäßige) ansieht, von vornherein als Wahrheits- und Wirklichkeitskriterien ausgeschlossen und die Relativierung des Wahrheits- und Wirklichkeitsbegriffes unterschiedlicher nazistischer Philosophen abgewiesen.

*Dritte These*: Obwohl empirische Forschung Objektivität und Unparteilichkeit zu wahren hat, ist das Verhältnis ein anderes, „wenn man einer politischen Bewegung gegenübersteht, die behauptet, eine eigene Wissenschaft zu besitzen, inspiriert von Intuition und Rasseninstinkt, und die deshalb voller Hohn alles abweist, was man sonst unter wissenschaftlicher Objektivität zu verstehen pflegt. Unter solchen Umständen hat ein Wissenschaftler, weil er notwendigerweise in seiner täglichen Arbeit auf die eine oder andere Weise zur Anforderung nach Objektivität Stellung beziehen muß, gleichzeitig Partei für oder wider den Faschismus zu ergreifen, ob er es nun will oder nicht, und ob er es sich nun eingestehen will oder nicht."[20]

*Vierte These*: Wenn empirische Beobachtungsdaten zur Begründung einer These herangezogen werden, dann sind – Simiands „le Précepte de la connotation repérable" folgend – Angaben zur Erhebungssituation unerläßlich. Nur so ist es möglich, Thesen zu vergleichen und zu verifizieren, die als „objektiv gültig" betrachtet werden können.

*Fünfte These*: Damit die in einer empirischen Untersuchung verwandten zentralen Begriffe eine klare Unterscheidung des gemeinten Gegenstandes von anderen erlauben, Thesen überprüfbar und Ergebnisse mitteilbar machen können, müssen sie nicht nur einen übereinstimmend und präzise definierten empirischen Bezug aufweisen, das heißt: ihr Bedeutungsgehalt muß genau festgelegt und durch eine beschreibende Aufzählung bestimmter sprachlicher Ausdrücke, statt „unmittelbarer ganzheitlicher

[20] Svend Ranulf: Socialvidenskabelig Metodelære, København 1946, Seite 8.

Anschauungen"[21], erfaßt sein, sondern es müssen auch konkrete Anweisungen für operationale Definitionen gegeben werden, mit denen man den Gegenstand erfassen kann, den die jeweils begriffliche Formulierung meint, um sie dann mit empirisch quantifizierenden Messungen überprüfen zu können. Die Messungen selbst legen damit fest, was gemessen wird, und das „läßt sich besser" – jenseits formulierter Arbeitshypothesen – „mit Hilfe der neuen, künstlich geschaffenen Begriffe bewerkstelligen als mit Hilfe der verworfenen, populären."[22]

*Sechste These*: Sowohl das Aufstellen von spekulativen Theorien ohne empirische Erfahrungsgrundlage als auch ein naiver Empirismus ist ohne irgendein wissenschaftliches Interesse. Zweck der Wissenschaft muß es vielmehr sein, „das zukünftige Eintreten beobachtbarer Phänomene vorauszusagen"[23] oder „einen theoretischen Zusammenhang zwischen den Phänomenen herzustellen, der es ermöglicht, ihren zukünftigen Verlauf zu berechnen."[24] Im Mittelpunkt dieses Erkenntnisinteresses steht das Aufdecken von Kausalzusammenhängen zwischen den untersuchten Phänomenen (Merkmalen). Theorie ist in diesem Sinne nur nützlich, wenn sie auf einem System von empirisch prüfbaren Aussagen beruht und verifizierbare Voraussagen zuläßt. Die wissenschaftstheoretische Grundlage hierfür sind die aus einzelnen Beobachtungen induktiv hergeleiteten allgemeinen Aussagen (Gesetze, Regeln).

*Siebente These*: Als methodische Voraussetzung für das Aufstellen von Kausalzusammenhängen bedarf es – wiederum Simiands „Précepte de la revue sélective" folgend – eines systematischen und möglichst vollständigen Verzeichnisses aller Faktoren, die in irgendeiner Form Einfluß auf die untersuchten Phänomene in der Wirklichkeit ausüben könnten. Die Häufigkeit des Zusammentreffens zweier Phänomene wird dann letztlich als das entscheidende Kriterium für den Ursachenzusammenhang angesehen. Das Mittel zu diesem Zweck ist die komparative Methode, die durch systematisches Einbeziehen des Vergleichs von Schlüsselmerkmalen das Erkennen von Korrelationen zwischen den untersuchten Phänomenen ermöglicht und damit die vergleichsweise Aussagenarmut bloßer statisti-

[21] Ebenda, Seite 48.
[22] Ebenda, Seite 51.
[23] Ebenda, Seite 50.
[24] Ebenda, Seite 51.

scher Korrelationen vermeidet. Deckt man diese auf diese Weise auf, so läßt sich für alle vergleichbaren Fälle ein Gesetz formulieren, und mit ihm kann man wiederum Prognosen erstellen, ohne befürchten zu müssen, einem Irrtum anheimzufallen.

*Achte These*: Wenn Kultursoziologie allein die geistigen, künstlerischen, wissenschaftlichen, moralischen usw. Lebensformen untersucht, ihre Hauptfrage also die nach der Prägung von Epochen der Gesellschaftsgeschichte durch einen dominanten geistigen Kulturstil ist, dann ist sie abzulehnen, weil nicht die Brillanz der Argumente, sondern empirische Beobachtungen darüber entscheiden und weil sie sich so der Einordnung unter ein Kausalgesetz entzieht und damit keine Prognosen zuläßt.

*Neunte These*: Wenn eine erfahrungswissenschaftliche Theorie über das empirisch Nachgewiesene hinaus auf Axiomen beruht, die als Aussagen, weil keine noch weiterreichenden grundlegenden Sätze zu ihrer Ableitung bekannt sind, nicht oder aus methodischen Mängeln noch nicht verifiziert werden können, dann hat sich diese Theorie in der Praxis nicht bewährt; ihre Sätze müssen grundsätzlich empirisch überprüfbar sein, das heißt: sie müssen sich am Kriterium „wahr" oder „falsch" beweisen lassen.

Ranulf trug die in diesen Thesen zum Ausdruck kommenden Anforderungen an eine sozialwissenschaftliche Methodenlehre, die in mancherlei Hinsicht als das Einmaleins der empirischen Sozialforschung angesehen werden müssen, mit dem Eifer eines true believers und Rigoristen vor, der keinen Widerspruch duldete, und zwängte Geigers kritisierte Ansichten dadurch in das Prokrustesbett seiner Überlegungen. Demgegenüber ist aber – unter Hintansetzung der Kritik Geigers, die in seiner Streitschrift Punkt für Punkt nachzulesen ist, und auch der in den Rezensionen im einzelnen geübten Kritik Geltings und Jørgensens[25] an

[25] „Daß kritischer Sinn eine unumgängliche Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten ist," so resümierte Jørgensen in seiner schon erwähnten Besprechung „Socialvidenskabelig Metodediskussion" (siehe Fußnote 2), „werde ich als letzter bestreiten, aber das ist ja nicht alles – es braucht auch positives Wissen und Erfindergeist, Phantasie und Intuition. Letzteres wird in Ranulfs Buch gewiß nicht gerade wertgeschätzt; hier verrückt sich die gesunde Balance zwischen Entdeckung und Beweis, Hypothesenbildung und Verifizierung, Intuition und Kritik zu ungunsten der ersteren drei Glieder dieser Gegensätze mit überzogener Betonung der letzteren" (Seiten 250 f.). Und: „Obwohl ich (...) so ziemlich skeptisch bin, was die politische Effektivität der Ideologiekritik [Ranulfs] betrifft, kann ich ihr nicht jede Wirkung aberkennen und sehe somit Ranulfs Kritik an den nazistischen Philosophen nicht als wertlos an. Aber

Ranulf – doch, aus grundsätzlichen Erwägungen, darauf aufmerksam zu machen, daß längst vor der Drucklegung des Ranulfschen Buches die moderne Wissenschaftslehre Karl Poppers (1902 bis 1994) den in der Hauptthese präferierten methodologischen Naturalismus oder Szientismus, der verlangte, die Sozialwissenschaften müßten endlich von den Naturwissenschaften lernen, was wissenschaftliche Methode sei, als Irrweg ablehnte.[26] Denn dieser mißverstandene Naturalismus, das machte Popper in seinem Beitrag zum Positivismusstreit in der deutschen Soziologie in den sechziger Jahren noch einmal sehr deutlich und traf damit gleichzeitig auch den wissenschaftstheoretischen Kern der Anschauungen Ranulfs, stellte Forderungen auf wie „Beginne mit Beobachtungen und Messungen; das heißt zum Beispiel, mit statistischen Erhebungen; schreite dann induktiv zu Verallgemeinerungen vor und zur Theoriebildung. Auf diese Weise wirst Du dem Ideal der wissenschaftlichen Objektivität näher kommen (...)." Diese Auffassung beruht auf einem „leider allzu weit verbreiteten und einflußreichen Mythos vom induktiven Charakter der naturwissenschaftlichen Methode und vom Charakter der naturwissenschaftlichen Objektivität."[27]

Wenn man indessen dieses wissenschaftslogische Mißverständnis korrigierte und Wissenschaft, wie sie Popper verstand und empfahl, als eine bestimmte Art des erkenntnistheoretischen Verhaltens betrachtete,

---

ihr Wert verringert sich unglücklicherweise dadurch, daß er, soweit ich sehen kann, (...) nirgends näher definiert, was er mit Nazismus, das heißt: nazistischer Ideologie oder Philosophie, meint. Er begnügt sich damit, ein paar Verfasser zu referieren und zu kritisieren", die jedoch „im übrigen in vielem uneinig" waren. Aber es ermangelte des genaueren Versuchs, zu charakterisieren, was denn diese Philosophen zu Parteigängern des Nazismus machten, was die fatale Konsequenz hatte, „daß man die Kritiken an ihnen ohne weiteres auf andere, die an einem oder mehreren Punkten ähnliche Anschauungen oder Überlegungen geäußert" hatten, übertragen konnte, obwohl sie zweifellos alles andere als Anhänger des Nazismus waren – eine methodische Vorgehensweise, die in Ranulfs Buch häufig vorkam und die er besonders auch auf Geigers Studie „Die Masse" und vor allem auf seine „Sociologi" anwandte (Seite 252). Die von Ranulf „selber verfochtenen Methoden und Prinzipien erscheinen dagegen weder so einleuchtend analysiert noch so klar formuliert, wie es wünschenswert wäre. Kapitelüberschriften versprechen mehr als sie halten, denn sie wecken die Erwartung an prinzipielle Untersuchungen, die gar nicht durchgeführt werden, sondern sich, ohne groß zu fragen, in kleinkarierter Kritik und strauchelnder Polemik verstricken." Und „die Darstellung und deren Vorzüge ertrinken fast in der überwältigenden Polemik gegen die vielen Verfasser, deren Werke Ranulf nicht anerkennen kann" (Seite 259). Ähnlich kritisch, wenn auch nicht so detailliert, äußerte sich Gelting.

[26] Siehe dazu Poppers grundlegendes Werk: Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft, Wien 1935.

[27] Karl R. Popper: Die Logik der Sozialwissenschaften, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R. Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied $^{2}$1972, Seite 107.

die allgemeine Aussagen der Kritik und damit forschungslogisch dem Falsifikationsprinzip unterwirft, und die durchaus im Einklang mit den wissenschaftstheoretischen Überlegungen Ernst Machs (1838 bis 1916) und Henri Poincarés (1854 bis 1912) stehen, auf die sich Geiger ausdrücklich beruft, dann folgte daraus eine Verfahrensweise, die mit Blick auf die zwischen Ranulf und Geiger geführte Debatte so hinreichend wichtig ist, daß sie ein ausführlicheres Zitat rechtfertigt: „a) Die Methode der Sozialwissenschaften wie auch die der Naturwissenschaften besteht darin, Lösungsversuche für ihre Probleme – die Probleme von denen sie ausgeht – auszuprobieren. Lösungen werden vorgeschlagen und kritisiert. Wenn ein Lösungsversuch der sachlichen Kritik nicht zugänglich ist, so wird er eben deshalb als unwissenschaftlich ausgeschaltet, wenn auch vielleicht vorläufig. b) Wenn er einer sachlichen Kritik zugänglich ist, dann versuchen wir, ihn zu widerlegen; denn alle Kritik besteht in Widerlegungsversuchen. c) Wenn ein Lösungsversuch durch unsere Kritik widerlegt wird, so versuchen wir es mit einem anderen. d) Wenn er der Kritik standhält, dann akzeptieren wir ihn vorläufig; und zwar akzeptieren wir ihn vor allem als würdig, weiter diskutiert zu werden. e) Die Methode der Wissenschaft ist also die des tentativen Lösungsversuches (oder Einfalls), der von der schärfsten Kritik kontrolliert wird. Es ist eine kritische Fortbildung der Methode des Versuchs und Irrtums (‚trial and error'). f) Die sogenannte Objektivität der Wissenschaft besteht in der Objektivität der kritischen Methode; das heißt aber vor allem darin, daß keine Theorie von der Kritik befreit ist, und auch darin, daß die logischen Hilfsmittel der Kritik – die Kategorie des logischen Widerspruchs – objektiv sind."[28]

Für alle Disziplinen der Natur- und Sozialwissenschaften wird demnach die Einheit der Forschungslogik postuliert, wobei das spezifische Erhebungsinstrumentarium der Forschung dem Untersuchungsgegenstand angemessen sein sollte. Unterschiede zwischen den Wissenschaftsdisziplinen können dann nur graduell und historisch bedingt sein und sind damit prinzipiell aufhebbar.[29]

---

[28] Ebenda, Seite 105 f.

[29] Siehe dazu auch Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuausgabe (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Renate Mayntz, Kurt Holm, Peter Hübner: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Opladen 31972, Seite 194–224, und Ralf Dahrendorf: Anmerkungen zur Diskussion der Referate von Karl R. Popper und Theodor W. Adorno, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R.

Geigers Wissenschaftsauffassung als empirischer Gesellschaftsforscher stand zweifellos der Wissenschaftslehre Poppers nahe, wie unschwer den Ausführungen in seiner Streitschrift zu entnehmen ist, ohne daß er sich ausdrücklich auf sie berufen hätte.[30] Er beharrte nämlich für die erfahrungswissenschaftliche Soziologie auf einer hypothesengestützten, am Falsifikationsprinzip orientierten, präzisen *„begriffsanalytisch"*, das heißt: theoretisch, *„gelenkte[n], quantifizierende[n] Untersuchung der sozialen Erscheinungswelt"*[31], von der Ranulf, der ja eine induktiv-empirische Vorgehensweise bevorzugte, offenkundig nicht sonderlich viel hielt. Aber auch sie käme ohne begrifflich-theoretische Klärungen nicht aus, wenn sie „sich nicht in draufgängerischem field-work ohne wohldurchdachte Problemstellung" erschöpfen wollte. „Man kann z. B. nicht Gesellschaftsklassen gegeneinander abgrenzen, ihre Größenverhältnisse bestimmen und sich über den Zusammenhang zwischen Klassenlagen und anderen sozialen Erscheinungen aussprechen," wie Geiger in dieser Formulierung auch Ranulf gegenüber hätte einwenden können und dem Sinn nach auch getan hat, der auf dieses Beispiel kritisch eingeht, „ohne wenigstens einen vorläufigen Begriff von der Gesellschaftsklasse zu haben. Mit solchen Begriffen trifft der Forscher ja eben die Auswahl der Erscheinungen, die er im gegebenen Falle messen, zählen oder wägen will. Es leuchtet aber ein, daß die Auswahl des Forschungsstoffes, ja die Problemstellung selbst befriedigender sein wird, wenn die Ausgangsbegriffe kritisch geklärt sind."[32]

Die Folge ist, wie Jørgen Gelting in seiner Rezension der Bücher Ranulfs und Geigers es resümierend auf den Punkt brachte, „daß Geiger einen wesentlichen Teil seines Buches darauf verwendet, zu zeigen, daß Ranulfs Darstellung von Geigers methodologischen Gesichtspunkten und die von ihm angewandten Methoden nicht korrekt sind", um dann zu folgern:

---

Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied $^{2}$1972, Seite 145–153.

[30] Siehe auch Hans Albert: Intellektueller Humanismus. Theodor Geiger als Ideologiekritiker und als Vertreter der Aufklärung, in: Siegfried Bachmann (Hrsg.): Theodor Geiger – Soziologe in einer Zeit „zwischen Pathos und Nüchternheit". Beiträge zu Leben und Werk, Berlin 1995, Seite 85–106.

[31] Theodor Geiger: Das Verfahren der empirischen Soziologie. Aus dem Nachlaß, in: Paul Trappe (Hrsg.): Theodor Geiger. Arbeiten zur Soziologie. Methode – Moderne Großgesellschaft – Rechtssoziologie – Ideologiekritik. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe (Soziologische Texte. Herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Band 7), Neuwied/Berlin-Spandau 1962, Seite 79.

[32] Ebenda, Seite 77.

„und es bleibt nur wenig Raum übrig für eine eigentliche erkenntnistheoretische Diskussion, in der die Differenzen recht begrenzt zu sein scheinen."[33] Mit einer solchen Schlußfolgerung wird indes der fundamentale Unterschied in den Erkenntnishoffnungen und Erkenntnisansprüchen zwischen Ranulf und Geiger, der die ganze Debatte durchzog, eher beschönigt. Die Ausgangspositionen beider würde man gewiß unzulänglich charakterisieren, wenn man sie ausschließlich für Standpunktdifferenzen erklärte, die jede Diskussion und Argumentation ausschlössen und keine Verständigungspunkte böten. So wäre Geiger sicherlich damit einverstanden gewesen, wenn Ranulf die induktive Methode nicht mehr als alleinige Strategie angesehen und sie in erster Linie zur Hypothesenerkundung eingesetzt hätte, während Geiger mit seiner Aussage vom halben, aber alles andere als unbewußten Bruch mit der phänomenologischen Methode in früheren Arbeiten seinen Standpunkt präzisierte und „zugunsten einer betont empirischeren Auffassung aufgegeben"[34] habe. Diese Bemerkung Jørgensens war, wie gleich zu zeigen sein wird, jedoch nur die halbe Wahrheit. Dennoch waren die Unterschiede nicht nur im Inhalt, sondern vor allem auch in der Art und Weise der methodologischen Argumentation so tiefgreifend, daß man bezweifeln muß, ob sich Ranulf mit Geiger auch nur auf ein Verfahren hätten verständigen können, mit dessen Hilfe sich ihre Unterschiede hätten klären und entscheiden lassen.

Dieser gravierende Mangel dürfte nicht zuletzt auch der weitgehenden Theorieabstinenz Ranulfs geschuldet sein, wie beispielsweise seine pars pro toto Darlegungen zum Intelligenztest deutlich machten. Nicht nur tadelte Geiger die unscharfe Begrifflichkeit und theoretische Konzeption, ihm schien vor allem der Stellenwert der Forschungsmethoden weit überschätzt, zumal kein noch so ausgeklügelter methodischer Zugriff nämlich das eigene Nachdenken über den Problemzusammenhang und die angewandten Methoden ersetzen könne. Das zeigte sich besonders eindrücklich auch an Ranulfs grundlegender Kritik an der phänomenologischen Methode in Geigers „Sociologi". Er war sicherlich der erste, der

[33] Jørgen Gelting: Svend Ranulf: SOCIALVIDENSKABELIG METODELÆRE. Ejnar Munksgaards Forlag, København 1946. 260 Sider. *Theodor Geiger*: RANULF CTR. GEIGER. Nyt Nordisk Forlag, Arnold Busck, København 1946. 108 Sider. In: Nationaløkonomisk Tidsskrift, LXXXIV, København 1946, Seite 158.

[34] Jørgen Jørgensen: Socialvidenskabelig Metodediskussion, in: Socialt Tidsskrift, XXII, København 1946, Seite 260.

sie wissenschaftlich publik machte, aber er war nicht der erste, der sie vortrug, ohne sie indes wirklich substantiieren zu können.

Diesen Mangel äußerte schon fünf Jahre vor der Debatte zwischen Ranulf und Geiger auch der dänische Rechtsphilosoph und Jurist Alf Ross (1899 bis 1979), der als einer der wichtigsten Vertreter des skandinavischen Rechtsrealismus gilt, in einem Brief vom 20. Februar 1941[35] aus Kopenhagen an Geiger, nicht ohne ihm zuvor höchste Anerkennung für seine „Sociologi" zu zollen: „Es ist mir ein Bedürfnis, meine Freude darüber zum Ausdruck zu bringen, die Bekanntschaft mit Ihrer großen, umfassenden ‚Sociologi' gemacht zu haben. Ihr imposantes enzyklopädisches Wissen auf den verschiedensten Gebieten hat mich sehr beeindruckt, und ich bewundere das tiefe Verständnis und die feine Auffassungsgabe, die Ihre reichhaltige Kasuistik prägten. (...) Sicherlich gibt es verschiedene auch fundamentale Punkte, an denen wir unterschiedlicher Meinung sind. So wäre etwa zu nennen, daß ich mich von der fundamentalen Anknüpfung an die phänomenologische Richtung (Scheler, Litt und Kumpane), die im § ‚Fænomenet Medmenneske'* zum Ausdruck kommt, distanzieren muß. Diese ist meiner Meinung nach wesensfremd zur emp. positivistischen Erkenntnistheorie, zu der Sie sich im übrigen zu bekennen scheinen" (Seite 1).

Geiger ging in seinem Antwortbrief vom 16. März 1941[36] aus Odense auch ausführlich auf diesen Vorwurf Ross' ein: „Vor allem ist da der Punkt mit der Phänomenologie. Wenn Sie genau hinsehen, werden Sie bemerken, daß ich sie eigentlich nur – wenn ich so sagen darf – in negativer Hinsicht verwende, namentlich um all den Nonsens auszuschließen, der sich durch an und für sich falsche Problemstellungen (die Ätiologie der Gesellschaft; die ‚Priorität' der Individualität oder des Kollektivismus) in die Soziologie geschlichen hat. Wenn sich die Forschungsgeschichte nicht mit solchen Fragen beschäftigen müßte, könnte man die konkreten Fragen, ohne ‚präliminare' Soziologie diskutieren zu müssen, unbefangen in Angriff nehmen. – Im Hinblick auf den genannten negativen Zweck schien mir die phänomenologische Methode besonders gut geeignet zu

[35] Die Durchschrift dieses maschinengeschriebenen dänischen Schreibens wird im Nachlaß Ross in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen aufbewahrt.

* „Das Phänomen ‚Mitmensch'"

[36] Das dänische Handschreiben Geigers wird im Nachlaß Ross in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen aufbewahrt.

sein. Womit ich dann an einem Punkt angelangt wäre, an dem ich Sie leider enttäuschen muß: Ich bekenne mich zu keiner besonderen erkenntnistheoretischen Richtung, war aber schon immer ein ‚middle-grounder', d. h.: habe bei der Bearbeitung unterschiedlicher Problemstellungen stets die Methoden angewandt, die in den einzelnen Fällen Resultate versprachen. In dem genannten Fall erschien mir daher die phänomenologische Methode brauchbar, um im Streit zwischen Metaphysikern und ähnlich verirrten ‚Positivisten' aufzuräumen. – Sobald es um konkrete soziologische Probleme geht, bevorzuge ich andere Methoden, und ich habe stets gegen das Abgleiten gewisser Doktrinär-Phänomenologen in den Intuitionismus, der nicht über eine ‚interessante Sicht' hinausgeht, polemisiert. (Am ärgsten ist es bei H. Freyer und einigen anderen. Litt hält sich an die philosophischen Generalia, und Scheler kann, wenn er sich mit Einzelproblemen beschäftigt, einigermaßen vernünftig-analytisch sein.) – Die Tatsache, daß Sie sich hinsichtlich der speziellen Kapitel im Buch nicht über phänomenologischen Leichtsinn beschweren, deutet eigentlich darauf hin, daß die Phänomenologie in ihren Voraussetzungen nicht schlecht ist. Wäre sie prinzipiell verfehlt, müßte diese falsche Sicht wohl verstärkt zum Ausdruck kommen, je mehr die auf falscher Basis gewonnenen Grundbegriffe auf konkrete Probleme angewandt würden" (Seite 1). Im übrigen ist es vielleicht ratsam, sich hier Max Webers zu erinnern, auf den Ranulf ja so große Stücke hielt, der sich in einer nachgelassenen Seminarnotiz für das Münchner „Kategorien"-Kolleg vom 19. Januar 1920 durchweg herablassend über eine verselbständigte Methodendiskussion äußerte: „Methode ist das Sterilste was es gibt. ... Mit Methode allein ist noch nie etwas geschaffen worden."[37]

Als legitime Erkenntnisaussagen kamen für Geiger, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Ranulf und Geiger auf den Punkt zu bringen, jedenfalls nur solche in Betracht, deren Inhalt prinzipiell

[37] Zitiert nach Wilhelm Hennis „Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werks", Tübingen 1987, Seite 184 (Anmerkung 49). Bedenken gegen eine vorwiegend methodologische Betrachtungsweise in der Soziologie äußerte unter einem inhaltlichen Blickwinkel auch Geiger, als es in einem Brief vom 2. Januar 1944 an den Philosophen Torgny Segerstedt (1908 bis 1999) unter anderem um die Frage ging, welches Lehrangebot er an der Universität Uppsala anbieten könne: „Ein Grundkurs in Soziologie könnte meiner Meinung nach auf zwei Arten angegangen werden: entweder durch eine Einführung in Methoden und Richtungen der Soziologie oder auch durch die Behandlung einiger ausgewählter Einzelfragen. Ich würde letzteres vorziehen, da ich stets an der Bedeutung methodischer Erörterungen, sofern Zuhörer nicht mit der Substanz des Faches vertraut sind, gezweifelt habe" (Geigers Handschreiben befindet sich in der Universitätsbibliothek Uppsala im Nachlaß Segerstedt).

aufgrund von „Sinneswahrnehmungen" nach den Regeln der Logik „als richtig oder falsch aufgewiesen", das heißt: „verifiziert oder falsifiziert (...) werden kann."[38] Darüber hätte er sich sicherlich mit Ranulf schnell verständigen können und hat es mit seiner Zustimmung zur „Forderung nach Verifikation" als vorläufiges Forschungsstadium ja auch getan. Kein Einverständnis hätte Ranulf aufgrund seiner Methodologieauffassung gegenüber Geiger bekundet, als dieser fortfuhr: Auf diese Weise führte fast immer „die Bestätigung oder Korrektur einer hypothetischen Begriffsbildung zur hypothetischen Sichtung weiterer Tatsachenzusammenhänge, vor allem zu feineren Unterscheidungen innerhalb einer bisher durch einen Begriff gedeckten Gruppe von Erscheinungen. Die neugewonnenen hypothetischen Begriffe sind abermals empirisch zu prüfen usf. Am gedachten und erstrebten (wohl nie ganz erreichbaren) Ende dieser alternierenden Stufenfolge von Hypothese – empirischer Korrektur – neuer Hypothese steht ein in allen seinen Teilen durch exakte Nachprüfung gesichertes, alle beobachteten Erscheinungen widerspruchsfrei deckendes System von Begriffen und Urteilen."[39]

Freilich war sich Geiger auch darüber im klaren, daß die „Soziologie vorerst nur einen bescheidenen Bestand an gesichertem Wissen aufzuweisen [hat], und das aus drei Gründen. – 1. Ihr Tatsachenmaterial ist schwieriger zugänglich als das der klassischen Naturwissenschaften. – 2. Ihre Objekte verändern sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung. Neue soziale Konstellationen machen bisher unbeachtete Probleme sichtbar, neue soziale Gestaltungen stellen die Forschung immer neuen Erkenntnisaufgaben gegenüber. – 3. Als nomothetische Erfahrungswissenschaft ist die Soziologie in der Tat noch ‚jung', nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert alt, sie kämpft daher noch um die Ausbildung geeigneter Beobachtungs- und Meßverfahren"[40] und konnte sich deshalb noch „nicht auf die bloße Feststellung von Handlungs- und Gebarenswelten beschränken," wie Geiger das mit seinem Ansatz vom „soziologische[n]

[38] Theodor Geiger: Ideologie und Wahrheit. Eine soziologische Kritik des Denkens, Wien 1953, Seite 47.
[39] Theodor Geiger: Das Verfahren der empirischen Soziologie. Aus dem Nachlaß, in: Paul Trappe (Hrsg.): Theodor Geiger. Arbeiten zur Soziologie. Methode – Moderne Großgesellschaft – Rechtssoziologie – Ideologiekritik. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe (Soziologische Texte. Herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Band 7), Neuwied/Berlin-Spandau 1962, Seite 78 f. Ähnliche Gedanken äußert Geiger auch in seiner Streitschrift im Kapitel „Begriffsbildung, Begriffsrealismus und Begriffsanalyse" (Seite 32).
[40] Ebenda, Seite 79. Siehe dazu auch Geigers Bemerkungen zum methdologischen Behaviorismus in seiner Streitschrift im Kapitel „Kausalität und Kultursoziologie" (Seite 40).

Behaviorismus" (Seite 21 ) vorhatte, „sondern hat bei deren Erklärung die zugrunde liegenden oder begleitenden psychischen Tatsachen zu berücksichtigen."[41]

Eine solche wissenschaftslogische und soziologische Position, die allein Prämissen der Wissenschaftslehre und soziologischen Theorie verpflichtet wäre, würde allerdings dem Gesellschaftskritiker Geiger nicht gerecht werden, weil er sie, wie ja aus vielen Beispielen seiner Streitschrift hervorgeht, stets entschieden mit einer soziologischen Analyse von epochalen oder grundlegenden aktuellen gesellschaftlichen Problemen verband, worauf Ranulf, der darauf doch ebenso großen Wert legte, in seiner Kritik mit keinem Wort einging. Jedenfalls pflegte Geiger seit den erfahrungswissenschaftlichen Arbeiten der zwanziger Jahre ein begrifflich-theoretisches Denken, das sich nicht – und hier stand er der von Theodor W. Adorno (1903 bis 1969) im Positivismusstreit vertretenen Auffassung durchaus nahe – technologisch und technisch mit jener stumpfen Präsentation von Zahlen begnügen wollte, die so viele Publikation über Erhebungen und Umfrageforschung zur Sterilität verurteilten,[42] sondern vor allem sozialkritisch umgesetzt werden konnte, und ausdrücklich mit dem Anspruch verbunden war, daß Soziologie der Aufklärung und Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse, vor allem auch der Machtkritik, dienen sollte.

Daß Ranulf in der Kontroverse mit Geiger viele Fragen offenlassen mußte, überrascht vor dem Hintergrund seiner wissenschaftslogischen Position nicht sonderlich. Es ist also nicht weiter verwunderlich, daß er, anstatt ihn methodisch vorzuführen, nachgerade das Gegenteil erreicht hatte. Manche seiner Argumente mag man für banal halten, andere für problematisch oder einfach falsch, aber Ranulfs Kritik hat doch zu einer gewissen Klärung in der Debatte geführt. Entgegen seinen Erwartungen erwies sie sich als ungeeignet, jene Kontroverse zu entscheiden, die zwischen Ranulf und Geiger auch von tiefer gegenseitiger Abneigung geprägt war. Daran ändert auch das Bekenntnis mangelnder Kooperation bei der Drucklegung des Manuskripts und das gespreizt vorgetragene

[41] Ebenda, Seite 83.

[42] Siehe insbesondere Theodor W. Adorno: Soziologie und empirische Forschung, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R. Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied $^{2}$1972, Seite 84–87.

Eingeständnis voreiliger Kritik in einigen Punkten nichts Grundlegendes, die Ranulf Geiger gegenüber nach dem Studium von dessen Streitschrift konzedierte, wie seinem folgenden Brief zu entnehmen ist:

11. Juni 1946.

Lieber Professor Geiger,

Dank für Ihre Schrift, die ich heute erhalten habe und sofort von Anfang bis Ende durchgelesen habe. Ich bedaure sehr, daß ich Sie nicht darum gebeten habe, mein Manuskript vor dem Druck zu lesen. Es hätte bedeutet, daß ich ein Jahr lang hätte warten müssen, das Buch in Gebrauch nehmen zu können. Vielleicht aber ist es doch bedauernswert, daß ich die Verspätung nicht in Kauf genommen habe. Im Hinblick auf die soziologische Methode sind wir tatsächlich weniger uneinig, als ich geglaubt hatte. Nach dem Lesen Ihrer Kritik bin ich bereit, an verschiedenen Punkten Zugeständnisse zu machen, die mich dem Standpunkt, den Sie jetzt vertreten, annähern würden.

Für mich stellte es sich so dar, daß Sie Fürsprecher einer Methode in der Soziologie waren, die billiger ist und weniger Arbeit erfordert, als von mir als notwendig angesehen. Wollte ich – vorzugsweise mit Blick auf die nächste Generation – für eine bessere finanzielle Ausstattung der Soziologie argumentieren, ginge kein Weg an der Behauptung vorbei, daß Ihre Methoden unzureichend seien. Diese Voraussetzung erweist sich nun als unrichtig.

Ganz einig sind wir jedoch nicht. Seit ich im Jahre 1934 dazu gezwungen wurde, eine schon geplante und begonnene Arbeit über den Puritanismus aufzugeben, weil mir die notwendigen finanziellen Zuschüsse verwehrt wurden, habe ich keine Möglichkeit dazu gehabt, etwas zu leisten, das ich selber als glaubwürdige Wissenschaft ansehe. Wie problematisch das sein kann, wenn man mit bescheidenen Mitteln zu arbeiten versucht, müssen jedenfalls Ih-

rer Meinung nach meine Aussagen über die Weimarer Republik bezeugen.

Was die Soziologie der Weimarer Republik betrifft, so tut es mir leid, daß ich vor dem Krieg wegen fehlender Geldmittel meine „Methods of Sociology" nicht drucken lassen konnte. Sie hätten sich von der Argumentation in dieser Schrift gewiß nicht überzeugen lassen, aber da liegt doch eine Dokumentation vor, auch wenn sie weniger vollständig ist, als ich es gewünscht hätte. Ein Kapitel des Buches wurde unter dem Titel „Scholarly Forerunners of Fascism" in der Zeitschrift „Ethics", Bd. 50, Heft 1, Oktober 1939, abgedruckt. Was Vierkandt und andere Soziologen der Weimarer Republik betrifft, so möchte ich im Hinblick auf Ihre eigenen Ausführungen auf Seite 14 behaupten, daß man sehr wohl ein Ehrenmann sein kann, obwohl man gegen seinen Willen und ohne es zu wissen, eine Stütze für den Nationalsozialismus wurde. Was ich in diesem Zusammenhang über Sie gesagt habe, gilt natürlich nicht hinsichtlich Ihres jetzigen Standpunktes.

Der Grund dafür, daß ich Sie öfter als jeden anderen Verfasser zitiert habe, ist – außer dem bereits angeführten –, daß Sie unter den jetzigen Verfassern Dänemarks derjenige sind, der am meisten über die Themen geschrieben hat, von denen mein Buch handelt. Ich habe Starcke usw. nicht erwähnt, weil ich glaube, daß diese Verfasser entweder nicht mehr gelesen oder nicht mehr ernstgenommen werden. Ich habe Ihre „Sociologi" öfter als andere Schriften zitiert, weil dieses Buch vermutlich von Studenten und anderen mehr gelesen wird als Ihre andren Schriften und weil Sie besonders in diesem Buch die Methoden der Soziologie besprechen. Ich habe „Die Masse" miteinbezogen, um mich eventuell gegen das Argument wehren zu können, daß ein soziologisches Forschungsinstitut überflüssig sei, da Sie ja gezeigt hätten, daß ein einzelner Forscher sehr wohl ohne Hilfe die Verhältnisse in einer modernen Gesellschaft studieren kann. Es tut mir nun leid, daß ich nicht wußte, daß ich mir diese Vorsichtsmaßnahme hätte sparen können. Ich habe auf Vierkandt hingewiesen und auf Ihren Artikel im „Handwörterbuch" als ein

vermutlich geeignetes Hilfsmittel im Zusammenhang mit „la règle du contexte", um Ihre Soziologie recht verstehen zu können. Auf der ersten Seite der „Videnskabens Stilling"[43] habe ich das hohe Niveau der deutschen Wissenschaft vor 1914 hervorgehoben.

Trotz der deutschen Besatzung habe ich Clemmensen gegen Ihre Kritik verteidigt, weil er meinte, sie schade ihm finanziell.[44] Sonst hätte ich zu diesem Zeitpunkt das Wort nicht gegen Sie erhoben. –

Leider ist es mir nicht eingefallen, daß ich durch die Ausnahme von meiner Regel im Hinblick auf „Die Masse" und dem sonstigen Festhalten an ihr ein schiefes Bild von Ihrer Produktion gezeichnet habe, da ich Ihre statistischen Untersuchungen übergangen habe; ich hätte sie erwähnen müssen als Gegengewicht gegen eine Jugendarbeit, die Sie selber für schwach halten. –

Damit meine ich, Ihre Beurteilung meines „Angriffs" aus ethischen Gesichtspunkten beantwortet zu haben und verstehe wohl, daß Sie sich dazu veranlaßt gefühlt haben. Was die weiter bestehende sachliche Meinungsverschiedenheit zwischen uns betrifft, werde ich die Studenten mit den Zugeständnissen, die ich Ihrer Kritik zu zollen habe, bekannt machen und sie dazu auffordern, sich selber eine Meinung über die Fragen zu bilden, in denen wir noch uneinig sind.[45]

Auch wenn Ranulf seine Kritik teilweise revidierte und mit Blick auf die soziologischen Methoden feststellte, daß „wir tatsächlich weniger uneinig sind, als ich geglaubt hatte", so ging er doch in seinem Brief mit keinem Wort auf den eigentlichen forschungslogischen Kern der Debatte ein, der beide trennte. Geiger konnte sich in seinem kurzen Antwortbrief für die geleistete „Abbitte" nur sparsame Worte des Dankes abringen,

[43] Gemeint ist damit Ranulfs 1939 in Kopenhagen erschienene Studie „Videnskabens Stilling i moderne Stater" [Die Stellung der Wissenschaft in modernen Staaten].

[44] Siehe dazu die Erläuterung im Apparat (Seite 93).

[45] Die Durchschrift dieses maschinengeschriebenen dänischen Briefes wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.628 verwahrt.

blieb im Ton verbindlich und, wo Ranulf Geigers soziologische Interessen als Lehrstuhlinhaber berührte, höflich zurückweisend, wobei er sich am Schluß eine Spitze nicht versagen konnte:

THEODOR GEIGER
Professor an der Aarhus Universität

Aarhus, den 25 – 6 – 46
Risskov, Lindevangsvej 10
Tel. Risskov 8105

Lieber Professor Ranulf,

Dank für Ihren Brief, in dem ich zu meiner Zufriedenheit sehe, daß meine Einwände jedenfalls an einigen entscheidenden Punkten überzeugend gewirkt haben.

Darüber hinaus danke ich für die Zusendung Ihrer Äußerung zum „Studienkreis Wissenschaft und Gesellschaft"[46]. Ich kann Ihren Beitrag nicht als schädlich für die Interessen meines Fachs betrachten und sehe auch nicht, wie Ihre Meinung zur Methode meine persönlichen Interessen, die sich darauf beschränken, meine Arbeit friedlich ausführen zu dürfen, schaden könnten. – Es wäre mir aber lieb gewesen, wenn Sie sich damit begnügt hätten, für Ihre eigene Person zu sprechen, anstatt meine Person in Ihrer Äußerung mit einzubeziehen.[47] Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, sah ich mich veranlaßt, dieses in einem kurzen

[46] Die Keimzelle des Studienkreises „Wissenschaft und Gesellschaft" bildete Ende 1943/Anfang 1944 eine Gruppe von links stehenden, in der Widerstandsbewegung engagierten Naturwissenschaftlern (überwiegend Biochemiker) des Kopenhagener Carlsberg-Laboratoriums, die eine stark anwendungsorientierte Wissenschaft pflegten. Den Anstoß dazu hatte John Desmond Bernals Studie „The Social Function of Science" (London 1939) gegeben. Nach dem Krieg erweiterte sich der Studienkreis mit Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen und dehnte seinen Wirkungsbereich auch auf Aarhus aus. Im Studienkreis gaben jetzt Wissenschaftler den Ton an, die den linken Einfluß begrenzen, großes Gewicht auf eine internationale Ausrichtung der Wissenschaft legen und starken Einfluß auf die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung Dänemarks in den nächsten 30 Jahren nehmen wollten. Ranulf gehörte nicht zu den offiziellen Mitgliedern des Studienkreises, aber er sympathisierte offenkundig mit ihm.

[47] Ranulf hatte den an interessierte Wissenschaftler ausgeteilten Fragebogen B (7 Seiten) auch in Geigers Namen beantwortet. Der Fragebogen umfaßte ein breites Spektrum an Fragen und Fragenkomplexe, die um Antworten zur Institution, zum Bildungs- und Berufsweg, Arbeitsverhältnis und zum Fach (etwa Forschungsschwerpunkte, Theorie-Praxis-Verhältnis, internationale Zusammenarbeit, Publikationsmöglichkeiten, personale und sachlich Ausstattung) baten. Geiger selbst hatte sich an der Enquête nicht beteiligt.

Schreiben an den Studienkreis darzulegen. Einen Durchschlag lege ich bei. –

Sollten wir nicht, um unfruchtbare Polemik zu vermeiden, in Zukunft nach bestem Vermögen unseren positiven Einsatz für die Forschung betreiben und es der fachlichen Kritik überlassen, über uns zu urteilen?

Mit freundlichem Gruß

*Geiger.*[48]

---

25 – 6 – 46.
Risskov, Lindevangsvej 10

Studienkreis Wissenschaft und Gesellschaft

Erst jetzt ist es zu meiner Kenntnis gelangt, daß Svend Ranulf, Professor für Philosophie an der Universität Aarhus, den seinerzeit ausgeteilten Fragebogen über die Bedingungen der Wissenschaft im Namen der Soziologie beantwortet hat. Es berührt nicht meine Interessen, wenn der Inhaber des philosophischen Lehrstuhls seine Forschungsarbeiten auf die Soziologie konzentriert und aus diesem Grund auf eigene Rechnung Arbeitsbedingungen wünscht, die es ihm erlauben, komparativ-soziologische Studien auf breitester Grundlage durchzuführen. Da Prof. Ranulf jedoch in seiner Antwort direkt und namentlich für meinen Lehrstuhl und für meine Person spricht, muß ich von seiner Vertretung meiner vermutlichen Interessen Abstand nehmen.

Eine Widerlegung von Prof. Ranulfs Standpunkt in dieser Sache ist nicht erforderlich, da ich auf meine ausführliche Antwort auf seinen Angriff in der „Socialvidenskabelig Metodelære", Kopenh.

[48] Der maschinengeschriebene dänische Brief Geigers an Ranulf wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.585 verwahrt.

1946, verweisen kann (vgl. meine kleine Schrift: Ranulf ctr. Geiger. Kopenh. 1946).

Ich muß allerdings Prof. Ranulfs Anspielung darauf, die Professur für Soziologie an der Universität Aarhus sei mir seinerzeit durch eine Art von Ausschreibung zugefallen, weil meine weniger lauteren Arbeitsmethoden ‚billiger' wären, zurückweisen.

gez. *Geiger*.[49]

Ein wesentlicher Grund, warum die Debatte zwischen Ranulf und Geiger so wenig konstruktiv verlief, das macht auch noch einmal der Briefwechsel deutlich, ist in der Enttäuschung darüber zu suchen, daß Ranulf in der Auseinandersetzung mit Geiger, sobald es um konkrete soziologische Probleme geht, eine Präzisierung seiner wissenschaftslogischen Position in seiner sozialwissenschaftlichen Methodenlehre wohlweislich vermied. Denn dann hätte er sich äußern müssen zu: 1) einer detaillierten paradigmatischen Analyse einzelner soziologischer Theorien für das zu lösende Problem, 2) einer darauf fußenden genauen Bestimmung des Verhältnisses von soziologischer Theorie und Empirie, und, damit einhergehend, 3) der Art der angewandten Begriffe, ob sie quantitativ, wohldefiniert und zweckmäßig für empirische Untersuchungen seien, 4) der methodischen Konstruktion, Analyse und erfahrungswissenschaftlichen Erforschung des Problems, 5) der Zuverlässigkeit und Gültigkeit der angewandten Forschungsmethoden und 6) hätte er sich weitaus intensiver mit den von Geiger angewandten Methoden als damit beschäftigen müssen, was dieser selber über sie zu sagen pflegte.[50] 7) „Endlich gibt es gewisse Probleme, die man überhaupt nicht nach der von Ranulf als einzig anerkannten Methode behandeln *kann*. Ich bin nicht besonders stolz auf das,

[49] Die dem Schreiben Geigers an Ranulf vom 25. Juni 1946 beigefügte maschinengeschriebene briefliche Mitteilung (Durchschlag) an den „Studienkreis Wissenschaft und Gesellschaft" wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.585 verwahrt.

[50] Siehe dazu auch Jørgen Gelting: *Svend Ranulf*: SOCIALVIDENSKABELIG METODELÆRE. Ejnar Munksgaards Forlag, København 1946. 260 Sider. *Theodor Geiger*: RANULF CTR. GEIGER. Nyt Nordisk Forlag, Arnold Busck, København 1946. 108 Sider. In: Nationaløkonomisk Tidsskrift, LXXXIV, København 1946, Seite 157 f., und Ralf Dahrendorf: Anmerkungen zur Diskussion der Referate von Karl R. Popper und Theodor W. Adorno, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R. Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied $^{2}$1972, Seite 153.

was ich vor 20 Jahren in jugendlichem Leichtsinn über Straßenaufläufe geäußert habe, und Ranulf rügt hier", was Geiger ihm freimütig zugesteht, „mit Recht meine voreiligen Schlußfolgerungen. Aber, wenn man sich wirklich nur auf Massenbeobachtungen stützen darf – wie in aller Welt soll man dann in diesem Falle vorgehen? Wie viele Straßenaufläufe kann man selbst als Augenzeuge miterleben, auch wenn man ihnen nur hinterherjagt?" (Seite 52)

Jedenfalls trogen letztlich der Wunsch und die Hoffnung Jørgen Jørgensens, daß der zwischen Ranulf und Geiger „ausgetragene Methodenstreit in Zukunft in eine fruchtbarere Diskussion über einige der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Sachfragen"[51] zweier ihrer führenden Repräsentanten münden werde. Dazu trug wesentlich Ranulfs rigoroses Festhalten an einer induktiv-empirischen Verfahrensweise und der damit bevorzugten Methode in seinem Lehrbuch bei. Zwar gestand er, als er in einem Zeitungsartikel nochmals auf den Methodenstreit einging, durchaus zu: „Es hat verschiedene Meinungen darüber gegeben, welche Methoden eigentlich in der Soziologie anzuwenden seien", aber, so fügte er sogleich hinzu: „Ich habe mir meine Meinung dazu während eines Studienaufenthalts in Frankreich vor über zwanzig Jahren gebildet."[52] Diese Bemerkung Ranulfs war nun nicht besonders klug, weil es sich dabei cum grano salis vor allem um übernommene Anschauungen Simiands handelte, die eigene Ansichten, Meinungen und Urteile in den Hintergrund treten ließen. Aber die gedankliche Weiterentwicklung dieser Anschauungen hätte es werden können, wenn er die neueren wissenschaftstheoretischen Erkenntnisse aufgenommen und sich ohne jede Rücksicht auf mögliche Folgen für die eigene wissenschaftslogische Position nicht taub gegenüber den gegen sie vorgebrachten Einwänden gestellt hätte.

Geigers kritische Antwort machte mithin auf Ranulf wenig Eindruck. Auch zwei Jahre nach der Debatte, als er im Rahmen seiner in der Lehre für das Philosophikum gemachten Erfahrungen nochmals auf sie zurückkam und sich mit einer Reihe von Einzelpunkten, in denen er mit Geigers Anschauungen nicht übereinstimmte, mäkelnd weiter auseinandersetzte, hielt er unbeirrt an seiner prinzipiellen wissenschaftslogischen

[51] Jørgen Jørgensen: Socialvidenskabelig Metodediskussion, in: Socialt Tidsskrift, XXII, København 1946, Seite 260.

[52] Svend Ranulf: Strid mellem de Lærde, in: *Aarhus Stiftstidende* vom 25. Juni 1946, Seite 5.

Auffassung fest.[53] Er diskreditierte sich damit ein weiteres Mal. Auch für ihn trifft gewiß zu, was Fontane (im Hinblick auf Adolph Menzel) über Kritiker sagte: „Wer eine Kunst nicht selber übt, hat sein Lob und seinen Tadel an bestimmter Stelle schweigen zu lassen, nämlich da, wo das mangelnde Können auch sein Wissen lahmlegt."[54] Geiger wollte jedenfalls nicht weiter mit Ranulf rechten und überging es mit Schweigen; er hatte die notwendigen forschungslogischen und forschungsmethodischen Konsequenzen aus seinen Forschungen schon vor der Debatte mit Ranulf gezogen und konnte sie schon bald in seinen großen empirisch-soziologischen Studien unter Beweis stellen.

## II.

Auch bei der Arbeit an diesem Band der Theodor-Geiger-Gesamtausgabe haben mir wieder viele mit kundigem Rat und Tat zur Seite gestanden. Für ihre Bereitschaft, Rückmeldung und Unterstützung bei schwierig zu erläuternden Sachverhalten, Hintergründen und nachzuweisenden Quellen der Zitate danke ich besonders Arno Barnert und Gerd Richter (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek – Zentrale Information –, Georg-August-Universität Göttingen), Dagmar Drüll-Zimmermann (Projekt Heidelberger Gelehrtenlexikon, Universitätsarchiv der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg), Günther Fricke (Zentrale Hochschulbibliothek Flensburg), Håkan Hallberg (Handschriften- und Musikabteilung, Universitätsbibliothek Uppsala), Henrik Knudsen (Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Aarhus), Gudrun Kühne-Bertram (Dilthey-Forschungsstelle im Institut für Philosophie, Ruhr-Universität Bochum), John T. Lauridsen (Forschungsabteilung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen), Palle Lykke (Archiv der Universität Aarhus), Till Schelz-Brandenburg (Zentrales Archiv der Universität Bremen), Wolfgang Schluchter (Institut für Soziologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg), Raymond-Josué Seckel (bibliographische For-

[53] Siehe dazu das maschinengeschriebene dänische Manuskript „Geiger ctr. Ranulf", das von Ranulf vermutlich 1948 verfaßt worden ist; es befindet sich im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.137.

[54] Zitiert nach Fritz J. Raddatz: Tagebücher. Jahre 1982–2001, Reinbek bei Hamburg 2010, Seite 754.

schungsabteilung der Nationalbibliothek Paris) sowie Lotte Thyrring Andersen (Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus).

Bei den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung Berlin, der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften Kiel, der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, der Königlichen Schwedischen Nationalbibliothek Stockholm, der Staatsbibliothek zu Berlin (Wissenschaftlicher Auskunftsdienst) – Preußischer Kulturbesitz, der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha, der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln und der Zentral- und Landesbibliothek Berlin bedanke ich mich für ihr großes Verständnis und ihre Umsicht, mit der sie meine wiederholten bibliographischen Rechercheanfragen beantwortet haben.

Die deutsche Fassung dieses Bandes stammt von Gert J. Fode; er hat, wenn nichts anderes vermerkt wurde, auch alle in der Vorrede und im Apparat nötigen Übertragungen aus dem Dänischen besorgt, wofür ich ihm sehr danke.

Benjamin W. Brinkmann hat für diesen Band die Dokumentvorlagen mit dem Textsatzsystem LaTeX $2_\varepsilon$ erstellt und mich wieder umsichtig mit klugen Hinweisen und Vorschlägen beraten und unterstützt.

Eine große Hilfe waren mir schließlich wieder die Bemerkungen und Kritik Annelie Rodax', die das Manuskript redigierte und dessen sprachliche Klarheit nicht zuletzt wesentlich ihr Verdienst ist; ihr sei auch an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Halle (Westfalen), im Herbst 2010

Klaus Rodax

THEODOR GEIGER

# RANULF contra GEIGER

## Ein Angriff und eine offensive Verteidigung

Motto:

*Oft sieht man Wissenschaftler in ihrer praktischen Forschungsarbeit grobe Verstöße gegen die schönen methodischen Regeln begehen, die sie selber aufgestellt haben.*

Svend Ranulf: Socialvidenskabelig Metodelære, Seite 82.

# Inhalt

Einleitende Apologie . . . . . 7

I. Objektivität, Faschismus und Demokratie . . . . . 11

II. Phänomenologie und Axiomatik . . . . . 17

III. Begriffsbildung, Begriffsrealismus und Begriffsanalyse . . . . 23

IV. Kausalität und Kultursoziologie . . . . . 35

V. Verifikation . . . . . 47

VI. Deutschtümelei und unzulässige Generalisierung . . . . . 59

Postskriptum: Urteil und Beweismaterial . . . . . 73

# Einleitende Apologie

Das Verhältnis zwischen zwei Wissenschaftlern, die innerhalb der Grenzen eines kleinen Landes ihre Arbeit auf nahe verwandten und dünn besetzten Forschungszweigen betreiben, pflegt sich mit großer Wahrscheinlichkeit entweder zu kameradschaftlicher Zusammenarbeit oder zu streitbarer Diskussion zu entwickeln. Daß nicht gerade gegenseitige Lobhudelei den Professor für Philosophie an der Universität Aarhus, Svend Ranulf, und mich verbindet, hat seine natürlichen Gründe. Das Gegenteil zu vermeiden ist in den 12 Jahren, in denen ich – zuerst lose, seit dem Jahre 1938 aber sehr eng – mit dem wissenschaftlichen Leben des Landes verknüpft bin, mein Bestreben gewesen. Nachdem die Besetzung der Professur für Soziologie an der Universität Aarhus Ranulf und mich in ein Konkurrenzverhältnis gebracht hatte, hat auch reines Taktgefühl mich überdies davon abgehalten, zur Arbeit von Professor Ranulf in schriftlicher oder sprachlicher Form öffentlich kritisch, geschweige denn polemisch, Stellung zu beziehen[1] – obwohl die Versuchung manchmal groß gewesen ist, besonders, als Ranulf falsche Behauptungen über die Stellung der Wissenschaft in der Weimarer Republik vorbrachte. Obwohl ich, unmittelbar vertraut mit den von ihm beurteilten Verhältnissen, zu einer scharfen Erwiderung im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit kompetent und berufen gewesen wäre, habe ich aus den zuvor angedeuteten Gründen geschwiegen.

Die gleiche Zurückhaltung pflegt Ranulf sich selber nicht aufzuerlegen. Oft genug hat er mich im Laufe der Jahre ziemlich hart angegriffen. Eine

[1] In meiner *Sociologi*, 1939, wird Ranulf auf acht von über 730 Seiten genannt. Auf den Seiten 126, 136, 137, 144, 146 und 471 geht es um Dokumentation und Referat in eindeutig zustimmender Weise. Eine längere Fußnote auf Seite 237 f. erhebt in äußerst gemäßigter Form und ohne Schärfe sachliche Zweifel an Ranulfs Deutung des Verhältnisses von moralischer Indignation und Sozialmilieu. In einer Fußnote auf Seite 105 habe ich gezwungenermaßen einen deutschen Forscher der Weimarer Republik gegen unbegründete Anschuldigungen von Nazitendenzen verteidigt. Auch hier ist der Ton gedämpft, obwohl mehr Temperament bei der Verteidigung eines Ehrenmannes, der – in einer nazistischen Diktatur weilend – Angriffen dieser Art wehrlos gegenüberstand, vielleicht am Platz gewesen wäre.

besonders scharfe Polemik führte er zu einem Zeitpunkt gegen mich, als der Stacheldraht der Gestapozensur mich daran hinderte, der von ihm vorgebrachten Verzerrung meiner Behauptungen, auf der die Polemik zum Teil basierte, entgegenzutreten.[2]

In der letzten Zeit ging Professor Ranulf nun zu einem Generalangriff über, und das ändert mit einem Schlag die Situation. Ich kann mein Schweigen nicht mehr länger aufrechterhalten, ohne Gefahr zu laufen, daß die breitere Öffentlichkeit die Beweggründe für mein Verhalten falsch deuten würde.

Svend Ranulf hat nämlich als Professor für Philosophie eine *Socialvidenskabelig Metodelære* veröffentlicht, die als Lehrbuch für das Philosophikum der Studenten bestimmt ist. Nach einem Vorwort, das mit 20 Prozent des Gesamtumfanges eine Schilderung davon ist, wie die Phantasie des Verfassers sich meinen „inneren Weg" als Forscher vorstellt, beginnt das erste Kapitel mit meinem Namen, der im weiteren der am meisten zitierte des ganzen Buches ist. Auf 40 von insgesamt 260 Seiten kreisen die Gedanken des Verfassers um meine Wenigkeit. An und für sich könnte man es als ein Kompliment auffassen, würdig befunden worden zu sein, den sechsten Teil eines philosophischen Anfängerlehrbuches zu füllen. Alles andere als geschmeichelt frage ich mich jedoch ratlos: Wie komme ich zu dieser Ehre?

Ob ein Buch, welches zum allergrößten Teil ein polemischer Angriff gegen den einen – und ein gleichermaßen unbedingtes Lob für einen anderen – ist, sich als Leitfaden für Anfänger eignet, müssen der Verfasser und seine Studenten miteinander ausmachen, und das Resultat der Lehre muß es an den Tag bringen. Es geht mich aber persönlich etwas an, daß man mich zu repräsentativem Lehrstoff ausersehen hat. Man kann es wahrscheinlich nur mit einem von zwei Gründen rechtfertigen. – Ist mein Einsatz so herausragend, daß man mich zum lebenden Klassiker ausrufen muß? Das Buch läßt den Leser nicht im Zweifel, daß dem beileibe nicht so ist. Oder ist meine Arbeit von so ungewöhnlich geringer Qualität und verwerflicher Tendenz, mein öffentliches Ansehen aber gleichzeitig so groß, daß unverdientes Prestige niedergerissen und ein falscher Prophet entlarvt werden muß, um das junge Akademikergeschlecht vor einer

[2] Svend Ranulf: Mere om Erhvervsetik. Nationaløkonomisk Tidsskrift, 1944.

gefährlichen Ansteckung zu schützen? Nun, mein Name ist nicht gerade in aller Munde – das habe ich auch nie vermißt – und Ranulf bemerkt (auf Seite 20 und 135) herablassend, meine Veröffentlichungen entsprächen so ungefähr dem niedrigen Niveau, das soziologische Forschung im allgemeinen kennzeichne, sehe man einmal von einer gänzlich kleinen Gruppe von herausragenden Wissenschaftlern ab. –

Daß es ihm trotzdem notwendig erscheint, gerade mich als solidarisch Verantwortlichen für die schlechte Soziologie an den Pranger zu stellen, begründet er damit, daß „die maximale Wirkung am besten erzielt wird, wenn die Kritik gegen namentlich genannte dänische Wissenschaftler als Repräsentanten für die behandelten Methoden gerichtet wird" (Seite 9) – eine pädagogische Rechtfertigung also. Warum denn aber nicht lieber Carl Nicolai Starcke, Claudius Wilkens, Georg Cohn, Knud Asbjørn Wieth-Knudsen oder unseren großen dänischen Polyhistor Vinding Kruse? Besonders bei letzterem gäbe es reichlich Gelegenheit dazu, den von Ranulf beklagten Positivismusmangel aufzuzeigen. Und alle die Genannten hätten mir gegenüber den Vorteil, genuin dänische Forscher zu sein – letzterer wäre sogar ein Beispiel für die nazistische Gefahr, die sich hinter mangelnder Objektivität verbirgt, und gegen die Ranulf ja im Namen der Demokratie kämpft.

Das pädagogische Argument ist offenbar nicht ausreichend. Dahinter steckt scheinbar mehr. Der Schlüssel liegt vielleicht in einer Aussage, die Ranulf – kurz nach meinem Antritt der Professur für Soziologie an der Universität Aarhus – in seinem 1939 erschienenen Buch über *Videnskabens Stilling i moderne Stater* gemacht hat, die ich aus gegebenem Anlaß zitieren möchte. Ranulf wies dort, ebenso wie in seinem neuen Buch, darauf hin, daß ein niedriger Standard in der sozialwissenschaftlichen Forschung die Gefahr einer Nazifizierung berge und schildert ausführlich, wie minderwertig die deutsche Sozialwissenschaft in der Weimarer Republik gewesen ist. Danach fährt er fort: „Es ist deshalb äußerst beklagenswert, daß deutsche Soziologen, die man aus ihrem Heimatland verjagt hat, nun in anderen Ländern, in denen sie Zuflucht gefunden haben, unausweichlich an einer Senkung des wissenschaftlichen Niveaus mitwirken, so wie sie in Deutschland stattgefunden hat. Das kann man den Emigranten an und für sich nicht vorwerfen, denn sie haben wohl kaum die Voraussetzung dafür, zu begreifen, daß das wissenschaftliche

Niveau in dem Milieu, aus dem sie stammen und in dem sie ihre Ausbildung genossen haben, ausgesprochen niedrig war ... und das kann es erfordern, ihnen direkt entgegenzutreten, wie peinlich es auch immer sein mag, einen Mann anzugreifen, der sich in der prekären Situation eines Emigranten befindet" (Seite 61 f.).

Damals fand ich es nicht wert, gegen solche Ausdrücke von Antipathie und Ressentiment Einspruch zu erheben. Und nur mit äußerstem Widerwillen lasse ich mich heute aus meiner bisherigen Reserve locken. Aber ein gewichtiges Buch ist geschrieben, veröffentlicht und als Lehrbuch eingeführt worden, das auch von meinen eigenen Schülern der Soziologie zukünftig in der philosophischen Vorbereitung zu verwenden ist. Es geht also nicht an, die breit angelegte und niedermachende Kritik unwidersprochen stehen zu lassen. Ihr in meiner Lehre, wo ich meine Studenten für mich habe, nachdrücklich entgegenzutreten, käme mir wie eine hinterhältige Form der Polemik vor.

Professor Ranulf hat mich außerdem mit kollegialer Loyalität geradezu zu einer Gegendarstellung aufgefordert und seine Absicht bekundet, in der Lehre den Studenten meinen Widerspruch nicht vorenthalten zu wollen – eine Aufforderung, die ich nicht überhören kann.

Nach diesen Überlegungen sehe ich mich also gezwungen, in einem öffentlichen Streit aufzutreten, der mir innerlich zuwider ist. Die Zeit für fruchtbare Arbeit ist in unserem kurzen Erdenleben viel zu knapp bemessen.

Århus, im März 1946.

*Theodor Geiger.*

# I.

## Objektivität, Faschismus und Demokratie

Die besonderen politischen Absichten, die Ranulf mit seiner philosophischen Lehre verbindet, haben im Grunde genommen nichts mit unserem sozialwissenschaftlichen Methodenstreit zu tun. Indirekt bin ich aber auch hier persönlich mitbetroffen. Außerdem möchte ich mir die willkommene Gelegenheit nicht entgehen lassen, von Anfang an eine meiner Kardinalanforderungen an wissenschaftliche Objektivität zu pointieren.

Ranulf bezeichnet es (Seite 7 f.) als Sinn und Zweck des Philosophikums, die Demokratie in ihrem Kampf gegen den Faschismus zu stärken. Er erkennt prinzipiell die Forderung nach Unparteilichkeit in der Wissenschaft an, meint aber: „Das Verhältnis ist ein anderes, wenn man einer politischen Bewegung gegenübersteht, die behauptet, eine eigene Wissenschaft zu besitzen, inspiriert von Intuition und Rasseninstinkt, und die deshalb voller Hohn alles abweist, was man sonst unter wissenschaftlicher Objektivität zu verstehen pflegt." Darum muß der Wissenschaftler notwendigerweise zu dieser Bewegung Stellung beziehen. Ein Forscher, der seine Pflicht zur Objektivität zu leicht nimmt, geht dem Faschismus zur Hand. Dieses Verhältnis muß zur Sicherheit der Demokratie klargestellt werden. – Zwei Seiten später (Seite 10) wird behauptet, ich wäre ein „Fürsprecher für und Anwender von Methoden, die den Anforderungen an Objektivität, deren Wichtigkeit oben hervorgehoben wurde, nicht entsprechen." Hier wird impliziert, daß ich ein camouflierter Stützpfeiler für faschistische Denkweise wäre – gegen meinen Willen natürlich, denn Ranulf bezweifelt ebensowenig wie alle anderen meine antifaschistische Gesinnung. Um so peinlicher muß der Verdacht einer inneren unbewußten Tendenz mich berühren.

Prinzipiell gesehen, ist es keinesfalls auszuschließen, daß jemand unbewußt eine Sache unterstützt, die er aus ganzem Herzen haßt. Wenn man aber einen konkreten Fall betrachtet, muß die Behauptung ausgesprochen gut untermauert sein. Ranulf trägt seine Meinung in dieser Sache aber ohne einen einzigen Versuch der Verifikation vor, und sein eher allgemein begründetes Raisonnement ist, wie man wohl sagen darf, äußerst oberflächlich und mangelhaft.

Dies gilt besonders für das politische Element in seinem Gedankengang. Ranulf betrachtet scheinbar Faschismus und Demokratie als unbedingte Gegensätze, die eindeutig in einem Alternativverhältnis zueinander stehen. Es ist aber nicht einmal gewiß, daß der Faschismus wirklich ein Gegensatz zur Demokratie *ist* – es kommt ja sehr darauf an, wie man beide Begriffe versteht. Sicher ist, daß Faschismus ein Gegensatz zu Liberalismus ist, und es läßt sich *vermuten*, daß eine Demokratie auf längere Sicht nur auf liberaler Grundlage funktionieren kann. Ist der Faschismus also ein Gegensatz zur liberalen, parlamentarischen Demokratie, gibt es jedoch auch andere Bewegungen, die dem Faschismus im Hinblick auf Liberalismusfeindlichkeit in nichts nachstehen. Was ist mit denen?

Auf jeden Fall spielt hier eine Reihe von Dingen mit hinein: Demokratie – Liberalismus – Faschismus – Diktatur, deren verschiedene Verhältnisse man abklären müßte, bevor man die schlichte Alternative aufstellen kann: Faschismus oder Demokratie. Ranulf betrachtet die Dinge in einer historischen Momentaufnahme, offenbar auf dem Hintergrund der allgemeinen Vorstellung, die sich uns durch die Losung des Vorjahres „Kampf der Demokratien gegen den Faschismus" eingeprägt hat. Und da der Faschismus sich als wissenschaftsfeindlich entpuppt hat, schließt er daraus, daß man der Wissenschaft wegen die Demokratie sichern muß. Die politische Phantasie aber kann sich wohl gut eine nichtdemokratische Staatsform vorstellen – und mit der Möglichkeit ihrer historischen Verwirklichung rechnen –, die ganz andere Züge trägt als der Faschismus, und die sich im besonderen der Wissenschaft und dem objektiven Denken gegenüber gänzlich anders verhält. (Früher war der Absolutismus in manchen seiner Erscheinungsformen gar kein schlechter Nährboden für unparteiische Forschung.) Wo steht geschrieben, daß jede nichtdemokratische Bewegung und Staatsform für denselben zugrundeliegenden

Typus von „Wissenschaft" stehen muß, wie wir sie in Deutschland und Italien erlebt haben?

Danach ist der Faschismus nicht die einzige politische Bewegung, „die behauptet, eine eigene Wissenschaft zu besitzen". Man braucht nur statt: „inspiriert von Intuition und Rasseninstinkt" zu setzen: „von Materialismus und Klassenbewußtsein", dann hat man das Gegenstück. Die damit angesprochene politische Bewegung bekennt sich gegenwärtig äußerst eifrig zu einer Sicherung der Demokratie – und reformiert sie aber gleichzeitig zu einer „wahren", einer „Volksdemokratie". Aus Ranulfs Buch geht nicht hervor, ob das positive Verhältnis dieser Bewegung zur Demokratie – oder ihre Proklamation einer besonderen Wissenschaft für seine Einstellung zu ihr bestimmend gewesen ist.

„... Wissenschaft muß in politischer Hinsicht unparteiisch sein ..." – „Aber das Verhältnis ist ein anderes, wenn ...". Das sind zwei gefährliche Sätze, die eine Ausnahme von der Forderung nach Unparteilichkeit aufstellen. Wir haben gerade eine parallele Diskussion über politische Freiheit in der Demokratie und deren Grenzen erlebt. Soll die Freiheit auch der Bekämpfung von Demokratie selber gelten? Wie man auch immer als politischer Mensch in der Praxis dieses wirklich schicksalsschwere Dilemma lösen will – man kann sich sicher kaum sonderlich für eine Begrenzung der Freiheit im Namen der Freiheit erwärmen. Praktische Notwendigkeit zwingt dagegen nicht zu einer ähnlichen Lösung der analogen Frage: Soll die Unparteilichkeit der Wissenschaft auch für Gedankenkonstruktionen und Bewegungen gelten, die die Wissenschaft selber bedrohen? Soll diese ihre bisherige kritische Beobachterrolle aufgeben und die „Demokratie sichern", als Wehr gegen den wissenschaftsfeindlichen Faschismus?

Die Fragestellung selber erscheint mir falsch, weil Ranulf Davidsohns „Denkweisen und Handlungsweisen", die Ideologie der Bewegung und ihr Machtsystem nicht auseinanderhält. Die Wissenschaft kann das Gedankenkonstrukt des Faschismus nicht anerkennen, sondern muß es einer Ideologiekritik unterziehen – so wie sie es gegenüber allen politischen Bewegungen tun muß, die Demokratie nicht ausgenommen. Wenn Nazismus und Faschismus dabei besonders schlecht abschneiden, liegt es an dem vollständigen Mangel an Rationalität in deren geistigen Vor-

aussetzungen. – Mit Faschismus und Nazismus als Machtsysteme in der Handlungssphäre hat die Wissenschaft sowieso nichts zu tun, außer jene zu analysieren und zu beschreiben. Und wieder gilt hier dasselbe wie für jedes andere Machtsystem – die Demokratie nicht ausgenommen. Die Wissenschaft als solche bekämpft weder noch sichert sie irgendein politisches Machtsystem – und wo sie es doch versucht, betrügt sie sich selbst. Ihre Stellung im Hinblick auf Machtsysteme ist beobachtend und kritisierend. Sollte die Wissenschaft mit ihrer Kritik an der faschistischen Ideologie in einer gegebenen historischen Konstellation das demokratische Machtsystem unterstützen, ist dies jedoch kein wissenschaftliches Ziel an sich – auch wenn sich Forscher vielleicht im Hinblick auf die Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaft darüber freuen würden.

Einen letzten, den in diesem Zusammenhang wichtigsten Einwand muß ich gegen Ranulfs Anwendung des Begriffes „Objektivität" und diesem von ihm zugedachte Rolle richten. Von welcher denkbaren Bedeutung des Wortes man auch immer ausgeht – fehlende Objektivität begünstigt jedenfalls nicht den Faschismus besonders. Sie ebnet den Weg für alle Ideologien, und welche davon der einzelne möglicherweise vorzieht, hängt von seinem persönlichen Temperament und Geschmack, seiner Vergangenheit und seinem Milieu ab sowie von der Mode der Zeit und einem Dutzend anderer unkontrollierbarer Faktoren. Wahr ist, daß Objektivität – äußerst vage ausgedrückt – ein Gegengift gegen politische und andere Ideologien im allgemeinen ist.

Ranulf scheint ohne weiteres ein Gleichheitszeichen zwischen Objektivität und Positivismus setzen zu wollen. Er hat zweifelsohne Definitionen und Schlußfolgerungen zur Hand, die seine Gleichung stützen. Zwingend schlüssig können sie nicht sein. Und will man endlich Objektivität auf eine solche Weise definieren, daß sie mit Positivismus zusammenfällt, kann es jedenfalls nicht die *auf diese Weise* bestimmte Objektivität sein, die ganz allein einen Schutzwall gegen Ideologien im allgemeinen und Faschismus im besonderen bildet. Ranulf wird sicher kaum begriffsanalytisches Raisonnement als positivistisch anerkennen, aber es muß genauso wie der Positivismus eine destruktive Auswirkung auf die metaphysischen und mystischen Nebelschwaden des Faschismus haben. Er ist also gezwungen entweder zuzugeben, daß es auch Objektivität von anderer als positivistischer Art gibt – oder daß die mit Positivismus

gleichzusetzende Objektivität nicht das einzige intellektuelle Bollwerk gegen den Faschismus ist. Ich selber halte mich an den ersten Teil der Alternative. Wahrlich bin ich mit Ranulf darin einig, „daß die Frage nach der Objektivität in der Methode der Sozialwissenschaft eine Bedeutung besitzt, die kaum überzubewerten ist" (Seite 9). Aber *mein* Begriff von Objektivität erlaubt es mir nicht, Wissenschaft zur Sicherung der Demokratie einzusetzen – auch wenn ich als Bürger große Stücke auf sie halte ...

Abschließend eine kurze Bemerkung, die Ranulfs Verdacht, daß aller Forschung außerhalb der von ihm vorgezeichneten Linien faschistische Tendenzen innewohnen, in einen größeren und aktuellen Zusammenhang rückt. Es ist mein Eindruck – und meine Sorge –, daß die zur Zeit sehr beliebte Klappjagd nach „verborgenem Faschismus" in allen möglichen Meinungen und Geisteshaltungen allmählich zu einer größeren Gefahr für die intellektuelle Freiheit heranwächst als die möglichen Reste von nazistischer Gesinnung selber. Es besteht zwar die Möglichkeit, daß „der Geist Hitlers unter uns siegt" (Seite 8) – aber nicht so sehr auf Grund von Nachwirkungen seiner Ideen, als vielmehr durch monomanische Verdächtigungen der nächsten Gesinnungen und Meinungen. –

Die Haltung und Methode sind das Erbe Hitlers – auch wenn wir sie nun „für die Demokratie" einsetzen.

*

# II.

## Phänomenologie und Axiomatik

In gewisser Hinsicht habe ich in dieser Diskussion meinem Angreifer gegenüber ein schweres Handicap. Er ist ein geschulter, gut ausgebildeter Philosoph, während ich es nie verheimlicht habe, daß mein philosophisches Wissen leider ziemlich fragmentarisch ist. Sicherlich ist es Ranulf deswegen so leicht gefallen, durch bohrende und in manchen Punkten unangemessen akribische und kritische Prüfung Unebenheiten vorzubringen, die größerenteils auf fachtechnisch unorthodoxer Ausdrucksweise als auf der Sache selbst zu beruhen scheinen. Ich bin ihm nur dankbar für diese Mahnung.

So weit reicht allerdings mein philosophisches Wissen, daß ich mir selber über einen wesentlichen, von Ranulf angedeuteten Aspekt in meiner soziologischen Entwicklung im klaren bin: fort von der Phänomenologie. Im übrigen bin ich, retrospektiv gesehen, im Zweifel, ob ich mich überhaupt jemals in der Umarmung der Phänomenologie befunden habe. Husserl selbst bezeichnet (Eislers *Handwörterbuch der Philosophie* zufolge) ursprünglich seine Phänomenologie als eine „deskriptive Psychologie" oder eine Analyse, „in der man von der eigentlichen psychologischen Forschung, die eine empirische Erklärung und Genesis anstrebt, absieht." Erst in einem späteren Stadium begründet er die Phänomenologie in direktem Gegensatz zur Psychologie, indem er hervorhebt, daß die reine oder transzendentale Phänomenologie keine Wesenswissenschaft von Tatsachen ist, eine Wesenslehre nicht von realen, sondern von transzendental reduzierten Phänomenen. Sie ist eine rein deskriptive Disziplin, die mit bloßer Intuition das Feld des transzendental reinen Bewußtseins durchforscht. – Ich bin nie ein Phänomenologe in letzterem Sinne gewesen. Die Phänomenologie ist für mich lediglich eine angemessene

Methode zur Aufstellung einiger weniger soziologischer Grundbegriffe gewesen. Die phänomenologischen Bestandteile meiner älteren Arbeiten liegen wohl eher auf einer Linie mit Husserls erster, psychologischer, als mit seiner späteren, transzendentalen Konzeption.

Ranulf irrt mit seiner Vermutung: „Es ist unwahrscheinlich, daß Geiger selber ganz bewußt in ein Gegensatzverhältnis zur Phänomenologie geraten ist" (Seite 170) ebenso wie mit seiner Rede von meinem „unbewußten und halben Bruch mit der phänomenologischen Methode" (Seite 174). Halb – vielleicht vor 7 bis 8 Jahren, wo Ranulf mit seiner Analyse meiner Entwicklung stehengeblieben ist –, aber alles andere als unbewußt; und diese Beteuerung müssen sowohl Ranulf als auch die Leser mir schon glauben, denn eigentlich verifizieren läßt sich eine solche Behauptung ja nicht.

Es ist wahr, daß ich ursprünglich meinen Ausgangspunkt in einer phänomenologischen Eidetik genommen habe, deren Begriffe als axiomatisch gültig angesehen werden. Die Willkür der Grundlage hat mich von Anfang an gestört. Jeder beliebige Opponent kann meinem gesamten Gedankenkonstrukt den Boden entziehen, wenn er sich außerstande erklärt, die unmittelbare Evidenz der aufgestellten Axiome begreifen zu können. Einwänden dieser Art kann man nur entgegentreten, indem man auf die phänomenologische $\epsilon\pi o\chi\eta$ (Epoche) hinweist, die einen in *Splendid isolation* entrückte. Das Interesse für Objektivität wurde bei mir keineswegs erst vom „Widerstandswillen gegen den Nationalsozialismus inspiriert" (Seite 174), sondern hatte sich als genuin wissenschaftliches Motiv schon zu einem Zeitpunkt gemeldet, als man den Nazismus noch eher als ein psychopathologisches Kuriosum denn als ernste Gefahr ansah.

Es war diese innere Unruhe des wissenschaftlichen Gewissens, die mich zu dem Frontwechsel bewog, in dem Fachphilosophen möglicherweise eine Vermischung unvereinbarer Bestandteile, einen unerlaubten Methodensynkretismus, sehen, oder, wie Ranulf es ausdrückt: „eine theoretisch ungeklärte, in jedem Fall aber von einem positivistischen Gesichtspunkt aus gesehen nicht zufriedenstellende methodologische Praxis" (Seite 22). Die harsche Kritik richtet sich offenbar in erster Linie gegen das, was Ranulf später mit folgenden Wendungen kennzeichnet: „ein im Verhältnis zu Husserl ... neuer Gedanke, näm-

lich, daß die Resultate des ‚Ideeringens' mit Hilfe induktiver Alltagserfahrungen zu kontrollieren seien ... Das Neue bei Geiger ist nun, daß die durch das Ideeringen gewonnenen Resultate faktisch als Hypothesen zu betrachten sind, die einer empirisch-induktiven Verifikation zu unterwerfen seien", wodurch „der ganze phänomenologische Apparat in seiner Sociologi zu einem überflüssigen Fremdelement wird" (Seite 170). Meine Auffassung ist hier, soweit ich es beurteilen kann, korrekt wiedergegeben. Aber ich bin, entgegen Ranulfs Annahme, mir vollkommen klar darüber, daß ich damit die phänomenologische Ontologie über Bord geworfen habe. Die „auf phänomenologischem Denkwege" gewonnenen Begriffe haben nämlich bei mir nicht mehr axiomatische, sondern rein arbeitshypothetische Bedeutung. Nachdem sie durch Beobachtungen mit der Wirklichkeit konfrontiert und korrigiert worden sind, könnte man sie vielleicht als Axiome im Sinne von Mach oder Poincaré bezeichnen: konventionelle Definitionen, die untereinander widerspruchsfrei und der Erfahrung angepaßt sind. – Daß Husserl sich ob dieses Mißbrauchs seiner im Verhältnis zur äußeren Erfahrung souveränen Aussage über εἶδος (Eidos) in seinem Grabe umdrehen würde, ist eine ganz andere Sache.

Ranulf meint, dies sei die einzige Stelle in meiner *Sociologi*, an der ich eindeutig von der Phänomenologie Abstand nehme. Das ist richtig, wenn man nur ausdrücklich formuliertes Aufkündigen rechnet. Dagegen meine ich, daß die Behandlung des Stoffes und der Gedankengang im Buche im speziellen, weitgehend auch schon in seinem elementaren Teil nicht gerade von phänomenologischer Beeinflussung zeugt. Das muß sogar auch Ranulfs eigener Eindruck sein, denn er bezeichnet den phänomenologischen Apparat als überflüssiges, aber störendes *Fremdelement* im Buch. Schade, daß er seine Beurteilung meines Verhältnisses zur Phänomenologie ausschließlich auf meine Produktion von vor 1939 gründet. In den seither veröffentlichten Schriften läßt sich ein phänomenologischer Einfluß nur schwer aufspüren. Nur die willkürliche Begrenzung des Beweismaterials kann seine Formulierung vom „halben Bruch" (Seite 174) erklären. Halb ist er damals gewesen – um 1935/37 –, als ich mich auf halbem Wege befand. Denn eine solche Umstellung von einer philosophischen Grundlage zu einer anderen pflegt ja normalerweise nicht an einem Tage vor sich zu gehen.

Bevor ich in einem eigenen Kapitel versuchen werde, näher auf meine Begriffsbildung einzugehen und zeigen werde, inwiefern sie nur noch sozusagen auf der Phänomenologie fußt, muß ich Ranulfs Bemerkungen über meine Einteilung der *Sociologi* beantworten. „... im Grunde genommen verliert ... die Distinktion zwischen elementarer und spezieller Soziologie im selben Augenblick ihre Bedeutung, wo man sie wirklich auf die Grundlage des Positivismus stellt. Und so weit hat die positivistische Ansteckung Geiger ergriffen, daß er es als Notwendigkeit empfindet, eine besondere Erklärung zur Rechtfertigung der genannten Distinktion abzugeben" (Seite 171). Rein formell gesehen, muß dazu bemerkt werden, daß der Sinn für die Notwendigkeit, eine Distinktion begründen zu wollen, nicht eine Tugend ist, die nur Positivisten ziert.

Was mich bisher dazu veranlaßt hat, die genannte Unterscheidung aufrechtzuerhalten, wird erst durch eine Erklärung der Begriffsbildung ganz deutlich. Kurz und mit Vorbehalt kann man es vorläufig so ausdrücken: Die elementare Soziologie stellt Begriffstypen als gedankliche Werkzeuge auf und konfrontiert sie mit Beobachtungen gesellschaftlicher Phänomene. Die spezielle Soziologie untersucht komplexe Phänomene in der Gesellschaft und bringt dabei die Begriffstypen zur Anwendung. Wenn Ranulf die Trennungslinie als imaginär bezeichnet, hat er insofern Recht, als die Konfrontation und Kontrolle während des *produktiven* Gedankenprozesses der versuchsweisen Anwendung auf konkrete Forschung dient. Die Trennungslinie besteht und wird aufrechterhalten aus praktischen, stofforganisatorischen Gründen bei der *Konzeption* des zu bearbeitenden Begriffssystems. In einem anderen Zusammenhang drückt Ranulf das aus, was ich meine: Die allgemeine Soziologie ist nur „ein begriffliches Werkzeug zur Erforschung der sozialen Wirklichkeit, und nicht eine Wissenschaft über diese Wirklichkeit selbst" (Seite 173). Es handelt sich also gar nicht um verschiedene „Disziplinen". So aber scheint Ranulf es bei mir aufzufassen, denn er fährt fort, es gäbe auch keinen Grund zur Aussonderung einer präliminaren Soziologie als „einer besonderen Disziplin". Ich würde diese letztere eher als Prolegomena zur Soziologie bezeichnen.

Hier muß ich allerdings Ranulf entgegenkommen, besser gesagt: Ich bin seiner Kritik zuvorgekommen. Schon lange bevor ich von seinen Einwänden Kenntnis erhielt, hatte der elementare Teil in meinem Aufbau

der *Sociologi* an Terrain verloren. Sollte ich jetzt ein Lehrbuch schreiben, würde ich es insgesamt kürzen, und die Reduktion würde besonders zu Lasten des präliminaren und elementaren Teils gehen, der auf vielleicht etwa ein halbes Hundert Seiten zusammengedrängt werden würde. Meine Studenten wissen das, und derselbe Gedanke liegt dem im Jahre 1943 schriftlich ausgearbeiteten Plan für eine schwedische Überarbeitung zugrunde, die ich leider aufgeben mußte. Es wäre unangenehm für meinen dänischen Verleger gewesen, wenn auch ein Gewinn für die Lehre, würde sie nun nach einem schwedischen Textbuch mit halber Seitenzahl und weniger konstruktivem Ballast bestritten. Auf der anderen Seite ist es vielleicht ein Glück, daß der Plan mißlang, denn es zeichnen sich noch vage, doch neue und weitergehende Möglichkeiten ab. Was mir vorschwebt, ist eine Soziologie, die von allem Psychologischen absieht und sich von aller Introspektion freimachen kann, ein soziologischer Behaviorismus von äußerster Strenge. Aber es ist noch zu früh, mehr darüber aus der Schule zu plaudern ...

*

# III.

## Begriffsbildung, Begriffsrealismus und Begriffsanalyse

In Diskussionen mit Verfassern, deren Arbeitsrichtung und Geisteshaltung sein Mißfallen erregen, wendet Ranulf eine Methode an, die einem oft äußerst ungerecht vorkommt. Er isoliert einzelne Aussagen und legt den buchstäblichen Wortlaut extensiv aus. Mitunter werden sie sogar im Verlaufe der Kritik durch Substitution eines umfassenderen Begriffs durch einen engeren erweitert. Er polemisiert so, natürlich erfolgreich, gegen Thesen, die sein Opfer nie aufgestellt hat, belastet aber in den Augen des Lesers den Gegner mit der ungerechten These.

So werden zum Beispiel (Seite 28 f.) gewisse Konsequenzen aus Svend Riemers und Bertil Pfannenstills Skepsis gegen den Wirklichkeitsbegriff des Positivismus gezogen. Diese Konsequenzen seien unter anderem, daß man der Wahrheit durch einen Protokollsatz nicht näher komme als durch eine grobe Schätzung, daß die gesamte historische Quellenkritik als überflüssig zu verwerfen sei und daß jede Behauptung genauso gut wie jede andere sei, da doch keine zu beweisen sei. Es ist hier gleichgültig, was die zwei Angegriffenen wirklich mit den gerügten Aussagen gemeint haben. Daß diese, wie sie gemeint *sind*, aber die von Ranulf abgeleiteten Konsequenzen gar nicht beinhalten *können*, geht jedoch aus ihren Arbeiten hervor: Riemer hat, so weit ich mich erinnere, soziologische Studien auf statistischer Grundlage durchgeführt und Pfannenstill betreibt Feldstudien. – Wenn Vierkandt auf die *faktische* Bedeutung dessen hinweist, daß man gern an den Nächsten einen strengeren Maßstab anlegt als an sich selbst – der soziale Druck, der den Gruppenstandard aufrechterhält, beruht darauf –, dann legt Ranulf das als eine *ethische* Billigung von doppelter Moral aus und stempelt Vierkandt als Halbnazi ab (Seite 228 f.).

Da der Verunglimpfte tot ist und es ihm einerlei sein kann, werde ich die Diskussion darüber, was er wirklich gesagt und gemeint hat, nicht wieder aufrollen. – Ranulf kritisiert meine Behauptung, daß es in den *Geisteswissenschaften*, im Gegensatz zur Naturforschung, keinen nachweislichen Fortschritt gibt, und beschließt auf Seite 139 seine Argumentation mit folgender Unterstellung: „Gesinnungsgenossen für sein Bestreiten, daß *wissenschaftlicher(!)* Fortschritt möglich ist, hat Geiger im nationalsozialistischen Deutschland gehabt", worauf eine Aufzählung nazistischer Negierungen von wissenschaftlichem Fortschritt in der Medizin und anderen *Naturwissenschaften* folgt. – Etwas Ähnliches ist mir schon einmal widerfahren, als es Ranulf geglückt ist, seinen Lesern einen lächerlichen Eindruck von mir zu vermitteln, indem er meine Bedenken gegen die Einrichtung eines *wirtschaftsethischen* Forschungsinstitutes unter fachlich zweifelhafter Leitung als Erklärung eines Soziologen dahingehend umdeutete, daß ein *soziologisches* Forschungsinstitut überflüssig sei.[3] – Ich muß diesen Zug in Ranulfs polemischem Stil ansprechen und ihn mit Beispielen belegen, weil er unter anderem in der Diskussion über den sogenannten Begriffsrealismus eine große Rolle spielt.

Ein Begriffsrealist ist ein Mann, der Begriffe als Wirklichkeiten ansieht, ihnen reale Bedeutung beimißt. Genauer gesagt, geht er davon aus, daß ein Begriff nicht nur das Ergebnis des Denkens ist, sondern eine selbständige Existenz besitzt, so daß das Denken eigentlich nur den im voraus gegebenen Begriff „erfaßt". Ein überzeugter Phänomenologe kann beispielsweise kaum etwas anderes als Begriffsrealist sein. Definitionsmetaphysik und Begriffsrealismus gehören denn auch zu den zwei schweren Sünden, deren ich in Verbindung mit meiner phänomenologischen Vergangenheit angeklagt werde (Seite 55). Ranulf erklärt sich „nur dieses eine Mal" einig mit dem Nazismus, indem er einen nazistischen Lexikonartikel über deutsche Philosophie nach 1914 anführt: Die eine Richtung will „die Wirklichkeit den Begriffen opfern", die andere „die Begriffe der Wirklichkeit". „Der ersteren ... muß man offensichtlich Geiger zurechnen" (Seite 56). Es ist kein guter Stil und unter seiner Würde, daß Ranulf sich in einer ernsten Diskussion der billigen Geistreicheleien eines obskuren nazistischen Lexikonschreibers als Waffe bedient. Nun muß er sich aber

[3] Geiger in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, 1943. – Ranulf ebenda 1944, Seite 103: „daß der offizielle Repräsentant der soziologischen Wissenschaft in diesem Land sich geradezu dagegen ausspricht, ist paradox." Ich würde mich wahrhaftig nicht gegen die Einrichtung eines soziologischen Forschungsinstituts unter kompetenter Leitung aussprechen. – Und Ranulf weiß das!

gefallen lassen, daß ich ihn beim Wort nehme. Das Zitat bedeutet – Ranulfs eigener, vollständigeren Wiedergabe zufolge (Seite 241) – „seinen eigenen Gegensatz". „Die Wirklichkeit opfern" bedeutet nämlich bei den Nazis: in den Bahnen einer scheinbar objektiven Wissenschaft zu philosophieren, wohingegen „die Begriffe opfern" bedeutet: die irrationalen Realitäten und Mächte des Lebens zu ihrem Recht kommen zu lassen. Ich neide dieser Erzphilosophie nicht den einmaligen Beifall Ranulfs, fühle mich aber geradezu geschmeichelt durch die Anschuldigung, *diese* Art von „Wirklichkeit" für die „Begriffe" in *diesem* Sinne zu opfern.

Aber, um wieder zum Ernst des Lebens zu kommen, folgen hier die wichtigsten, von Ranulf angeführten Symptome dafür, daß ich ein Anhänger des Begriffsrealismus bin. „Geiger meint die ‚Gesellschaftsschichten' im voraus vor aller wissenschaftlichen Untersuchung zu kennen" (Seite 48) und „stellt dogmatische Behauptungen über die Beschaffenheit der ‚Gesellschaftsschichten' auf" (Seite 49). In einer Diskussion über das Verhältnis der sogenannten Mittelklasse zu den sogenannten Klassen und Ständen „kann Geiger natürlich die Begriffe ‚Klasse', ‚Stand' und ‚Rang' so definieren, daß er selber Recht bekommt in dem, was er über sie sagt" (Seite 54). Es wird vermutet, daß ich „apriorische Grundsätze aufstellen will, die als unentbehrliche Hilfsmittel beim Erkennen von Einzelheiten betrachtet werden" (Seite 173). Endlich gehe ich wohl kaum fehl, wenn ich den auf Pfannenstill gemünzten Satz, daß eine auf ihren eigenen Voraussetzungen basierende Soziologie nichts anderes sein könne als „ein System willkürlicher Behauptungen über das gesellschaftliche Leben" (Seite 29), auch als auf mich bezogen ansehe. Ich gehe erst ein paar dieser Vorwürfe durch, bevor ich zur prinzipiellen Frage der Begriffsbildung komme.

„Geiger meint die ‚Gesellschaftsschichten' im voraus vor aller wissenschaftlichen Untersuchung zu kennen" (Seite 48). Diese Vermutung wird damit begründet, daß ich „‚Gesellschaftsschicht' als soziale Gruppe mit gemeinsamer Mentalität oder Ideologie und ‚Bevölkerungsschicht' als soziale Gruppe mit gemeinsamen äußeren Lebensbedingungen definiere" (Seite 48). Das trifft zu, aber Ranulf geht völlig unberechtigt davon aus, daß diese Definitionen als „Wesensbestimmungen" gewisser Phänomene in der sozialen Wirklichkeit gemeint sind. Mein Ausgangspunkt ist eine tatsächlich bestehende, verbreitete *prénotion* (Durkheim), der zufol-

ge „Klassen" Gruppen sind, die aufgrund ihres gleichartigen Milieus eine gleichartige „Ideologie" und eine auf ihr fußende Gesellschaftsbewegung repräsentieren. Dieser *prénotion* gegenüber mache ich geltend: 1) Die Alltagsbeobachtung zeigt, und das ist unbestreitbar, daß es in einer differenzierten Gesellschaft gewisse Gruppen gibt, die unter relativ gleichartigen Bedingungen leben. – 2) Die Alltagsbeobachtung zeigt, und das ist unbestreitbar, daß gewisse Ideologien kollektiven Zuspruch erfahren und die „theoretischen" Begründungen für gesellschaftspolitische Bewegungen bilden. – Dagegen sind es unbewiesene Vermutungen, daß 3) gewisse Milieu- und gewisse Ideologiegruppen zusammenfallen und daß 4) gewisse Milieutypen kausal für gewisse „dementsprechende" oder „adäquate" Ideologien verantwortlich sind. – Um die Behauptungen besser verifizieren oder falsifizieren zu können, muß man zuerst die vermeintlichen Ursachen und die vermeintlichen Wirkungen auseinanderhalten. Ich *nenne* Milieutypen Bevölkerungsschichten und *nenne* ideologische Typen Gesellschaftsschichten. Danach müßte man versuchen, die Korrelationsstärke zwischen den beiden Phänomenen zu quantifizieren. Diese begriffsanalytische Vorgehensweise, die zwei nicht notwendigerweise zusammengehörende Bestandteile eines gängigen Begriffes trennt, müßte Ranulf zusagen, weil sie gleichzeitig das „positivistische" Problem formuliert: die Quantifizierung der Korrelation zwischen zwei koexistenten Phänomenen. Es stimmt einfach nicht, daß ich die Gesellschaftsschichten vor der Untersuchung zu kennen glaube und „dogmatische Behauptungen" über deren Beschaffenheit aufstelle. Ich *bezeichne* zwei Fakten: „daß eine größere Anzahl von Personen unter einander verwandten und nach außen hin differenzierten Bedingungen leben" und „daß sich eine größere Anzahl von Menschen unter einer Ideologie als Glaubensbekenntnis zum sozialen Kampf vereinigen" mit den entsprechenden Namen „Bevölkerungs- und Gesellschaftsschichten", ohne mich in irgendeiner Weise über das „Wesen" dieser Phänomene auszusprechen – eine definitorische Konvenienz ohne begriffsrealistische Ansprüche.

Ranulf hat mich hier scheinbar gründlich mißverstanden. Erst behauptet er, ich „meinte die ‚Gesellschaftsschichten' im voraus zu kennen", dann führt er scheinbar als Beweis ein Zitat aus meiner *Sociologi* an, worin die Erfahrungswissenschaft gegen den Marxismus gestellt wird (Seite 48). Ranulf scheint zu glauben, ich bezöge Partei für den Marxismus gegen

die Erfahrungswissenschaft, während ich in Wirklichkeit als *Advocatus Diaboli* auftrete. Die dort (*Sociologi*, Seite 471 f.) genannten Mentalitäten als Schätzgrundlage für die Erfahrungen des Alltags zu benutzen, ist in der Praxis zulässig – als Erfahrungswissenschaftler aber verlange ich ja gerade, daß man „zunächst abwarten muß, ob eine typische Übereinstimmung zwischen Realgrundlage und Denken einzeln nachgewiesen werden kann". Vielleicht trägt meine Formulierung an dieser Stelle eine Mitschuld an dem Mißverständnis. Daß der Sachverhalt aber so ist, wie er gerade beschrieben wurde, leuchtet jedem einigermaßen aufmerksamen Leser ein, der den ganzen folgenden Abschnitt liest (Seite 472 ff.), wo – in positivistischem Geiste, sollte ich meinen –, dargelegt wurde, welche komplizierten Analysen man vornehmen müßte, um von einer festen Korrelation zwischen Milieu und Denkweise sprechen zu können. Außerdem geht genau das aus meiner *sozialen Schichtung* von 1932 hervor, in der ich eine indirekte Quantifizierung der Korrelation versucht habe.

Eine erschöpfende Widerlegung von Ranulfs Einwänden (Seite 53 f.[4]) würde zu viel Platz einnehmen, denn ich müßte auf eine Reihe komplizierter Voraussetzungen eingehen. Nur das Wesentliche soll angedeutet werden. Auch in diesem Fall meint Ranulf, ich glaubte ein Vorwissen zu besitzen, dieses Mal von Klasse und Stand. Da irrt er sich. In der Umgangssprache so wie im politischen und im wissenschaftlichen Sprachgebrauch kaschieren die beiden Ausdrücke zwei nuancierende Vorstellungen. Diese teils direkt in Worten formulierten, teils in anderen verwendeten Bezeichnungen manifestierten Vorstellungen werden analysiert, und es zeigt sich, daß die Begriffe durchaus nicht widerspruchsfrei sind. Durch den Vergleich der Vorstellungsinhalte mit den realen Verhältnissen eliminiere ich diese inneren Widersprüche und definiere die Begriffe „Klasse" und „Stand" so, daß sie widerspruchsfrei in einen theoretischen Zusammenhang eingehen können. Danach stelle ich fest: Wenn man Klasse und Stand gleichzeitig als Ausdrücke für zwei nuancierende Formen der Schichtung, überhaupt für irgend etwas verstehen will, dann müßte man es so und so tun. Daß auch die auf diese Weise bereinigten Begriffe mich nicht zufriedenstellen, dürfte aus meiner *Sociologi* auf Seite 621 ff. hervorgehen. Sie sind nicht zweckmäßig. – Ranulf bemerkt

[4] Hier muß in dem Zitat auf Seite 54, Fußnote 15, ein Druckfehler vorliegen. Die in Ranulfs Text angeführte Stelle ist in meiner *Sociologi* auf Seite 649 ff. zu finden – nicht an der in seiner Fußnote angegebenen Stelle.

richtig, daß man natürlich die Begriffe „Mittelstand" und „Klasse" in einem vereinigen kann, „wenn man sich ‚Klasse' im weitesten Sinne als Bezeichnung sowohl für Kaste und Stand als auch für die durchlässigere Schichtung vorstellt, die man in einer modernen Gesellschaft vorfindet" (Seite 54). Engländer und Schweden folgen diesem vernünftigen Sprachgebrauch. Er ermöglicht es, innerhalb des Oberbegriffes „Klasse" (= meine „Schicht") zwischen viel mehr historischen Formen zu unterscheiden als den traditionellen drei, deren Ungenauigkeit und Willkür ich hervorhebe (Seite 605 und Seite 627). *Wenn* man aber mit dem Wort „Klasse" sowohl Kaste und Stand als auch die moderne durchlässige Schicht bezeichnen will –, dann spricht man von Mittel*klasse* und nicht von Mittel*stand*. Ich habe nichts anderes versucht, als klarzustellen, daß es unpraktisch und logisch inkonsequent ist, von Mittelstand in der modernen Schichtung zu sprechen, daß es dagegen einen gewissen Kader gibt, den man angemessen als Mittelklasse bezeichnen kann. Außerdem meine ich in der Tat beweisen zu können, daß die in der Regel unter dem Namen „Mittelstand" unternommenen Integrationsversuche in der modernen Gesellschaft faktisch Relikte einer früheren und anderen Art der Schichtung bezeichnen. Wenn ich dieser terminologischen Klärung „mehr als ‚nur' terminologische Bedeutung beimesse" (Seite 649), dann ist damit nur angedeutet, daß eine inkonsequente, nicht widerspruchsfreie Begriffsbildung notwendigerweise jedes Raisonnement über eine detaillierte Untersuchung der mit dem Begriff bezeichneten tatsächlichen Verhältnisse verzerren und irreführen würde.

Wenn ein Positivist gegen das opponiert, was er als Begriffsrealismus ansieht, pflegt er oft so zu tun, als wäre er von Begriffen unabhängig. Man bekommt den Eindruck, daß wir gemeinen Arbeiter im Weinberg des Herrn die Wirklichkeit mit unseren Begriffen verfälschen, statt sie zu untersuchen, während der Positivist erst die Realität untersucht und auf dieser Grundlage seine Begriffe bildet – nein, sie erntet, als reife Früchte der empirischen Untersuchung selber. So ist das aber nicht. Was bedeutet Davidsohns Satz, „daß eine empirisch-induktive Methode es nicht erlaubt, über das Generelle etwas auszusagen, bevor man das Spezielle genau studiert hat" (zitiert nach Ranulf, Seite 196)? Was bedeutet es, daß sich die exakte Soziologie „an die Arbeit begeben kann ohne irgendwelche vorgefaßten Vorstellungen über das Untersuchte – systematisch jeden im Material vorge-

fundenen Modus heranzuziehen" (Seite 200)? Indem Davidsohn, um das Spezielle studieren zu können, den Begriff „Modus" bildet und danach mehrere Modi aufstellt – hat er eine generelle Aussage über die speziellen Phänomene getroffen, die er untersuchen will. Er kann aus dem „herangezogenen Material" keine Modi gewinnen – er findet sie dort nur, weil er seinem Material nicht ohne vorgefaßte Vorstellung gegenübertritt. – Allerdings gibt es gewisse naive Positivisten, die sich mit Rechenschieber und Logarithmentafel in der Hand irgendwie über „Fakten" hermachen, aber das Resultat ist dann auch danach. Sie messen und berechnen – aber sie wissen nicht, was sie überhaupt berechnen und messen. Sie sind wie Kinder, denen man ein Werkzeug in die Hände gegeben hat, das sie aus reiner Freude benutzen, ohne Wissen, daß das Werkzeug „zu etwas dienen" soll. Manche der älteren amerikanischen Untersuchungen sind von dieser Art. Der bedeutende Arbeitseinsatz ist zum größten Teil vergeblich, weil planlos gewesen.

Jede wissenschaftliche Beobachtung und Untersuchung von Fakten setzt schon gewisse Begriffe voraus, indem die Abgrenzung und Auswahl des Untersuchungsfeldes selber in Form einer Begriffsbildung, einer vorläufigen Definition, geschieht, die eine gewisse Klasse von Phänomenen zusammenfaßt. Eine solche Definition wird sich oft, ja in der Regel, hinterher als unzweckmäßig und logisch unbefriedigend erweisen. Das stellt sich bei der Anwendung heraus. Man muß dann die Begriffsbildung ändern und es mit einer neuen versuchen. Begriffsbildung und Untersuchung von Phänomenen, die sich auf den Begriff beziehen, müssen also Hand in Hand gehen. – Ein Begriff steht jedoch nicht isoliert für sich (sonst wäre er sinnlos), sondern ist ein Teil eines begrifflichen Systems. Es gilt also, über einen ganzen Satz von Begriffen zu verfügen, die das Arbeitsfeld eines Wissenschaftszweiges abdecken und miteinander ein theoretisch zusammenhängendes und widerspruchsfreies System bilden. Dieses ganze System, das eine gedankliche Ordnung repräsentiert, worin ein Feld von Phänomenen erfaßt wird, bleibt ewig vorläufig in dem Sinne, daß jeder nächste Schritt in der weiteren Forschung es umwerfen könnte. Da man aber keine sinnvolle Detailuntersuchung beginnen kann, *ohne* einen Satz von Begriffen zu haben, ist es vernünftig, sie im voraus sorgfältig zu durchdenken. Dabei sollte man natürlich den Begriffen keine „Existenz an sich" unterstellen oder vergessen, daß man „sie ohne Beden-

ken ändern kann, wenn der Fortschritt der Erkenntnis es zweckmäßig erscheinen läßt" (Seite 53. Ich würde sogar notwendig statt zweckmäßig sagen.).

Jeder Positivist, der fruchtbare Resultate erreichen will, pflegt genau das zu tun – ob er es weiß oder nicht. Er wendet vielleicht nicht soviel Anstrengungen auf die begrifflichen Überlegungen, was meiner Meinung nach mitunter zur Folge hat, daß es zu einem weniger fruchtbaren Resultat führt, als es die Mühe verdient hätte. Ich sehe keinen wesentlichen Unterschied zwischen meiner hier dargelegten Sicht der Begriffsbildung und den von Ranulf (Seite 55) mit Beifall angeführten Gedanken, die Davidsohn an anderer Stelle darüber geäußert hat.

Die Frage ist also, wie man die vorläufige Begriffsbildung angehen soll und will. Es erscheint mir – wieder in Übereinstimmung mit Davidsohn – praktisch, von schon bestehenden Begriffen oder Vulgärvorstellungen auszugehen und sie durch analytische Überlegungen zu rationalisieren, das heißt: eine logische Bearbeitung mit den bisherigen Beobachtungen der Wirklichkeit als Kontrollinstanz. Nur so erreicht man ein logisch zusammenhängendes System konsistenter Begriffe. Dies als „ein System *willkürlicher Behauptungen*" (Seite 29) zu bezeichnen, kommt mir irreführend vor. Eher kann man von einem *willkürlichen System* sprechen – aber nicht von Behauptungen, sondern von einer Art begrifflichem Sammelbecken für zusammengehörende Beobachtungen. Willkürlich ist ein solches System insofern, als man von einem anderen Gesichtspunkt aus ein anderes System aufstellen könnte (ohne im voraus wissen zu können, welches sich als fruchtbarer erweisen wird – in der Einschätzung darüber zeigt sich das wissenschaftliche Flair). Das Verhältnis der Bestandteile zueinander innerhalb des Systems aber ist alles andere als willkürlich – nämlich logisch zwingend. Das Ganze ist ja nichts anderes als ein – nach bestem Vermögen entwickelter vollständiger – Satz theoretischer Möglichkeiten. Erneut muß ich hervorheben, daß für den Positivismus prinzipiell das gleiche gilt. Davidsohns Modi sind ein solcher Satz theoretischer Möglichkeiten. Das einzige, worüber man streiten könnte, wäre, inwieweit sein Satz oder der eines anderen sich als der zweckmäßigste erweist. Ranulf scheint mit der Aufstellung solcher „schematisierenden, vorläufigen Übersichten über alle erdenklichen For-

men sozialer Struktur" (Seite 201) einverstanden zu sein und meint, daß es „Anläufe" dazu auch bei mir gebe. Das ist maßlos untertrieben. Meine ganze sogenannte elementare Soziologie ist nichts anderes als der Versuch, ein solches System theoretischer Möglichkeiten aufzustellen.

Infolgedessen sehe ich keine Berechtigung für Ranulfs Einwand gegen ideelle Typen (Seite 171 und Seite 172 f.); sie – das räume ich ein – entsprechen nicht den komplexen Phänomenen des Gesellschaftslebens, sondern sind als Abstraktionen von gewissen Charakteristika zu verstehen, die man durch Analyse *an* diesen Phänomenen konstatieren kann. Ich will ein Beispiel geben: Wenn eine vorläufige Beobachtung zu bestätigen scheint, daß man unter den Konglomeraten von Personen, die man als Gesellschaftsaufbau bezeichnet, einige findet, die hoch integriert sind, andere eher lose, und wenn man die begründete Vermutung hat, daß hier ein Strukturunterschied vorliegt, dann ist es gestattet, zwischen den beiden zu unterscheiden, um zwei „theoretische Möglichkeiten" zu formulieren, die man mit entsprechenden Namen bezeichnet – zum Beispiel Gruppe und Menge. Eine theoretische Überlegung führt möglicherweise zu der Schlußfolgerung, daß es mehrere Strukturmöglichkeiten in einer vollständigen Reihe gibt, und man stellt dann die entsprechenden Typen auf. Da man allerdings gleichzeitig Integrations- und Desintegrationsprozesse beobachten zu können glaubt, in deren Verlauf ein gegebener Gesellschaftsaufbau zu einem bestimmten Zeitpunkt etwa halb und halb ausgeprägt ist, oder näher dem einen, ferner dem anderen Typ, sagt man, daß der Typ „theoretisch rein" (widerspruchsfrei) ist, wobei die wirklichen Phänomene oft als Mischformen aufzufassen sind. – Prinzipiell gilt dasselbe für meine gesamte Gesellschaftsmorphologie. Ranulfs Polemik gegen ideelle Typen ist überraschend, weil die Methode ein Erbe Max Webers ist, dem (neben dem Ethnologen Thurnwald) einzigen deutschen Soziologen, den Ranulf anerkennt und mit Fug und Recht als ein leuchtendes Beispiel für Wissenschaftlichkeit darstellt. Weber hat nämlich das Wort „Idealtypus" von Jellinek übernommen, legt ihm aber eine ganz andere Bedeutung bei. Jellineks Idealtypus ist normativ, ein „Muß", ein Vorbild. Webers Idealtypus hingegen ist logisch-empirischer Art: ein durch Begriffsanalyse gewonnenes *logisches Modell*. Diese Funktion haben meine „ideellen" oder „begriffsmäßigen Typen". – Die Bildung ideeller Typen ist ein so entscheidender Eckpfeiler in Webers Methodologie, daß

es ganz unbegreiflich erscheint, wie man sich Webers Methode warm anschließen und gleichzeitig den Gebrauch ideeller Typen verwerfen kann.

Es bleibt endlich die Frage der voreiligen Axiomatisierung offen (Seite 164 ff.). Eine Axiomatisierung in dem Sinne, daß man ein zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgearbeitetes und vermeintlich ausreichend durch Einzelforschung untermauertes Begriffssystem als definitiv feststehend betrachtet und erklärt – eine Axiomatisierung in diesem Sinne gibt es wahrscheinlich überhaupt nicht. Etwas anders verhält es sich dagegen mit Axiomatisierung in einem Sinne, an die Ranulf augenscheinlich denkt, daß man nämlich ein Begriffs*system* als Ganzes errichtet und damit arbeitet. Er scheint der Meinung zu sein, daß man von so etwas die Finger lassen sollte, solange man nicht ausreichend empirisch gesichtetes und verifiziertes Material hat, um das mit einem gewissen Anspruch auf überprüfbare Gültigkeit zu tun. Daraus wird ersichtlich, daß ich ein solches Begriffssystem von Anfang an und in allen Forschungsstadien für notwendig erachte – allerdings in *elastischer* Form. Ich würde es deshalb eher als hypothetisch-deduktiv (Jørgen Jørgensen) denn als axiomatisch bezeichnen. Der mühsame Weg der Forschung muß meiner Meinung nach simultan einer doppelten Spur folgen: Eine vorläufige Begriffsbildung grenzt das Feld für die Detailuntersuchung ab und enthält die entsprechenden Problemstellungen – die Resultate der Detailforschung zwingen zu einer Korrektur des Begriffssystems usw. in einem unendlichen Wechselrhythmus. Folglich muß die fortschreitende Begriffsbildung in einer noch mangelhaft entfalteten Wissenschaft sich vorläufig mit makroskopischen Beobachtungen zufriedengeben – die doch besser als gar keine sind, wenn auch weniger zuverlässig als mikroskopische. Man schüttet schmutziges Wasser nicht aus, bevor man sauberes hat ... Es liegt also von meiner Seite kein „Ansatz zu einer Axiomatisierung" (Seite 165) vor, sondern nur ein interimistischer Entwurf für ein Begriffssystem, das – nicht dem der „Vergangenheit", wohl aber – *meinem* damaligen Überblick über die Arbeitsfelder der Soziologie und ihrer Forschungsresultate entspricht. Heute sähe alles anders aus – nicht nur die Einzelheiten, sondern das Grundkonzept selber (womit nicht gesagt ist, daß die frühere Konzeption unreif, sondern nur ein überwundenes Stadium gewesen ist. Es ist genau die Quelle für Problemstellungen, deren Erforschung zwischenzeitlich dazu geführt hat, daß sich ein neues hypothetisch-deduktives

System aufstellen läßt, das in hohem Grade positiv gesättigt ist). – Der Gedanke an „Axiomatisierungen" als fortschrittlicher Entwicklungsstufe ist gleichwohl richtig: Beginnt die Erforschung eines Feldes von Phänomenen, zum Beispiel die soziologische Forschung, mit den untereinander unterschiedlichen hypothetisch-deduktiven Systemen einer Mehrheit von Forschern und erfährt diese bei jedem einzelnen Forscher eine allmähliche fortschreitende Korrektur durch Detailforschung, dann wird dies auch zu einer fortschreitenden wechselseitigen Annäherung der hypothetisch-deduktiven Systeme führen. Diese Annäherung verursacht endlich ein hypothetisch-deduktives System von dermaßen gefestigter *konventioneller* Gültigkeit, daß es als axiomatisch betrachtet werden kann.

---

Ich bin somit der Überzeugung, daß positive Prüfung und theoretisches Raisonnement immer Hand in Hand gehen müssen, und dann kann man ja immer noch darüber streiten, *wieviel* Kraft man auf das Raisonnement verwenden möchte. Pflegen es die Positivisten weniger zu tun, können wir anderen es ja etwas mehr tun.

Die ganze Diskussion darüber, inwiefern die elementare Soziologie als System theoretischer Möglichkeiten die Grundlage für die spezielle Soziologie ist oder umgekehrt (Seite 171), wird dann zu einem Streit über die Frage, was denn wohl zuerst dagewesen sei: die Henne oder das Ei. In einem systematischen Lehrbuch muß das theoretische Skelett schon allein der Darstellung wegen Vorrang haben. Die Tatsache, daß man etwas für Anfänger in deduktiver Form *darstellt*, besagt noch nicht, daß das Gedankengebäude selber das *Resultat* einer Deduktion ist. Der von mir in der elementaren Soziologie entwickelte Satz von Begriffen ist kein Apriori und enthält kein ein für allemal aufgestelltes Axiom; mit den Begriffen ist die soziale Wirklichkeit deduktiv nicht zu erklären, sondern sie sind selber Resultate vorausgehender spezialsoziologischer Studien, bei denen gewisse vorläufige Begriffe einer induktiven Korrektur unterworfen wurden. Tatsächlich stellt man die krummen und verschnörkelten Wege nicht dar, auf denen man selber in seinem gedanklichen Prozeß hat wandern müssen, sondern nur das (vorläufige) Resultat, zu dem

die Gedankenarbeit geführt hat. Was bei den „Produktionsprozessen" Induktion gewesen ist, wird zu Deduktion bei den „Umsetzungen".

---

Das ist in Kürze das, was ich über meine Auffassung zum Verhältnis zwischen Begriffsbildung und Einzelforschung zu sagen habe.

Ist das „Begriffsrealismus" und „Definitionsmetaphysik"?

# IV.

## Kausalität und Kultursoziologie

Ranulf hat den Eindruck gewonnen, ich arbeite mit einem veralteten Kausalitätsbegriff (Seite 114 f. und Seite 130 ff.). Es ist mir jedoch auch zu Ohren gekommen, 1) daß es so etwas wie Polykausalität gibt und 2) daß die Naturwissenschaften ihre Naturgesetze nicht mehr als absolute Regeln auffassen, sondern als (sehr große) Wahrscheinlichkeiten. Wenn ich in bestimmtem Zusammenhang sage, daß zwischen gewissen Phänomenen keine Kausalität, sondern nur eine Korrelation besteht, bedeutet das also weder, daß ich diese Phänomene als solche ohne Ursache betrachte, noch, daß ich Ursachenzusammenhänge bestreite, *weil* es Ausnahmen gibt.

Hier ist nicht der richtige Ort, die Kausalität als erkenntnistheoretisches Problem aufzurollen, aber über ein paar Andeutungen werden wir nicht umhinkönnen. Ranulf scheint sich dem von Descartes ausgehenden, von Mach und Pearson weiterentwickelten und in der modernen Naturwissenschaft verbreiteten Kausalnihilismus anzuschließen. Die Bezeichnung spielt auf die Auffassung an, daß der Kausalitätsbegriff fetischistisch geprägt ist und daß man sich, wissenschaftlich gesehen, eher darauf beschränken sollte, rein deskriptive (nicht explanatorische) Korrelationen zu ermitteln. Man substituiert also Korrelation durch Kausalität, behält aber den letzten Namen bei. Ranulfs Gewährsmann Jørgen Jørgensen bekennt sich, so viel ich weiß, zu dieser Auffassung. Die Frage ist, ob sie richtig, zufriedenstellend und praktisch ist. Man kann auf diese Weise nur sagen, daß B *nach* A folgt, nicht aber, daß B *aus* A folgt. Können wir auf Aussagen dieser Art verzichten? Meiner Überzeugung nach nicht, und Ranulf scheint diese Auffassung zu teilen und damit seinem ursprünglichen Schulterschluß mit Jørgen Jørgensen abtrünnig zu werden,

wenn er Faktoren benennt, die „möglicherweise" das Erscheinen gewisser Phänomene beeinflussen (Seite 78). Denn so ein Kalkül fußt nicht auf eingängigen statistischen Korrelationen, sondern auf einem Raisonnement über die Relevanz gewisser Faktoren für andere Phänomene. Ein Abfall scheint auch in Ranulfs Einwand gegen Neurath zu liegen: „Wenn zwei soziale Phänomene miteinander parallel variieren, kann man daraus *vielleicht* schließen, daß zwischen ihnen ein Ursachenzusammenhang besteht, aber man kann aus dem bloßen Kovariationsverhältnis nichts darüber schließen, welches der zwei Phänomene die Ursache und welches die Wirkung ist" (Seite 136). Dazu gehört nämlich des weiteren eines von zwei Dingen. Entweder – am liebsten – der experimentelle Beweis, daß man willkürlich B hervorrufen kann durch „Setzen" von A (nicht aber umgekehrt), oder B durch das Eliminieren von A aufheben kann (nicht aber umgekehrt). Oder – wenn ein Experiment nicht möglich ist – die theoretische Überzeugung, daß A für B *relevant* ist, daß A *im Namen der Logik* geeignet ist, B hervorzurufen, nicht aber umgekehrt.

Worauf mein Bestreiten der Kausalverhältnisse in gewissen Fällen abzielt, kann man danach angemessen im Verhältnis zu einer Aussage darlegen, die Ranulf Gelegenheit zu Einwänden gibt. Er zitiert (Seite 114): „Geiger sagt, daß nicht alle, wohl aber die meisten derer, die unter proletarischen Verhältnissen leben, eine sozialistische Ideologie haben, und daß nicht alle, jedoch die meisten Anhänger einer sozialistischen Ideologie unter proletarischen Verhältnissen leben." Ranulf sieht es als unbegründet an, daß ich außerdem nach diesem (richtigen oder falschen, aber – dieses als Selbstkritik! – mit mehreren undefinierten Bestandteilen behafteten) Satz trotzdem eine Kausalität zwischen Realfaktoren und Ideologie bestreite. Es ist wahr: Man könnte in Anbetracht der angeführten, schätzungsweise ermittelten Korrelation Simiands *précepte de la revue sélective*[5] zufolge darüber spekulieren, welche anderen Faktoren, außer „proletarischen Verhältnissen", möglicherweise im Verdacht stehen, dieselbe Wirkung „sozialistische Ideologie" hervorzurufen. Hier haben wir übrigens ein Raisonnement, das notwendigerweise der positiven Untersuchung vor-

[5] Diese Regel betrachtet Ranulf anscheinend als eine epochemachende Leistung seines positivistischen Gesinnungsgenossen. Ich habe den vagen Verdacht, daß sie so alt wie die Erde sein muß. Sie besagt nämlich: Hat man eine Korrelation zwischen A und B entdeckt, die darauf hindeutet, daß A die Ursache für B ist, sollte man untersuchen, ob B nicht in anderen Fällen von anderen Ursachen hervorgerufen werden kann. Zu diesem Zweck stellt man erst eine Liste von theoretischen Möglichkeiten für Ursachen von B auf. Pflegen wir denn nicht – und zwar seit ewigen Zeiten – genau das zu tun?

angeht: Man überdenkt die theoretischen Möglichkeiten der Faktoren, deren Verhältnis zu den problematischen Phänomenen rein theoretisch „möglicherweise" (Seite 78) dem Ursache-Wirkungs-Modell entsprechen. Hiernach untersucht man die Korrelation zwischen jedem einzelnen dieser Faktoren und dem Phänomen „sozialistische Ideologie". Endlich stellt man ein polykausales Gesetz auf. Das klingt einfach, würde allerdings nicht nur eine äußerst zeitraubende Arbeit voraussetzen – darein müßte man sich ja wohl schicken –, aber es ist in diesem Falle, methodologisch gesehen, geradezu hoffnungslos, jedenfalls mit bislang bekannten Untersuchungsmethoden. – Diese Behauptung bedarf einer Begründung.

Die Erforschung eines polykausalen Gesetzes setzt voraus, daß die als mögliche Ursachen verdächtigten („relevanten") Faktoren bekannt, fixierbar und unterscheidbar sind. Sonst ist schon der erste Schritt, nämlich eine *revue sélective*, undurchführbar. Was ich in meiner *Sociologi* auf Seite 472 ff. darlege, ist in Wirklichkeit der Beweis für die Schwierigkeiten, die sich für eine *revue sélective* in diesem besagten Fall auftürmen. Die möglichen Ursachen dafür, daß gewisse Personen einer gewissen Ideologie huldigen, sind erstens außerordentlich mannigfaltig. Zweitens sind viele ganz unwägbar. Drittens ist (nach gewissen makroskopischen Symptomen zu urteilen) zu vermuten, daß einige dieser Faktoren nicht als einzelne, sondern in Zusammenspiel mit anderen wirken, ja daß derselbe Faktor einmal so wirkt, ein anderes mal genau umgekehrt, je nachdem, wie er mit dem einen oder anderen Begleitfaktor kombiniert ist. Viertens läßt sich vermuten, daß diese Faktoren zum Teil selber in äußerst variablen Wirkungs- und Wechselwirkungsverhältnissen zueinander stehen. Schon die Katalogisierung möglicherweise relevanter Faktoren wird dann fehlerhaft und ihre Koordination unmöglich: Man kann nicht wissen, ob die Faktoren, die man miteinander in einer Reihe aufstellt, äquivalente Glieder sind oder nicht. – Ich nenne einige naheliegende Ursachen: Die Gesinnung und das Temperament der Personen, ihre nach Grad und Richtung unterschiedliche Reaktivität, Jugendeinflüsse, persönliche Sympathien und Antipathien den Repräsentanten verschiedener Ideologien gegenüber, Koinzidenz äußerer Impulse (zum Beispiel eines Propagandaappells) mit einem persönlichen Erlebnis, das eine temporär erhöhte Reaktivität zur Folge hat usw. usf. Einem solchen Sammelsurium erdenklicher Ursachen (und deren erdenklichen Wirkungen) gegenüber muß ich mich geschlagen geben und mir selber Urteilsabstinenz auferlegen.

Man muß sich klarmachen, *wie* verwickelt die Sache in unserem Fall ist. Ich bezeichne hier gewisse Reihen von äußeren Verhältnissen als $V_1$, $V_2$, $V_3$ ..., darunter die „proletarischen Verhältnisse" als $V_p$, und gewisse Ideologien als $I_1$, $I_2$, $I_3$ ..., darunter die „sozialistische Ideologie" als $I_s$. Im Verdacht, die Ideologiebildung zu beeinflussen, stehen, außer den V-Faktoren, eine Anzahl anderer Faktorenreihen: die Gesinnung des einzelnen $G_1$, $G_2$, $G_3$ ..., unterschiedliche Jugendeinflüsse $J_1$, $J_2$, $J_3$ ..., persönliche Erfahrungen und Erlebnisse $E_1$, $E_2$, $E_3$ ..., Propagandaappelle verschiedener Tendenz $P_1$, $P_2$, $P_3$ ... usw. usf. Die Sache verhält sich dann wie folgt: 1) Wir beobachten, daß Menschen in unterschiedlichen Konstellationen äußerer Verhältnisse leben, manche von ihnen unter $V_p$. – 2) Wir beobachten, daß Menschen unterschiedlichen Ideologien huldigen, manche von ihnen $I_s$. – 3) Man meint eine gewisse Korrelation zwischen $V_p$ und $I_s$ zu beobachten, so daß $V_p \times I_s > V_p \times I_1$ (oder $I_2$, $I_3$ usw.) und $V_p \times I_s > V_1$ (oder $V_2$, $V_3$ usw.) $\times I_s$. – 4) Aber $V_p$ ist doch oft der Hintergrund für $I_{\bar{s}}$, und $I_s$ kommt oft auf dem Hintergrund von $V_{\bar{p}}$ vor. – 5) Außerdem wird $V_p$, wo es mit $I_s$ korreliert, von mannigfaltig variierten Kombinationen einzelner Glieder aus anderen Faktorenreihen $G_1$, $G_2$, $G_3$ ..., $J_1$, $J_2$, $J_3$ ..., $E_1$, $E_2$, $E_3$ ..., $P_1$, $P_2$, $P_3$ ... usw. begleitet. – 6) Alle oder manche dieser Glieder von Faktorenreihen G, J, E, P usw. kommen auch in Kombinationen mit $V_p$ vor, die den Hintergrund für $I_{\bar{s}}$ bilden. – 7) Auf der anderen Seite treten mehrere Varianten von $V_{\bar{p}}$ ($V_1$, $V_2$, $V_3$) auf, begleitet von verschiedenen Kombinationen aus G-, J-, E-, P- usw.-Faktoren als Hintergrund für $I_s$.

Es bedarf schon einer guten Portion methodologischen Optimismus, um aus einem solchen Chaos von potentiellen Ursachen, potentiellen Wirkungen und Kreuzrelationen zwischen unterschiedlichen Gliedern in einer Reihe von „Wirkungsphänomenen" und unterschiedlich kombinierten Gliedern in einer Reihe von „Ursachenphänomenen" ein Kausalgesetz ableiten zu wollen.

Selbst wenn man statistisch die Korrelation $V_p \times I_s$ messen könnte, hätte man damit $V_p \rightarrow I_s$ als Element in einem polykausalen Verhältnis noch nicht bestimmt. Denn $V_p \times I_s > V_p \times I_1$ (oder $I_2$, $I_3$ ...) erlaubt zwar eine allgemeine *Vermutung* über $V_p \rightarrow I_s$, sagt aber nichts darüber aus, ob $V_p$ in diesen Fällen *wirklich* Ursache für $I_s$ *ist*. Weiß man nämlich, daß $V_p$ als Hintergrund von $I_{\bar{s}}$ und daß $I_s$ oft als Hintergrund für $V_{\bar{p}}$ auftreten kann,

muß $I_s$ in diesen letzteren Fällen von einer gewissen Kombination aus G-, J-, E-, P- usw.-Faktoren verursacht sein. Solche Kombinationen begleiten auch $V_p$ in den Fällen, die in die Masse $V_p \times I_s$ eingehen. Wer kann dann sagen, daß genau $V_p$ und nicht diese Kombination aus übrigen Faktoren die *Causa efficiens* ist?

Wenn ich also eine Korrelation ermittle, aber ein Kausalverhältnis bestreite, bedeutet das, daß die Kausalität in diesem Fall inexplikabel ist und deshalb, wissenschaftlich gesehen, nicht existiert. Ranulf müßte diesem Standpunkt eigentlich beipflichten, da er es offenbar mit dem Satz von Simiand hält, daß das Individuelle, in seiner Art einzigartig, keine Ursache hat (Seite 87). Auch Simiand meint damit nicht, daß das Individuelle außerhalb der universellen Gültigkeit des Ursachengesetzes steht, sondern nur, daß es, wissenschaftlich gesehen, nicht unter ein bestimmtes Ursachengesetz fällt. Der Zufall ist kein ursachenloses Phänomen, sondern eines, dessen Ursachen inexplikabel sind. – Es kann sogar sein, daß Simiands und mein „Bestreiten der Kausalität" analoge Fälle sind – ich habe nicht die Zeit gehabt, um die Frage bis zu einem urteilsreifen Ende zu erforschen, kann aber andeuten, was ich meine. In dem eben analysierten Verhältnis sind die denkbaren Kombinationen der unterschiedlichen Glieder in den Faktorenreihen V, G, J, E, P usw. graduell nuanciert und korreliert worden mit verschiedenartigen Phänomenen der I-Serie, die so immens sind, daß die Ideologiebildung bei jeder einzelnen Person zu einem individuellen Fall wird, der nach Simiand keine (bestimmte) Ursache haben kann.

Wenn ich in meiner Ideologieanalyse den Begriff „Mentalität" zwischen Realfaktoren und Ideologien ($R \rightarrow M \rightarrow I$ statt des konventionellen $R \rightarrow I$) einfüge, ist das genau eine der Funktionen, die der Begriff „M" hat, der ein Ausdruck für die nicht kausal erklärbaren Bestandteile im gesamten Verhältnis ist. R kann man feststellen, messen und wiegen. I kann man feststellen und bestimmen – aber zwischen R und I findet eine „Umformung" statt, die sich jeder quantifizierenden Untersuchung entzieht. Ranulf stellt Vermutungen darüber an, was ich mit „Gesellschaftsschicht" bezeichne, das heißt: einer Personenmenge gleichartiger oder verwandter Mentalität, die „nicht errechenbar" (Seite 48) ist. Es bedeutet natürlich genau das, was das Wort besagt: „man kann es nicht zahlenmäßig beschreiben". Man kann erfahrungsgemäß wissen, daß es

eine gewisse Mentalität, eine Disposition für Gedanken- und Reaktionsweisen als Massenphänomen gibt, ist aber nicht in der Lage, festzustellen, welche Personen diese Mentalität besitzen und deshalb die Masse zu quantifizieren, die diese Mentalität repräsentiert. Nenne ich diese, für eine makroskopische Beobachtung vermeintlich evidente, aber unbestimmte Masse „Gesellschaftsschicht", dann ist die Gesellschaftsschicht eine nichterrechenbare Größe. – Schlicht und einfach.

---

Ich bin mir vollständig darüber bewußt, daß ich damit der Exaktheit eine bescheidene Rolle in der Soziologie zuweise. Mein hier entwickelter Standpunkt hat ja zur Folge, daß das *Psychologische* nicht genügend in Kausalaussagen erfaßt werden kann, und daraus folgt: Im selben Maße wie psychologische Bestandteile in die Soziologie einfließen, kann diese nicht exakt sein. Bislang habe ich mich damit abgefunden, habe es aber im Laufe der Jahre als immer weniger befriedigend empfunden. Aus diesem Grund meine behavioristischen Anfechtungen. Darin ist kein Bekenntnis zu J. B. Watsons *dogmatischem* Behaviorismus enthalten –: „... daß Psychologie zu einer Wissenschaft ohne Seele geworden" sei, sondern zu einem methodologischen Behaviorismus, der darin bestehen soll, eine Soziologie in engerem Sinne und Psychosoziologie auseinanderzuhalten. Die Soziologie kann sich dann auf Gesellschaftsphänomene beschränken, die einer exakten Erforschung zugänglich sind. Natürlich muß man sich im klaren darüber sein, daß man in *diesem* Forschungszweig von einem bedeutungsvollen Aspekt des gesellschaftlichen Lebens absehen muß und daß ein wirklich konsequenter Sozialbehaviorismus sich auf ein ziemlich mageres System von Aussagen begrenzen müßte. Ich vermute allerdings, daß man schneller zu verläßlichen Resultaten kommen würde, wenn man die methodische Trennung von exaktem und nicht exaktem Wissen, zwischen Handlungsmodi und Denkmodi, vornähme. Ich teile nicht Ranulfs Auffassung, daß das Psychologische zum Gegenstand einer wirklich exakten Massenuntersuchung gemacht werden kann. Eine nähere Begründung dafür gehört indes in das folgende Kapitel, das von der Verifikation handelt.

---

Ausgehend von seiner Wissenschaftsdefinition bezeichnet Ranulf meine Bestrebungen zur Klärung der Kulturstilfrage „als ein – bestenfalls unschädliches – Fremdelement in einer Soziologie, die sich mit einer solchen Untersuchung des Ursachenzusammenhangs beschäftigt, wie es das von Geiger proklamierte Ziel verlangt" (Seite 132). Ranulf bestimmt nämlich Wissenschaft als „den Inbegriff der Methode, die es gestattet ... den zukünftigen Verlauf der Phänomene auf der Grundlage bisheriger Beobachtungen zu berechnen" (Seite 32). „Zweck der Wissenschaft ist es, das zukünftige Eintreten beobachtbarer Phänomene vorauszusagen" (Seite 50) oder „einen theoretischen Zusammenhang zwischen den Phänomenen herzustellen, der es ermöglicht, ihren zukünftigen Verlauf zu berechnen" (Seite 51). Ja, „Was wir anstreben, ist eigentlich nur, das zukünftige Eintreffen von Phänomen berechnen zu können" (Seite 72). Es ist fraglich, ob eine solche rein pragmatische Auffassung der Wissenschaft „tatsächlich für die Naturwissenschaft der neueren Zeit bestimmend gewesen ist" (Seite 72). In jedem Fall ist dieser Pragmatismus nicht unumstritten, und es ist schwer einzusehen, warum ein Erkenntnisstreben aus dem Begriff „Wissenschaft" ausgeschlossen werden sollte, nur weil ein Forscher sich möglicherweise damit zufriedengibt, das Seiende zu verstehen, ohne den Wunsch zu hegen, das Kommende voraussagen zu wollen. Es gibt doch ebenso eine Wißbegierde nur um des Wissens willen, die auf nichts anderes als auf den rationalen Zusammenhang ohne prognostische Aspirationen zielt. Ob das auch Wissenschaft ist oder nicht, ist nur eine willkürliche Definitionsfrage. Wenn es nicht Wissenschaft ist – was ist es dann?

Ranulf irrt darin, daß ich der *Sozialwissenschaft* ausschließlich die Aufgabe zuschreibe, der politisch-sozialen Technik das Zweck-Mittel-Verhältnis zu erklären (Seite 130). Dies ist nur eine der Aufgaben *sozialwissenschaftlicher Intelligenz*. Natürlich kann man diese Aufgabe nur erfüllen, wenn die Sozialwissenschaft unter anderem auch durch die Erforschung von Ursachenzusammenhängen imstande ist, (einigermaßen sichere) Prognosen abzugeben (Seite 130). Aber die sozialwissenschaftliche Intelligenz hat noch andere Aufgaben als diese pragmatischen, und einer Sozialwissenschaft, die sich auf das Erlangen dieses pragmatischen Wissens beschränkt und die sich ausschließlich dadurch die Forschungsrichtung vorgeben ließe, wäre meiner Meinung nach ein Armutszeugnis auszustellen.

Es steht Ranulf selbstverständlich frei, sich abzuwenden von dem, was ich „Kulturstilforschung nenne" (A. Weber zufolge – ich habe weder die Sache noch den Namen erfunden), weil sie keine Prognosen zuläßt. Aber es ist nicht weiter schwierig, sich ein klares Bild von ihrem Verhältnis zur Erforschung von Ursachenzusammenhängen zu machen (Seite 131). Meine Aussagen darüber scheinen mir, im Gegenteil, ganz eindeutig zu sein. Ich wiederhole sie hier:

1) Beobachten wir historische Veränderungen im Kulturleben, nennen wir sie strukturell oder physiognomisch. – 2) Die Marxisten, die „sich von anderen Soziologen dadurch unterscheiden, daß sie von vornherein wissen, was die Ursache und was die Wirkung ist" (Seite 136), stellen ein Kausalgesetz auf, wonach diese vollständigen Veränderungen im Kulturleben auf Verschiebungen des Produktionsverhältnisses zurückzuführen sind. – 3) Diese Annahme weise ich als zumindest voreilig zurück. Bislang gibt es jedenfalls keine Möglichkeit, eine Kausalaussage über diesen Sachverhalt zu treffen, und um das überhaupt zu können, muß man erst den rein deskriptiven Weg gehen: morphologisch die einzelnen Charakteristika und deren Zusammenspiel in den historischen Kulturen beschreiben und inventarisieren. – 4) Insofern ist es *denkbar*, daß Kulturstilforschung (von einer weniger spirituellen Art als Alfred Webers) der „Vorbereitung zum Studium von Ursachenzusammenhängen" (Seite 131) dienen kann. – 5) Abgesehen davon, bin ich inzwischen der Auffassung, daß Kulturstilforschung auch als eine rein physiognomische Beschreibung ein gewisses „*zweckfreies*" Interesse hat, ohne Kausalgesetze aufdecken zu können.

Hier spielt, wie man sieht, wieder die Frage nach der Kausalität und dem Individuellen mit hinein. Ein Kulturstil ist (Alfred Weber und anderen zufolge) eine physiognomische Individualität und entzieht sich damit der Einordnung unter ein Kausalgesetz. Man darf nicht erwarten, über die Feststellung hinauszugelangen, daß Phänomen A gleichzeitig mit Phänomen B auftritt. Da A aber (und vielleicht auch B) historisch einmalige Phänomene sind, kann man nicht klären, ob A Ursache für oder Wirkung von B oder keines von beiden ist. Man kann allenfalls eine strukturelle Analyse der Phänomene innerhalb einer gegebenen Kultur vornehmen und die Affinität zwischen ihnen plausibel machen.

Etwas anders sähe es aus, wenn man die kulturphysiognomischen Einheiten in so detaillierte und scharf definierte Einzelbestandteile auflösen und sie so standardisieren könnte, daß man ein Vergleichsmaterial sowohl in Quer- als auch Längsschnitt bekäme. Erst dann könnte man Kovariationen aufdecken, die den Gedanken an Kausalität erlauben. Ich kenne dazu bislang keine Methode. „Billiger als durch jahrelange Studien und vielbändige Werke kommt man zu keiner wohlbegründeten Lösung dieser Probleme" (Seite 133). Nein – und ich bezweifle sogar, ob man das selbst mit den dicksten Werken tun kann ...

---

Daran anknüpfend noch einige kurze Bemerkungen zu notwendigen Einzelheiten. Ranulf nennt es eine nicht verifizierte Behauptung meinerseits, daß die Weiterbildung einer gegebenen Kultursubstanz zu einem bestimmten Zeitpunkt „an das Ende ihrer Fahnenstange gekommen zu sein scheint". Diese Behauptung „gehört sicher nicht zu den wahren Ursachen", denn „das Erschöpfen von Möglichkeiten kann man niemals empirisch konstatieren" (Seite 133). Nein, es geht auch nicht darum, einen Ursachenzusammenhang zu behaupten. Die Aussage ist rein beschreibend gemeint und insofern wirklich nur eine Tautologie oder Paraphrase. Sie ist, wie Ranulf später bemerkt, nur „die Feststellung dessen, was tatsächlich geschehen ist", nicht jedoch „eine Erklärung dafür, *warum* Stiländerungen stattfinden" (Seite 137). Wo habe ich das Gegenteil gesagt oder nur angedeutet? Warum unterstellt Ranulf mir eine weitergehende Absicht und Aussageintention?

In diesem Zusammenhang kommt Ranulf auf meine Feststellung zu sprechen, daß die sogenannten Geisteswissenschaften keinen gradlinigen Fortschritt aufweisen, wie man das in den Naturwissenschaften feststellt, sondern von Zeit zu Zeit ihren Stil ändern. Er opponiert gegen diese Aussage und behauptet: Fortschritt ist auch in den Geisteswissenschaften nicht unmöglich, man muß diese nur auf andere Weise betreiben. Als Kronzeugen führt er Max Weber an (Seite 138). Hier kämpft Ranulf gegen Windmühlen. Ich habe mich nicht darüber geäußert, was möglich wäre, *wenn* ..., sondern beschrieben, wie es ist, *weil* ... – Ranulf selber bemerkt, daß meine Aussage richtig wäre, wenn sie die Beschreibung des

tatsächlichen Zustandes wäre (Seite 137), und führt mit vorbehaltlosem Beifall eine mit der meinen fast buchstäblich gleichlautende Aussage von Davidsohn an (Seite 139). Was die ganze Polemik soll, ist mir unerklärlich. Warum werde ich der Intention verdächtigt, eine Aussage über die innewohnenden Möglichkeiten der Geisteswissenschaften machen zu wollen, Davidsohn dagegen nicht, wenn er doch dasselbe sagt? Von einer Beschreibung des Geisteslebens kann man lediglich erwarten, zu erfahren, wie sie nach meiner (mit Ranulf und Davidsohn übereinstimmenden) Beobachtung war und ist. Die Frage, ob ihr So-Sein notwendig ist, gehört nicht hierher, sondern in eine Erörterung über die Möglichkeiten der Wissenschaft. Darüber findet sich auch ein langer Abschnitt in meiner *Sociologi* (Seite 505–515), der gerade nachweist, daß ich Fortschritt und Objektivität in den Geisteswissenschaften unter gewissen ideologiekritischen Voraussetzungen für möglich halte, worunter die Spezialisierung (Seite 511 f.) fällt, die genau positivistisch-empirischen Anforderungen entspricht. Und wie könnte ich den Denkstil in der Wissenschaft als illegitim bezeichnen (Seite 498), wenn ich ihn für unumgänglich hielte?

---

Da die letzte antikritische Anmerkung die Wissenssoziologie berührt, darf es – obwohl es nicht in besonderem Zusammenhang mit dem Hauptthema dieses Kapitels steht – erlaubt sein, hier einen scheinbaren Gegensatz in meiner Ideologiekritik aufzuklären. Ranulf pflichtet meiner These bei, daß die Seinsverbundenheit einer Aussage nicht notwendigerweise ihre Ungültigkeit mit sich bringt (Seite 41). Aber er sieht einen Widerspruch darin, daß ich an anderer Stelle behaupte: Das vom Willen emanzipierte Denken würde zu 100 Prozent der Wahrheit entsprechen, und das Denken sei im selben Maße wissenschaftlich, wie es von Willensimpulsen emanzipiert sei (Seite 42). Für meinen ersten und gegen meinen zweiten Satz führt er Herbert Iversen als Zeugen an, dem zufolge vitale Interessen die Wahrheitserkenntnis geradezu begünstigen könnten.

Dazu habe ich folgendes zu bemerken:

1) An der erstgenannten Stelle ist bei mir die Rede von *Seinsverbundenheit*, an der zweiten von den das Denken bestimmenden *Willensimpulsen*. Das

letztere ist der Spezialfall des ersteren. – Der erstgenannte Satz kommt in einer ausdrücklich als solcher bezeichneten Würdigung von Mannheims Lehre vor, die von *seinen* eigenen Voraussetzungen ausgeht (*Sociologi*, Seite 488), und bezieht sich auf die Seinsverbundenheit in seinem panideologischen („noologischen") Sinne. Der zweite Satz steht in der Darstellung *meiner* Theorie über die Emanzipationsmöglichkeiten des Denkens (*Sociologi*, Seite 501) und behandelt nicht die *noologische* Seinsverbundenheit (die ich bestreite), sondern die *psychologische* Bestimmung durch Willensimpulse, die man auch als „Vitalfaktoren" und „Vitalperspektive" bezeichnet. Gemeint ist damit: *Wenn* es wahr wäre, daß mit Seinsverbundenheit eine gewisse Aspektstruktur verbunden ist (Mannheim) und diese unausweichlich eine Denkstruktur hervorbringt, die ideologische Verzerrung zur Folge hat, dann gäbe es kein richtiges Denken. Aber das gibt es sehr wohl, und deshalb kann Mannheims Panideologismus nicht richtig sein. Ich bin deshalb der Ansicht, daß der Einfluß der Willensimpulse auf die Denkprozesse immer verdächtigt werden muß, die Resultate zu verfälschen. Deshalb meine Forderung: Der Gegenstand des Denkens muß theoretisiert, entpragmatisiert und aus dem Vitalverhältnis herausgelöst werden, in dem der Denkende vielleicht zu der Wirklichkeit steht, die dem Gegenstand des Denkens entspricht. – Insofern macht sich Ranulf des oberflächlichen Lesens und Dokumentierens schuldig und einer willkürlichen Substitution von „Seinsverbundenheit" durch „Willensimpulse".

2) Herbert Iversen hat meiner Meinung nach Unrecht damit, daß das vitale Interesse der Wahrheitserkenntnis förderlich ist – genauer gesagt: seine Behauptung bedarf der Modifizierung. Der Schlüssel liegt im Unterschied zwischen der Faktizitäts- und Meinungsgenesis einer Aussage (*Sociologi*, Seite 494 f.). Die erstere bedeutet, daß Vitalfaktoren ein Verhältnis problematisieren, es aktualisieren, die Aufmerksamkeit auf es hinlenken und die Ursache dafür ist, daß der Lösungsversuch überhaupt unternommen wird. Insofern kann man sagen, daß vitale Interessen die Wahrheitserkenntnis fördern (beispielsweise das Interesse daran, vom Betteln als Massenphänomen verschont zu bleiben, führt zur Erforschung der Ursachen von Armut). *Diese* erkenntnisfördernde Funktion von Vitalfaktoren habe ich keineswegs übersehen, sondern erwähne sie sogar mehrmals. – Meine Aussage über das Verfälschen von Wahrheit durch Willensimpulse spielt auf die sogenannte Meinungsgenesis an, das heißt:

die Tatsache, daß vitale Interessen ein Thema nicht nur aktualisieren, sondern die Behandlung und Lösung des Problems selber in eine bestimmte Richtung lenken. Dies ist der Fall bei allem „weltanschaulichen" Denken (in augenblicklicher Ermangelung eines besseren Wortes), wo Vitalfaktoren das Resultat verfälschen, weil sie eine „Teilnehmer-" statt einer „Beobachterperspektive" bedingen (Der Arme ist an einem anderen Resultat einer Studie über die Ursachen von Armut interessiert als der Wohlhabende.). – In den von Herbert Iversen angeführten Fällen geht es um etwas ganz anderes. Er spielt auf das rein praktische Denken nach dem Modell an: „Not lehrt eine nackte Frau spinnen." Hier besteht wirklich ein vitales Interesse daran, die nüchterne Wahrheit zu wissen, weil die gefärbte die augenblickliche Not nicht lindert. Jeder kann daraus erkennen, daß Herbert Iversens Aussage nicht als Argument gegen meine Behauptung taugt, weil sie auf einer ganz anderen Ebene liegt. – (Die Trübung praktischer Erkenntnis durch vitale Verschleierungstendenzen ist in allererster Linie ein wissenssoziologisches Problem, welches noch der empirischen Untersuchung harrt.)

3) Endlich muß der Satz über das Verfälschen des Denkens durch Vitalfaktoren als Aussage über ein (hohes) *Risiko* verstanden werden. Insofern Vitalfaktoren eine Rolle spielen, muß man das Denken der ideologischen Trübung *verdächtigen*. Ich hebe zum Beispiel ausdrücklich hervor, daß die Übereinstimmung einer Behauptung mit einem dafür bestehenden Interesse kein Beweis dafür ist, daß sie der Behauptung *geschuldet* oder eine Folge des Interesses ist (Seite 441). Man kann, mit anderen Worten, auch durch einen *Zufall* zur reinen Wahrheit gelangen, ohne die Vitalimpulse ausgeräumt zu haben („auch ein blindes Huhn findet einmal ein Korn"), doch nur die ideologiekritische Emanzipation des Denkens vom Willen bietet – so weit das möglich ist – *Gewähr* für unverfälschte Wahrheitserkenntnis.

*

# V.

## Verifikation

Aus Ranulfs Buch geht nicht klar hervor, wie eine seiner Meinung nach gediegene soziologische Arbeit aussehen sollte. Man vermißt eine zusammenhängende und systematische Erörterung des Themas. Ranulf ist zu beschäftigt damit, die einen zu loben und gegen andere zu polemisieren; namentlich letzteres gedeiht üppig. Polemische Abschnitte fließen nicht an angemessener Stelle als natürliche Kontrastbeleuchtung oder Ergänzungen der eigenen Betrachtungen mit ein, sondern machen den weitaus überwiegenden Teil des Buchinhaltes aus und sind lose zusammengefügt durch Ranulfs Kommentare. Die Darstellungsperspektive wird nicht durch Ranulfs eigene Lehre bestimmt, sondern zeugt von seiner Bewunderung für und seiner Klage über die sozialwissenschaftlichen Methoden anderer. Sie enthält viel *für* Simiand – noch mehr *gegen* Geiger – und sehr wenig *von* Ranulf.

Es wird nicht einmal spezifiziert, was Ranulf unter Positivismus versteht – ein Begriff, der, soweit ich weiß, heute in mehreren Nuancen verwendet wird. Und es werden Maximalanforderungen an die Verifikation gestellt, ohne daß Ranulf allerdings den Weg zu ihrer Erfüllung aufzeigen könnte.

Die Forderung nach Verifikation ist, wie man wohl sagen darf, das immer wieder mannigfaltig variierte Grundthema des Buches und trifft sicher kaum bei irgendeinem Forscher auf den prinzipiellen Widerstand, den Ranulf vorauszusetzen scheint. Aus der Tatsache, daß ich Aussagen gemacht habe, die nach Ranulfs Meinung nicht ausreichend verifiziert sind, schließt er, daß meine Ansprüche *prinzipiell* gering seien. Er stellt zwar rigoristische Ansprüche an sich selber, räumt aber ein, daß er sie im großen und ganzen nicht erfüllen kann. Warum

er dann von der unvollständigen Praxis eines *anderen* auf prinzipielle Laxheit bei mir schließt, ist rätselhaft. Fehlt es bei Ranulf selbst an Verifikation, erklärt er das mit bitterer Not – aber einen Verifikationsmangel bei anderen schreibt er ohne weiteres deren prinzipiellem Standpunkt zu. Mit welchem Recht? – Um es hier ein für allemal unmißverständlich zu sagen: *Mein Wissenschaftsideal ist, wie das Ranulfs, ein System von streng exakt verifizierten Sätzen.* Aber Ideale haben nun einmal die unerfreuliche Eigenschaft, daß sie nicht völlig verwirklicht werden können. In Anbetracht der von Problem zu Problem unterschiedlichen Verifikationsschwierigkeiten und mit Rücksicht auf eine gewisse Forschungsökonomie wäre die naheliegendste Frage eher, *welchen* Grad an Verifikation man in jedem Einzelfall verlangen kann und muß.

Simiand und Ranulf verbannen das Einschmuggeln von *affirmations* ou *présomptions* aus wissenschaftlichen Gedankengängen. Darunter verstehen sie die Art der Schußfolgerungen, zu der der gesunde Laienverstand aufgrund alltäglicher Beobachtungen gelangt, ohne daß eine Untersuchung nach einer wissenschaftlichen Methode durchgeführt worden ist. Ich nenne sie kurz *Schätzungen*. Innerhalb gewisser Wissenschaften spielen sie eine größere Rolle als in anderen, und einzelnen Forschern gegenüber kann eine besondere Mahnung geboten sein. Wenn es darauf ankommt, gilt das für uns alle. Denn wer kann sich schon an die Brust schlagen und sagen: „Ich bin nicht so wie die anderen"? Das gilt auch für diejenigen, die selbst die strengsten empirischen Anforderungen aufstellen. Ranulf weist auf Durkheims von Bayet aufgedeckte Verstöße hin (Seite 43), beklagt sich über Paretos mangelhafte Verifikation (Seite 83 f.) und führt berechtigte Einsprüche gegen Neuraths unbewiesene Kausalbehauptungen an (Seite 135 f.).

Es liegt in der Natur gewisser Schätzungen, daß sie gern unbemerkt mit einfließen. Gewöhnlich ist es diese Art der „Selbstverständlichkeiten des Alltags", von denen man nicht denkt, sie beweisen zu müssen, weil sie gar nicht als Gegenstand eines besonderen Wissens ins Bewußtsein eingehen. Man nimmt sie als gegeben hin. Wissenschaftliche Prüfung kann solche *Idola fori* mitunter auf überraschende Weise in Luft auflösen. Deshalb ist gegenseitige Kontrolle am Platz.

Aber man kann die Wachsamkeit auch übertreiben. Auch die Pflicht zur Verifikation hat praktische Grenzen. Schätzungen sind zum Beispiel erlaubt, wenn ihre Ungenauigkeit nicht der Zuverlässigkeit des Gedankengangs schadet. Dieses Verhältnis kann man am Beispiel eines von Ranulfs Einwänden gegen mich beleuchten. An einer Stelle in meiner *Masse*, wo ich gewisse vermeintliche Attitüden bei jeweils einem deklassierten Adligen und Parvenu anführe, bemerkt er, „daß es zur Verifikation einer solchen Annahme des Sammelns eines sehr großen, kritisch ausgewählten Materials bedarf" (Seite 17). An und für sich ist das richtig, und in einer Studie über „Déclassé und Parvenu" (einem guten sozialpsychologischen Thema übrigens!) dürfte man sich vor seiner Arbeit nicht drücken. Da wäre die Behauptung von zentraler Bedeutung. Bei mir allerdings steht sie in einer kleinen Fußnote als beleuchtendes Symptom für das mangelnde Klassenbewußtsein des Proletariats in einer gewissen Integrationsphase. Die Tatsache wird nicht als Beweis, sondern als Illustration für eine andere Behauptung angeführt. Nach Ranulf selbst gibt es „vielleicht keinen Grund, zu bestreiten, daß dies im allgemeinen richtig sein kann". Genau –: im allgemeinen richtig. Im Zusammenhang mit einem Gedankengang kann das als *ad hoc* genügen. Man braucht sich nicht die Mühe des Messens, Zählens und Wiegens als Beweis zu machen. Es wäre Zeitverschwendung. (Wäre man unglücklicherweise von deutscher Herkunft, würde man obendrein wegen „typisch deutscher Übergenauigkeit" verhöhnt werden.) Nähme man Ranulf wörtlich, dürfte man eine Arbeiterpartei ohne vorhergehende statistische Analyse ihrer Mitgliedslisten und Wählermassen nicht als kommunistisch bezeichnen, von Pedanterie nicht als typisch für subalterne Beamte sprechen usw. usf.

Vor mir liegt Ranulfs *Moral Indignation*, noch aufgeschlagen auf Seite 8 und 9 nach einer Referenz, die ich heute morgen suchte. Mein Blick fällt auf Seite 9, und ich lese: *„Nazism is the psychological reaction of this lower middle class to the recent economic depression ..."* Diese Behauptung ist an sich weitaus gewagter und das Hauptthema des Buches viel direkter, als es an der von Ranulf bei mir beanstandeten Stelle der Fall ist. Ich bin nicht kleinlich und sehe nichts Falsches darin, daß er diese Aussage trifft (obwohl sie doch recht einseitig ist) – das müßte er aber selbst sein, da er anderen gegenüber so rigoros verfährt. – Das Beispiel zeigt übrigens zufällig eine andere Grenze der Verifikationspflicht auf. Es kann geschehen, daß eine – im großen und ganzen gesehen

evidente – Schätzung noch präziser untermauert werden könnte. Die Arbeit wäre aber außerordentlich aufwendig, und man weiß im voraus, daß man mit den bislang bekannten Methoden keine Exaktheit, sondern allenfalls eine etwas „annäherndere Annäherung" erreichen könnte. In dem Fall *kann* es möglicherweise ökonomischer sein, auf vielversprechendere Methoden zu warten und sich bis auf weiteres mit den geschätzten Beobachtungen zufrieden zu geben. Allzu frühe Versuche von Exaktheit können, wissenschaftlich gesehen, sogar riskant sein – so merkwürdig das klingen mag. Es besteht die Gefahr, daß man exakte Mengen „unexakter Phänomene" feststellt und so einen, formell gesehen, beruhigenden, aber trügerischen Eindruck von empirisch gesichertem Wissen erweckt. Ich erinnere mich, vor etwa 15 Jahren eine Untersuchung darüber gelesen zu haben, wie viele unterschiedliche „Funktionen" die Lehrer an den verschiedenen Schularten ausüben und nach wie vielen besonderen „Eigenschaften" die Erfüllung dieser Funktionen verlangt. Den Wert der Resultate kann man sich vorstellen ...

Manchmal muß man sich einfach mit nicht exakt verifizierbaren Aussagen begnügen. Ranulf erwähnt selber „pressierende Fälle" (Seite 136) – also in der Regel Situationen, wo eine augenblickliche, praktische Verhaltensregel erforderlich ist und die Wissenschaft dazu berufen ist, die nötige theoretische Grundlage zu schaffen, so gut oder schlecht, wie sie sich kurzfristig bewerkstelligen läßt.

Man wird wahrscheinlich noch bedeutend länger daran arbeiten müssen. Von Zeit zu Zeit treten neue Gesellschaftsphänomene von äußerster Aktualität auf. Der Forscher kann über sie nicht einfach stillschweigend hinweggehen, nur weil er im Augenblick nicht *exakt* Bescheid weiß (Seite 137). Er würde dann das Schlachtfeld dem Unsinn der Journalisten überlassen. Dies kommt besonders häufig in den Sozialwissenschaften vor. Es ist eine dogmatische Übertreibung und schlicht falsch, wenn Simiand den Wert nicht vollständig verifizierter Theorien und Hypothesen als *exactement nulle* (zitiert nach Ranulf, Seite 83) bezeichnet. In Ermangelung verifizierter Urteile ist ein gutes Raisonnement besser als gar nichts. Jedenfalls ist eine wissenschaftliche Hypothese doch weitaus mehr wert als die Auffassung von Laien. Erstens hat der Wissenschaftler eine umfassende und systematisierte Kenntnis von relevanten Fakten, auf die

seine Schätzung sich stützen kann, zweitens beruht sein Raisonnement auf großer Übung und Gedankendisziplin.

Für die Sozialwissenschaften ist das gerade angedeutete Verhältnis vermutlich ein permanentes Phänomen. Der Methodenrigorismus Simiands und Ranulfs führt, wenn man ihn auf fruchtbare Problemstellungen anwendet, zu sicheren Ergebnissen, aber diese lassen auf sich warten. Wenn man sie allen Ernstes zum Prinzip erhebt, wird die Soziologie zur Prähistorie. Ununterbrochen tauchen in einer lebendigen Gesellschaft neue Phänomene und Probleme auf, deren exakte Untersuchung allerdings einen großen Apparat und viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Bis die Forscher dann mit dem Erheben und Sichten ihres Materials so weit sind, um ihre Schlüsse daraus ziehen zu können, ist das Leben weitergegangen und der Welt sind die Antworten auf alte Fragen gleichgültig. Das untersuchte Verhältnis ist nur mehr von historischem und theoretischem Interesse, und was man *nun* wissen will, ist etwas ganz anderes. Die ewige Veränderung des Objekts selbst setzt hier in gewisser Weise eine Grenze für die Durchführung der Verifikationsanforderungen. – Ich will die Bedeutung von exakten Untersuchungen ohne Berücksichtigen der Aktualität nicht herunterspielen – sie können nämlich auf längere Sicht zum Entdecken von so allgemeinen Einsichten in die Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Lebens führen, daß es einmal möglich sein wird, auch aktuelle Problemstellungen schneller auf exaktere Weise zu beurteilen. Aber bis dahin – und das Stadium ist noch weit entfernt – können wir nur nach bestem Wissen und Gewissen urteilen, wenn aktuelle Fragen sich erheben. Es geht ja doch in erster Linie darum, etwas über die Sachverhalte in Erfahrung zu bringen, die uns am Herzen liegen – und erst in zweiter Linie darum, es auf wissenschaftlich orthodoxe Weise zu wissen.

Im übrigen kann auch der strengste Positivist nicht ohne hypothetische, mehr oder weniger lose Vermutungen auskommen. Jede Wissenschaft hat ihren Ausgangspunkt in Schätzungen, die mit Hilfe von theoretischen Raisonnements problematisiert und damit zum Gegenstand von exakter Erforschung werden. Aber man muß an irgendeiner Stelle beginnen und kann nicht alles in einem Gang bewältigen. Während man an einem Komplex von Phänomenen arbeitet, ist man gezwungen, einen Teil nicht verifizierter Urteile über eng verwandte Themen für bare Münze zu neh-

men und vorläufig zu akzeptieren. Im Verlauf des exakten Arbeitens an einem Thema muß man sich im Hinblick auf die Phänomene mit Raisonnement begnügen. Viel Raisonnement und nur eine bescheidene Menge exakten Wissens ist, so gesehen, kein spezifisch deutsches Phänomen, sondern das Bild, welches ein junger Wissenschaftszweig bietet, der noch in den Kinderschuhen steckt.

Endlich gibt es gewisse Probleme, die man überhaupt nicht nach der von Ranulf als einzig anerkannten Methode behandeln *kann*. Ich bin nicht besonders stolz auf das, was ich vor 20 Jahren in jugendlichem Leichtsinn über Straßenaufläufe geäußert habe, und Ranulf rügt hier mit Recht meine voreiligen Schlußfolgerungen. Aber, wenn man sich wirklich nur auf Massenbeobachtungen stützen darf – wie in aller Welt soll man dann in diesem Falle vorgehen? Wie viele Straßenaufläufe kann man selbst als Augenzeuge miterleben, auch wenn man ihnen nur hinterherjagt?

Kann man im letzteren Fall auf das gesammelte Beobachtungsmaterial von anderen verweisen (wie glaubhaft ist es?), gilt dasselbe allerdings nicht für ein anderes, von Ranulf angeführtes Beispiel. Verlangt er doch in der Tat „ein detailliertes Studium einer großen Anzahl von historisch bekannten revolutionären Bewegungen" (Seite 134), bevor er die Schilderung eines für die revolutionsreife Zeit charakteristischen Wesenszuges erlaubt. „Massenbeobachtungen" von Phänomenen, die alle Jahrhunderte einmal auftreten ...

Ganz besonders für die Soziologie kommt noch etwas prinzipiell Bedenkenswertes von allergrößtem Gewicht hinzu. Das wurde schon angedeutet und betrifft die psychische Seite des gesellschaftlichen Lebens. Ranulf rechnet damit, daß jemand „die Möglichkeit jeder Art von Psychologie, sowohl behavioristisch als auch nichtbehavioristisch, die über die reine Introspektion hinausgeht, bestreiten könnte" (Seite 50). – Was den Behaviorismus betrifft, so würde sein Urheber sicherlich dagegen protestieren, daß man ihn als eine Art Psychologie bezeichnet. Er selber faßt ihn als einen Gegensatz zur Psychologie auf, nämlich eben als: Behaviorismus, das heißt: er befaßt sich mit dem äußeren Verhalten und sagt überhaupt nichts darüber aus, was „innen vor sich geht" (vgl. J. B. Watson: *Behaviorism*, I. Kapitel). Ob er nun das beantwortet, was einige gern wissen möchten, ist eine Sache für sich, aber er kommt ohne Introspektion aus,

weil er sich auf das in der äußeren Welt Beobachtbare beschränkt. Was auf der anderen Seite die Psychologie und ihre Möglichkeiten zur Exaktheit betrifft – so kann und will ich nichts darüber aussagen. Ich kann allerdings aus Erfahrung sagen, daß die exakte, das heißt: experimentelle, Psychologie mir in meinen soziologischen Bestrebungen wenig hilfreich gewesen – und daß „die andere" Sozialpsychologie introspektiv ist. Es ist wohl kein Zufall, daß Ranulfs Kapitel über „Psychologie und Soziologie" vom Umfang und Gewicht her außerordentlich bescheiden ausgefallen ist.

Wie man zu exakten Aussagen über die psychische Seite des gesellschaftlichen Lebens kommen soll, ist mir ein Rätsel. Man kann hier meiner Meinung nach nur entweder zwischen Introspektion wählen, die man nun so gut wie möglich zu verifizieren versucht, oder einem Sozialbehaviorismus, der sich auf das in der äußeren Welt Beobachtbare beschränkt. Ich bin, wie gesagt, jedenfalls eher dafür, die rein behavioristische Gesellschaftsforschung von der introspektiven Psychosoziologie zu trennen, um so sicher kontrollieren zu können, wie weit das nach strengen Regeln verifizierbare Wissen reicht. Es ist in der Tat richtig – und es gilt für Positivisten ebenso wie für andere Soziologen: In der Psychosoziologie „haben Wissenschaft und bloße Meinungen die Neigung, ineinander überzugehen" (Seite 7).

Ranulf scheint diese äußerste Konsequenz nicht ziehen zu wollen. Er verwirft Introspektionen, glaubt aber gleichwohl zu exakten Aussagen über sozialpsychische Phänomene gelangen zu können (Seite 49 f.). Eine eingehende erkenntnistheoretische Diskussion dieses Punktes ist hier nicht möglich. Ich kann in jedem Fall meine Zweifel andeuten. Wenn man beispielsweise die ganz einfache und soziologisch interessante Frage der Liebes- und Vernunftheirat nimmt, dann gibt es keine Möglichkeit der direkten Quantifizierung beider Arten. Man kann die Menschen fragen – und wird belogen. Oder man urteilt nach Symptomen – die trügerisch sein können. – Wenn man studieren möchte, was die Menschen denken, meinen und fühlen, ihre Mentalität und Ideologie, sind deren eigene sprachliche Äußerungen meiner Meinung nach ein äußerst unzuverlässiges Material. Menschen lügen bewußt – sagen unbewußt die Unwahrheit – oder wissen selber nicht, was sie fühlen, denken usw. „Exakte" Studien über moralische Bewertungen der Menschen sind ein

ausgezeichnetes Beispiel, worüber ich schon früher skeptische Bemerkungen gemacht habe (Nationaløkonomisk Tidsskrift, 1943, Seite 281 ff.). Manche beantworten eine Enquête mit konventionellen Bewertungsformeln, die sich gleichsam automatisch in ihren Köpfen einstellen, die sie aber möglicherweise selber als Antwortende nicht moralisch ernstnehmen. Andere geben nicht ihre wirklichen moralischen Bewertungen an, sondern antworten „konjektural im Hinblick auf die öffentliche Meinung", das heißt: verleihen der Meinung Ausdruck, die ihrer Ansicht nach den besten Eindruck in der Öffentlichkeit macht. Wieder andere antworten aus Opportunitätsgründen, zum Beispiel rein materiellen. In meinen früheren Reklamestudien habe ich amerikanische Enquêten über den professionellen Moralstandard von Geschäftsleuten ausgewertet. Die Befragten sollten gewisse, im Fragebogen kurz beschriebene Formen des Geschäftsverhaltens moralisch beurteilen. Das Resultat: Ein vernichtendes Mehrheitsvotum gegen eine Praktik, die ganz offensichtlich von der Mehrheit nicht verurteilt wurde. Das kann man natürlich nicht daran erkennen, daß das betreffende Verhalten praktiziert wird, denn es ist eine Sache, etwas zu tun, eine ganz andere aber, es als moralisch vertretbar zu empfinden. Es gibt jedoch recht deutliche Symptome dafür, daß gewisse, mit Worten verworfene Methoden nicht nur hier und da praktiziert werden, sondern allgemein verbreitet sind und mit gutem Gewissen ausgeübt werden – das heißt: dem wirklichen Moralstandard der Handelnden entsprechen. Das Ganze ist ja auch nicht weiter merkwürdig: Es liegt ein solidarisches, professionelles Interesse vor, der Öffentlichkeit einen möglichst günstigen Eindruck vom Moralstandard der ganzen Gruppe zu vermitteln. In diesem erwähnten Fall war beispielsweise die in der Geschäftswelt aufgetretene moralische Selbstprüfung und Zurschaustellung vom Willen zur Selbstdisziplin eine Reaktion auf die Androhung von Staatseingriffen. – Besonders kritisch stehe ich der Methode gegenüber, die Ausbreitung und Intensität eines Gedankens oder einer Meinung nach der Frequenz zu beurteilen, mit der der sprachliche Ausdruck dieses Gedankens in Druck, öffentlichen Reden usw. vorkommen (Seite 45 ff.). Abgesehen von anderen Einwänden ist der, daß häufiges Vorkommen eines sprachlichen Ausdrucks für einen bestimmten Gedanken eines von zwei direkt gegensätzlichen Dingen bedeuten kann: Der Gedanke ist ein Klischee und wird so oft wiederholt, weil die Menschen ihn schon mit der Muttermilch eingesogen haben – oder der Gedanke ist unpopulär, und jemand versucht, ihn den Menschen durch ausdauernde Wiederho-

lungspropaganda einzuprägen. Das Verhältnis entspricht der Strafe als Symptom für die allgemeine Moralbewertung einer Handlung: Unsere strenge Strafe für Inzest ist der Ausdruck eines allgemeinen Entsetzens über die Abscheulichkeit der Tat – Sowjetrußlands Todesstrafe für Bestechung ist der Versuch, der volkstümlich eingetretenen glimpflichen Beurteilung dieser Tat, die sich aus der allgemeinen Praxis in der Vergangenheit herausgebildet hat, entgegenzuwirken.

Ranulf ist natürlich mit allen diesen und weiteren Fehlerquellen vertraut, und bis zu einem gewissen Grade kann man sie vielleicht auch durch äußerst kritische Bearbeitung des Materials mit besonders raffinierten Methoden überwinden. Aber eine wirkliche Exaktheit im Hinblick auf das Erfassen dessen, was in den Köpfen der Menschen vor sich geht, ist nie erreichbar. Darauf gibt Ranulf eine Antwort, die meiner Meinung nach bedenklich ist, obwohl er angesehene Gesinnungsgenossen hat. Er schließt sich Lundbergs Zurückweisung der an den Intelligenztests geäußerten Zweifel an, ob es wirklich Intelligenz ist, die hier gemessen wird: Man definiert ganz einfach Intelligenz als das, was man gemessen hat, und schafft damit einen neuen Begriff, der vom gängigen Intelligenzbegriff abweicht. „Ein Beweis dafür, daß mit dem Intelligenztest ‚wirklich' Intelligenz gemessen wird, kann ... man nicht sinnvoll verlangen" (Seite 51). Wenn man davon spricht, daß „die Wirklichkeit dem Begriff zu opfern" sei, dann muß das hier sein. Man zieht aus, um A zu messen, kann A aber nicht messen, mißt statt dessen B, kommt heim und nennt B dann A. So einfach ist das! Natürlich kann man was auch immer „was auch immer" nennen. Doch hier ist man daran interessiert, die „wirkliche Intelligenz" zu messen – aus ganz bestimmten, pragmatischen Gründen. Wenn man so eine „experimentelle Intelligenz" gemessen hat – welchen Wert wird diese Messung dann wohl für den ursprünglichen Zweck erfüllen? Das ist dann nicht länger eine Frage des Erkenntnisinteresses, sondern die Anwendungsmöglichkeiten einer besonderen Technik bestimmen die Forschungslinie.

Wenn man nun, wie von Ranulf anscheinend empfohlen, dieselbe Methode auf das soziologische Mentalitätsproblem anwendet, ist das Resultat das folgende: Man ist an der Mentalität gewisser Personengruppen interessiert, weil sie eine Disposition für gewisse soziale Attitüden und Reaktionen zur Folge hat. Was die Menschen wirklich meinen, fühlen

und denken, ist dem empirischen Feststellen, Zählen und Messen nicht unmittelbar zugänglich. Wohl aber, was sie über ihre Gefühle, Meinungen, Gedanken *sagen* – und diese Aussagen (oder ähnliche Bekundungen) *sind* zwar nicht die problematisierte Mentalität, man kann aber aus guten Gründen annehmen, daß sie etwas mit der Mentalität zu tun haben. Man stellt also das Feststellbare fest, zählt und mißt das Zähl- und Meßbare und „definiert die Mentalität als das, was man festgestellt, gezählt und gemessen hat", das heißt: man schafft einen neuen, abweichenden Mentalitätsbegriff, dessen Inhalt ist: „das, was die Menschen selbst als ihre Gefühle, Meinungen und Gedanken ausgeben". Dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden – die Frage ist nur, was mit diesem empirisch sicheren Wissen gewonnen wurde. Da es allen Grund für den Verdacht gibt, daß hier ein Unterschied besteht – und ein gerade in den soziologisch maßgeblichsten Fällen großer Unterschied – zwischen dem, was die Menschen *als* ihre Gesinnung *bekunden* und dem, was ihre Gesinnung *wirklich ist*, verhelfen mir meine exakten Kenntnisse „der experimentellen Mentalität" jedenfalls nicht sehr, zu beurteilen, was man von ihnen als Attitüden und Reaktionen erwarten kann. Der streng empirische Standpunkt birgt insofern die Gefahr, daß wir mit einem großen Aufwand an Arbeit und Unkosten ein exaktes Wissen über alle möglichen Dinge sammeln – mit Ausnahme derer, über die wir gerne etwas wissen möchten. So bestimmen Forschungstechnik statt Problemstellung und Gewißheit statt Wißbegierde die Forschungsaufgaben und Forschungsresultate.

Ausgehend von den hier geäußerten Überlegungen, nehme ich folgenden Standpunkt ein: Es existiert (vorläufig) keine wissenschaftliche Methode zur quantifizierenden Untersuchung gewisser Mentalitäten und Ideologien. Die Träger solcher Mentalitäten und Ideologien, Kollektiva, sind nichtberechenbare Größen – eine wissenschaftliche Selbstbeschränkung von mir, die Ranulf nicht akzeptieren will (Seite 58 ff.). Was man meiner Meinung nach tun kann – und was ich zu tun versucht habe –, ist dagegen folgendes: Man geht von einer makroskopisch beobachtbaren Korrelation zwischen gewissen Realfaktoren und gewissen Haltungen aus, nimmt mit diesem Ausgangspunkt eine möglichst detaillierte statistische Analyse der Bevölkerung vor und kann so mit einem gewissen Grad an Exaktheit angeben – nicht wie viele und welche Personen eine gewisse Mentalität besitzen und einer bestimmten Ideologie huldigen, sondern: bei welchen nach objektiven, streng empirisch kontrollierbaren

Kennzeichen abgegrenzten Bevölkerungskadern gewisse Mentalitäten und Ideologien besonders weit verbreitet zu sein pflegen. Das bedeutet: Man stellt die typischen sozialen Vorkommensfelder (Standorte) gewisser Mentalitäten und Ideologien statt deren wirklicher Verbreitung fest (vgl. *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, 1932. – *Soziale Gliederung der deutschen Arbeitnehmer* und *Statistische Analyse der wirtschaftlich Selbständigen*, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, LXIX, Seite 151–188 und Seite 407–439.).

---

Ranulfs Standpunkt in der Verifikationsfrage ist übrigens wenig konsequent. Gleichzeitig damit, daß er meine ganze Arbeitsweise als minderwertig verwirft, weil sie auf ungenügender Verifikation beruhe, pflichtet er einigen meiner Behauptungen bei, die ich nicht einmal auf meine übliche, unwissenschaftliche Weise zu verifizieren versucht habe, die aber mit seinen Anschauungen übereinstimmen (Seite 9, 12, 231). Ranulf bezeichnet außerdem den Verifikationsmangel als allgemeines Phänomen in den Sozialwissenschaften und erklärt es damit, daß strenge empirische Forschung eines großen Apparates bedarf, für den die öffentliche Hand keine Mittel zur Verfügung stellen will. Er kann deswegen auch seinen eigenen Anforderungen nicht gerecht werden. Darüber läßt er sich des langen und breiten aus (Seite 11 ff., 231 f.). Ist ihm denn der Gedanke völlig fremd, daß auch andere denselben Wunsch hegen, mit Hilfe eines großen Apparates exakt arbeiten zu können, aber sich auf die gleiche Weise gehandicapt sehen und wohlvorbereitete Pläne für größere Untersuchungen in der Schreibtischschublade verwahren müssen?

Es gibt eine merkwürdige Reihe von Sätzen, in denen man alles zusammenfassen kann: Es werden maximale Verifikationsanforderungen an gediegene soziologische Forschung gestellt. – Meine soziologische Arbeit wird scharf kritisiert, weil sie diesen Anforderungen nicht gerecht wird. – Die meisten anderen Soziologen machen sich derselben Vorgehensweise schuldig. – Das ist eine Folge der mangelhaften Arbeitsbedingungen für Sozialwissenschaftler. – Ranulf selber wird daran gehindert, seinen eigenen Anforderungen gerecht zu werden, äußert allerdings selbst, genau wie die anderen, ungenügend verifizierte Behauptungen.

Man fragt sich nach alldem mit einer gewissen Ratlosigkeit: Was soll denn eigentlich die ganze Polemik? Was wird damit bezweckt, daß sich die Beschwerden über das gegenwärtige Durchschnittsstadium der Soziologie auf meine Person und meinen Forschungseinsatz konzentrieren? Wenn die tiefere Absicht des Buches darin liegen soll, der Öffentlichkeit die Augen dafür zu öffnen, daß soziologische Forschung notwendigerweise höher dotiert werden muß, dann müssen Formulierungen, die in eine persönlich adressierte Polemik statt eines Nachweises der sachlichen Mängel gekleidet sind, das Gewicht der Anforderungen geradezu schwächen.

Im übrigen ist es die Frage, ob Ranulfs Strategie überhaupt klug ist. Sind Forderungen, Beschwerden und Erklärungen für die eigene Unfähigkeit der richtige Weg, um günstigere Bedingungen für einen Forschungszweig zu erzwingen? Oder wären die Aussichten für eine Aufwertung seines öffentlichen Ansehens und für das allmähliche Schaffen besserer Arbeitsbedingungen größer, wenn man das möglichste aus den bescheidenen Mitteln herausholte, die einem zur Verfügung stehen?

*

# VI.

## Deutschtümelei und unzulässige Generalisierung

Das Irritierendste für einen zufälligerweise in Deutschland geborenen Forscher in dem sonst so ansprechenden skandinavischen Milieu ist die nie verstummende Verdächtigung der Deutschtümelei. Man wird als Person nicht unvoreingenommen betrachtet, die geleistete Arbeit nicht nach ihren innewohnenden Werten oder Fehlern beurteilt. In der Kritik heißt es regelmäßig, daß „der Verfasser seine deutsche Geisteshaltung nicht verleugnen kann", und selbst vorbehaltloser Beifall wird oft in der kränkenden Weise formuliert, daß „der Verfasser sich in lobenswertem Maße vom deutschen Einfluß hat freimachen können". Dänische – und auch französische oder englische – Beiträge tragen manchmal genau die gleichen Züge wie viele der deutschen, ohne daß jemand in diesen Fällen andere Ursachen nennen würde als die persönliche Arbeits- und Darstellungsform des Verfassers. Es ist eine Art Axiom, daß man meint, was immer im Buch eines deutschen Autors mißfällt, „typisch deutsch" sein müsse. Ist man selber von weltbürgerlicher Gesinnung, die ein Heimatrecht auf die internationale Republik des Geisteslebens gibt, und ehrlich bestrebt, seinen Forscherweg zu gehen, ohne scheel nach rechts oder links zu blicken, dann liegt etwas Verletzendes darin, daß man immer auf eine nicht sachliche Weise als Repräsentant einer Kategorie beurteilt wird – besonders, wenn man froh ist, sich dieser Kategorie entzogen zu haben. Ist eine Arbeit gut, kann es gleichgültig sein, ob sie auf deutsch oder auf französisch gut ist; ist sie schlecht, kann sie auf chinesisch oder patagonisch schlecht sein. Es scheint wenig Verständnis dafür zu bestehen, daß

die Anspielung auf die Geburtsurkunde eines Verfassers ein zu billiges und zu armseliges Argument gegen sein Werk ist.

---

Wie sehr Ranulf solche platten Generalisierungen verurteilen muß, geht aus einem besonderen Kapitel seines Buches hervor, das mit „Nationalcharakter" überschrieben ist (Seite 141–153). Hier ist seine Kritik nicht auf mich bezogen, sondern geht darüber hinaus – es ist unter den elf Kapiteln eines von vieren in seinem Buch, in denen mein Name gar nicht erwähnt wird. Der Stachel richtet sich gegen einige rechtgläubige Naziphilosophen. Ich bin mit Ranulf darin einig, daß Nationalcharakter und Volkslaune schlüpfrige, unter romantischen Schullehrern und Volkskundlern beliebte Themen sind. Das meiste von dem, was darüber geschrieben worden ist, ist reine Phantasie – und Weihrauch für eingeschworene Publizisten. Ranulf hätte gerechterweise darauf aufmerksam machen können, daß der Volkscharaktermystizismus keine spezifisch deutsche Erfindung ist. Die Nazis hatten gute Vorbilder in Frankreich. Er hätte in unserer unmittelbaren Nachbarschaft auf Herbert Tingstens vorzügliche Kritik des Phänomens hinweisen können (*Idékritik*, 1941, Seite 95–127). Ranulf hätte endlich als einen mildernden Umstand für mich anführen können, daß ich in diesem Streit an seiner Seite stehe, insbesondere, was die rassenbedingte nationale Eigenart betrifft. Das geht aus meiner *Sociologi* auf den Seiten 455, 468, 472 und ganz besonders auf Seite 495 hervor, wo ich Troels-Lunds charakterologischen Beweis für Kopernikus' Polentum angreife. Ranulf muß wissen, daß meine Aversion gegen das Thema derselben Quelle wie die seine entspringt: der Erkenntnis, daß es bisher unmöglich ist, solche Aussagen zu verifizieren.

---

Im Vorwort (und an ein paar anderen Stellen) seines Buches erklärt Ranulf jedoch gewisse, ihm unsympathische Züge meiner Arbeit mit – meiner deutschen Vergangenheit. Er „denkt sich die Sache so", ohne in diesem Fall die sonst so eifrig vermißte, sorgfältige Verifikation für nötig zu halten. Der Fall muß so „pressierend" gewesen sein, daß eine

Ausnahme verzeihlich schien. Hat es übrigens irgendeine Bedeutung *warum*, psychologisch gesehen, mein Gedankengang diese und keine andere Richtung nimmt? Ranulf schreibt keine ideologiekritische Studie über mich – in diesem Fall hätte er wohl noch ein paar Realfaktoren mehr in Betracht ziehen müssen als nur meine lokale Herkunft. Da es um Kritik der Gedankensubstanz in meinen Arbeiten geht, scheint es, um Ranulfs eigene Worte zu gebrauchen, „notwendig, daß man bei der Beurteilung der Richtigkeit einer Behauptung ... ganz von der Seinsverbundenheit absehen muß und ... das Wahrheitskriterium ausschließlich in der Möglichkeit einer empirischen Verifikation sieht" (Seite 42).

Natürlich ist das Deutschtum, von dem Ranulf spricht – und auf das er in gnädig herablassendem Ton als Entschuldigung für meine wissenschaftliche Unterlegenheit hinweist –, kein Nationalcharakter in hergebrachtem Sinne, sondern eine Milieuprägung. Die deutsche wissenschaftliche Atmosphäre ist charakterisiert durch Metaphysik und Verachtung für ehrliche Wirklichkeitserforschung. Die für die deutsche Wissenschaft bezeichnende Unzuverlässigkeit ist ein historisches, ein Milieuphänomen, das durch schlechte Erziehung wirkt. Aber –: Vererbung oder Milieu, die Verallgemeinerung ist die gleiche und ist in beiden Fällen nur erlaubt, wenn sie verifiziert wird. Wie steht es damit bei Ranulf?

Da er hier auf Urteile zurückkommt, die er schon vor sieben Jahren in seinem schmalen Buch über *Videnskabens Stilling i moderne Stater* von 1939 gefällt hat, ist es höchste Zeit, sich mit dieser älteren Arbeit zu beschäftigen, insbesondere mit dem Kapitel über die Wissenschaft in der Weimarer Republik. Ich habe seinerzeit auf eine Erwiderung verzichtet und bereue es nun. Man sollte eklatant falsche Lehren nicht unwidersprochen stehen lassen. Da Ranulf heute wieder in dieselbe Kerbe haut, kann ich ihm eine ernste Anklage wegen der Veröffentlichung von nicht nur nicht verifizierten, sondern, geradeheraus gesagt, legendären Behauptungen über ein Thema nicht ersparen, von dem er offenbar meint, es sei nicht der Mühe wert, ihm auf den Grund zu gehen.

Das angesprochene III. Kapitel in der *Videnskabens Stilling* beruht auf einigen Beiträgen zur deutschen universitätspolitischen Debatte und auf zwei amerikanischen Verfassern. An keinem Punkt beruft sich Ranulf auf eigene Anschauungen oder auf eigene Studien. Nicht einmal seinen

Gewährsmännern (Spranger, Jaspers, Becker, Ludwig Bernhard und Curtius) gegenüber hält Ranulf eine Quellenkritik für erforderlich. Auf der Grundlage von Aussagen, die er gelesen hat, meint er (loco citato, Seite 57 ff.) folgendes Urteil abgeben zu können:

„Es ist aber nach alldem, was im Vorangehenden angeführt wurde, doch vielleicht eine Frage, ob die Wissenschaft auf längere Sicht in der Weimarer Republik sonderlich bessere Bedingungen erfahren hätte als unter dem Nazismus"(!!). Er räumt ein, daß die Feststellung vom Verfall der Universitäten in der Weimarer Republik eigentlich von einer Gesamtbewertung des deutschen wissenschaftlichen Einsatzes gestützt werden müßte. Aber wieder liegt hier eine empirische Aufgabe vor, die ein einzelner Forscher nicht ohne einen Stab von Mitarbeitern auf sich nehmen kann. Vieles jedoch „läßt sich im allgemeinen feststellen", einiges „kann man vermuten", und speziell im Hinblick auf die Soziologie meint Ranulf ganz besonders gut Bescheid zu wissen. Sie brachte eine umfangreiche Literatur hervor, „deren wissenschaftliche Qualität allerdings oft viel zu wünschen übrig läßt" (Kann man nicht ohne Risiko der Widerlegung dasselbe von der Literatur eines beliebigen Faches eines beliebigen Landes sagen, wenn man keine einzige Zeile davon gelesen hat?). „Schlagworte vom Kampf gegen den Positivismus dominierten auch die Soziologie, und was man hier unter den Namen Positivismus bekämpfte, war in der Realität nichts anderes als die Pflicht zur ehrlichen und geduldigen wissenschaftlichen Beweisführung. Statt dessen entlehnte man von ... *Husserl* das Schlagwort ‚Wesensschau' ... Es gab ... Soziologen, die sich zu anderen philosophischen Autoritäten bekannten ... ohne deshalb ihre Pflicht zu wissenschaftlicher Beweisführung ernster zu nehmen. Eine empirische Philosophie gab es praktisch nicht im Deutschland der Weimarer Republik. Eine Lieblingsbeschäftigung deutscher Soziologen war es, Max Webers Methodenlehre zu kritisieren, die sich wirklich durch wissenschaftliche Solidität auszeichnete, aber weitaus größere Anforderungen an die Energie, Geduld und Zeit der Forscher stellte, als die Soziologen der Weimarer Republik aufzubieten imstande waren ... Es fällt schwer, sich des Eindrucks zu erwehren, daß die enorme Zahl von Schriften, die deutsche Soziologen der Bekämpfung Webers gewidmet haben, in Wirklichkeit ein Zeichen schlechten wissenschaftlichen Gewissens ist." Die Weimarer Republik wird als „ein Milieu bezeichnet, in dem man eine wissenschaftliche Karriere machen kann, wenn man bloß

drauflosschreibt und das methodische Gewissen betäubt"(!!). Man kann „vermuten, daß der Verfall der Universitäten und speziell der niedrige wissenschaftliche Standard der Soziologie ... eine der Ursachen für den Zusammenbruch dieser Republik war."

Diese ausführlichen Zitate sind notwendig als Ausgangspunkt, um den einzelnen Behauptungen entgegenzutreten.

Bevor ich auf die wissenschaftskritische Seite der Sache eingehe, muß ich ein paar Worte über die universitätspolitische sagen. Die Behauptung, der Fall der Weimarer Republik sei im wesentlichen dem niedrigen Standard der Universitäten und besonders der Soziologie geschuldet, ist so vollständig aus der Luft gegriffen, daß sie keiner Widerlegung bedarf. Sie wäre erst zu beweisen – ja nur einigermaßen plausibel zu machen – von demjenigen, der sie aufgestellt hat. Andere, relevantere Fakten sind als Ursachen für den Untergang der Weimarer Republik so naheliegend, daß der Zustand des Universitätslebens auf jeden Fall sehr weit unten auf der Liste einer *revue sélective* stehen müßte. Ranulf führt umstandslos die Kritik des Amerikaners Flexner über die bescheidenen Lebensverhältnisse der Professoren ins Feld, die sie „zu gewissen Zeiten" dazu zwang, nach Extraeinnahmen zu suchen. Wenn das stimmt, dann kann das hierzulande doch kaum ein Stirnrunzeln hervorrufen, weil es an der Tagesordnung ist. Die „gewissen Zeiten", auf die Flexner anspielt, waren übrigens die Inflationszeit, die für alle Festbesoldeten hart war. Um 1928/30 betrug die Besoldung eines deutschen Professors (wenn ich mich recht erinnere) 15.000 Reichsmark jährlich, wozu Einnahmen aus Vorlesungen und Examina kamen, in der Regel etliche Tausende, mitunter sogar mehr als die eigentliche Besoldung. Dazu kamen meistens noch recht hohe Funktionszulagen für den Leiter eines Forschungsinstituts. Der wegen Alter oder Krankheit emeritierte Professor bekam seine *volle* Besoldung einschließlich gewisser garantierter Anteile an der Vorlesungsgebühr. Die Kaufkraft der deutschen Mark lag damals 30 bis 50 Prozent über der dänischen Krone. – Soviel über die schlechten Lebensbedingungen.

Ranulf führt im weiteren, teils von Flexner, teils vom Nazi Mannhardt übernommen, an, daß die Universitäten Paukanstalten ohne Niveau waren, langweilig und verschult, so daß die Studenten zum großen Teil nie ein Gefühl für Forschung bekamen und anderes der Art mehr. Es ist

gewiß richtig, daß die Universitätslehre tendenziell stärker zur Verschulung neigt – nicht nur in Deutschland, sondern überall auf der Welt, wie allmählich die akademische Ausbildung in zunehmendem Maße ganz einfach zu einer Vorbereitung auf den praktischen Berufsweg wird. Dieser Prozeß war im Jahre 1933, als ich Deutschland verließ, dort weitaus weniger fortgeschritten als hierzulande, wo mir damals die verschulte Ausbildung mit ihrem streng reglementieren Studienverlauf und der Begrenzung auf das vorgegebene Pensum auffiel. Es stimmt, daß es in Deutschland Vorschläge zu einer rein schulischen Fachausbildung für junge Richter, Ärzte usw. gegeben hat, doch Ranulf scheint die Absicht zu mißverstehen. Man dachte nämlich daran, die rein fachliche Berufsausbildung, in der die „Wissenschaftlichkeit" und die akademische Studienfreiheit notwendigerweise fiktiv zu werden drohte, von der tatsächlichen wissenschaftlichen Schulung junger Forscher zu trennen. Der Gedanke war eben, das wissenschaftliche Ausbildungsniveau von Anfang an durch eine Trennung von „Brotstudium" und wissenschaftlichen Studien zu heben. Ob der Vorschlag ein glücklicher war, steht hier nicht zur Diskussion.

Die Uneingeweihten müssen von Ranulfs Darstellung den Eindruck gewinnen, daß die Universitätspolitik der Weimarer Republik sehr einheitlich ausgerichtet war. Die Wahrheit ist aber, daß es keine Universitätspolitik in der Weimarer Republik gab, da die Reichsinstanzen nichts mit den Universitäten zu tun hatten. Diese unterstanden den Kultusministerien der einzelnen Länder, deren politische und administrative Praktiken äußerst unterschiedlich waren. Es ist insofern ein grundlegender Fehler, die deutschen Universitätsverhältnisse überhaupt als eine Einheit zu erwähnen – eine unzulässige Verallgemeinerung und Vereinfachung.

Dieses wirkt sich besonders mißlich bei der Beurteilung der Frage nach der akademischen Selbstverwaltung aus. Auch hier übernimmt Ranulf kritiklos gewisse Aussagen, die in hohem Grade der Kritik bedürfen. Die Klagen der Professoren richteten sich hauptsächlich gegen die Praxis des preußischen Kultusministeriums und drehten sich besonders um die Besetzung von Lehrstühlen. Die Verhältnisse kann man nur mit einer gewissen Kenntnis der traditionellen deutschen Praxis beurteilen. Diese war in aller Kürze die folgende: Um Professuren konnte man sich nicht bewerben, sondern sie wurden durch Berufung besetzt, wonach

die Ernennung durch das Ministerium erfolgte. Wurde ein Lehrstuhl frei, setzte die Fakultät eine sachkundige Kommission ein, die aufgrund von Anfragen bei den hervorragenden Repräsentanten des Faches die denkbaren Kandidaten für die Professur sichtete. Auf dieser Grundlage stellte die Fakultät eine Vorschlagsliste auf, die in der Regel drei Namen und für jeden einzelnen Kandidaten eine nähere Begründung enthielt. Diese Vorschlagsliste wurde durch Rektor und Senat dem Minister vorgelegt. Dieser hatte, formell gesehen, die Möglichkeit, einen der drei zu ernennen, wählte aber in der Praxis vor 1914 immer den ersten Namen auf der Liste aus. Danach erging der Ruf der Universität an den Betreffenden und wurde, wenn er den Ruf annahm, vom Ministerium ernannt. Nach 1918 sind vereinzelt einige Abweichungen vorgekommen, weil der Minister manchmal den an zweiter oder dritter Stelle plazierten Kandidaten ernannte. Schon das irritierte einige besonders beflissene Wächter der akademischen Selbstverwaltung. Schlimmer war noch, daß der Minister in manchen Fällen versuchte, unter der Hand einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung der Vorschlagsliste zu nehmen. Das geschah in der Regel, indem der Minister einem mit seinen universitätspolitischen Ansichten sympathisierenden Fakultätsmitglied den Wink gab, daß er gerne einen bestimmten Namen auf der Vorschlagsliste sähe. Ein unverhüllter Oktroi von seiten des Ministeriums kam meiner Erinnerung nach nur in ganz wenigen Einzelfällen vor. Einer davon war wahrscheinlich die Berufung des später in New York verstorbenen Emil Lederer nach Berlin – bestimmt keine Herabsetzung des Universitätsniveaus. Solche Fälle waren Anlaß zu viel Gerede von politischer Vergewaltigung der Universitäten. Das Zetergeschrei ging in der Regel von reaktionärer Seite aus, weil nämlich diese „Eingriffe in die akademische Freiheit" allgemein als Gegenzug gegen reaktionäre Tendenzen an den Universitäten geschahen und wahrscheinlich eine Demokratisierung des akademischen Lebens vor Augen hatten. So gesehen, waren diese Eingriffe also keine Zeichen des Verfalls, wie Ranulf und seine Gewährsleute meinen, sondern, im Gegenteil, der Versuch, ein gesundes akademisches Leben zu schaffen. Ob die Verhaltensregel politisch klug war, ist eine andere Frage. Es zeigte sich nämlich, daß das nachfolgende Naziregime sich bei seinem rücksichtslosen Vorgehen auf die schüchternen Eingriffe in der Weimarer Zeit als Rechtfertigung berufen sollte. So muß man beispielsweise die Aussage des Nazis Mannhardt, einem der Gewährsmänner Ranulfs, verstehen, der den Verfall der akademischen Selbstverwaltung in der

Weimarer Zeit hervorhebt. Er ist wohl kaum ein klassischer Zeuge in dieser Sache.

Endlich ein Wort über Kulturfeindlichkeit als allgemeines Phänomen. Daß parlamentarische Politiker besonders eifrig alles andere als den allervolkstümlichsten Kulturzweck unterstützen, ist gewiß in allen Ländern eine Seltenheit. In Deutschland war man in der ersten Zeit der Inflation und Deflation sogar zu großer Sparsamkeit gezwungen. Nach der Normalisierung der Verhältnisse ist es nicht mein Eindruck gewesen, daß die deutschen Staaten der Weimarer Zeit so kulturfeindlich waren wie Curtius in seiner kulturpolitischen Kampfschrift den Anschein erweckt. Äußerungen über die Kulturfeindlichkeit des eigenen Landes sind kaum zuverlässige Quellen, wenn sie im Kampf um ganz bestimmte politische Ziele vorgetragen werden. Dieses eine Mal hätte Ranulf besser seine historische Quelle als „vereinzelte Ansicht" denn als „berichtende allgemeine Aussage" benutzt (vgl. *Socialvidenskabelig Metodelære*, Seite 43). – Auf meinem Arbeitstisch liegt Francis Watsons *Art Lies Bleeding*, London 1939, das den Eindruck vermittelt, daß Englands demokratische Politiker gegenüber der Kunst viel schlimmere Geizhälse sind als die Regierenden Deutschlands der Weimarer Republik es jemals der Wissenschaft gegenüber waren. Ich genieße sowohl Curtius als auch Watson nur mit einer gewissen quellenkritischen Vorsicht.

---

Nun aber zu Ranulfs Urteil über das Niveau der Wissenschaft selbst in der Weimarer Republik. Da weder er noch ich international vergleichende Untersuchungen über den Wert der Literatur angestellt haben (Welche objektiven Wertmaßstäbe sollte man übrigens dafür verwenden?), müssen wir die Qualitätsfrage ruhen lassen. Gewisse Dinge kann man aber auf dem Boden von Tatsachen diskutieren, beispielsweise das auffällige Phänomen, daß die deutsche Naturwissenschaft immer einen hervorragenden Ruf genossen hat. War das ein Bluff? Wenn die Zahl von Nobelpreisträgern ein Symptom ist, dann muß die deutsche Naturforschung weit oben auf der Meritenliste plaziert sein. Nun wäre es aber doch äußerst schwer zu erklären, warum dieser Sinn für Exaktheit, der die Grundlage für erfolgreiche Naturforschung ist, sich nicht auch

in anderen Disziplinen finden lassen sollte. Allein schon der Gedanke an diese Unangemessenheit macht Ranulf unglaubwürdig, wenn er bemerkt, der Kampf gegen den Positivismus sei in der Realität gegen die Pflicht zur ehrlichen und geduldigen Beweisführung gerichtet. Der Positivist Ranulf kann hier nicht alleine und ohne Verifikation feststellen, daß der Kampf gegen den Positivismus das dominierende Phänomen im deutschen Geistesleben war, nein, er kann sich sogar mit Sicherheit über die innersten Motive der deutschen Wissenschaftler in diesen Kampf äußern ...

Dieser vermeintlich typisch deutsche Kampf gegen den Positivismus ist Ranulfs oft wiederkehrender Refrain. Er ist sicherlich in diesem Fall ein Opfer seiner eigenen Methode geworden, nämlich dem Messen der Verbreitung und Intensität einer Mentalität durch die Häufigkeit gewisser sprachlicher Äußerungen. Gewiß – es gab diesen Kampf gegen den Positivismus, was aber voraussetzt, daß es einen Positivismus von substantieller Ausbreitung in Deutschland gegeben hat, so wie in Frankreich, England und Dänemark. Der von Ranulf als Positivist anerkannte Lamprecht ist Deutscher und hatte seine Anhänger ebenso wie Simiand seine Gegner in Frankreich hatte. Die experimentelle Psychologie war in der Weimarer Republik weder schwach noch schlecht repräsentiert – im Gegenteil. Der Positivismusmangel ist auf keinen Fall ein deutsches Phänomen. Vielleicht aber die Reaktion auf ihn? Im selben Jahr 1859, als der deutsche Phänomenologe Husserl zur Welt kam, wurde in Frankreich ein gewisser Henri Bergson geboren, der als Begründer des Intuitionismus und Erzfeind des Positivismus gilt. – Angesicht der Tatsache, daß es im Geistesleben eines jeden Volkes gleichzeitig gegensätzliche Strömungen gibt, fragt Ranulf mit Recht einen nazistischen Verfasser, der zwischen dem Deutschen und dem Importierten unterscheiden möchte: „Woher weiß Böhm, was echt deutsch ist und was nicht?" (*Socialvidenskabelig Metodelære*, Seite 153). Woher weiß Ranulf das??

Im übrigen mißversteht Ranulf, der mit der kulturellen Atmosphäre des Deutschlands der Zwischenkriegszeit nicht vertraut ist, die Bedeutung dieses „Kampfes gegen den Positivismus". Worum es geht, kann man am besten in der Form einer Quellenkritik beleuchten, wie Ranulf sie versäumt hat. Er führt Carl Heinrich Beckers Schrift über die Universitäten von 1925 an. Darin findet er eine Hervorhebung der „Beschäftigung

mit Ganzheitsgesichtspunkten" und „religiöse, künstlerische und sozialethische Werte, die im Zeitalter des Rationalismus, Positivismus und Materialismus versäumt wurden", den Gedanken, daß Bildung nicht rein intellektuell sein kann, Erziehung nicht rein wissenschaftlich und daß die Intuition sich auch in der Wissenschaft geltend machen sollte. Ranulf beschließt sein kurzes Referat mit den Worten, daß Becker zwar „hinzufügt, daß die Resultate der Intuition zu beweisen seien, bevor man sie als Wissenschaft akzeptieren kann" (loco citato, Seite 52 f.). – Wer die damalige Zeit in Deutschland erlebt hat, weiß, daß alles genau auf diese kleine Klausel am Schluß ankommt. Becker schreibt als preußischer Kultusminister über ein heiß umstrittenes Thema. Die deutsche Nachkriegsjugend, geistig und moralisch desorientiert, verfiel dem romantisch-einfühlsamen Expressionismus der sogenannten Jugendbewegung – ein wahrhaft schlechter Nährboden für eine wissenschaftliche Disziplin. Was also macht der kluge Politiker? –: Er beginnt seine Rede in der Sprache der Zeit und der seiner Leser und unterstreicht, daß Wissen nicht alles sei und daß man auch andere Lebenswerte pflegen müsse. Aber von hier lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, daß die Intitution zwar ihre Berechtigung habe, gleichwohl solle man nicht glauben, sie könnte an die Stelle sauberer Erkenntnis treten. Der intuitive Gedanke wird erst zu wissenschaftlicher Wahrheit, wenn seine Richtigkeit bewiesen werden kann. Lies: „Junge Freunde, wir verstehen euren Hang zu Gemeinschaft und irrationalen Werten – aber hier an den Universitäten gilt das ehrliche Arbeiten und saubere Denken." – Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des deutschen „Kampfes gegen den Positivismus". Ranulf stellt ihn als wissenschaftliches Phänomen dar. Das war er allerdings nur in zweiter Linie und mit wesentlichen Modifikationen. Er lag auf der Ebene der Lebensanschauung – und ein aufmerksamer Leser Beckers hätte es direkt aus dieser Formulierung schließen können: „religiöse, künstlerische und sozialethische Werte wurden im Zeitalter des Rationalismus, Positivismus und Materialismus versäumt ..." Gibt es wirklich jemanden, der glaubt, Becker würde die Wissenschaft mit Religion, Kunst und Sozialethik durchdringen wollen? Nein, das, was damals bekämpft wurde, war „Positivismus" als eine wertnihilistische Lebensanschauung. Der Vergleich von Rationalismus und Materialismus macht es deutlich. Es wird nicht gegen positivistische Forschung und Verifikationsprinzipien in der Wissenschaft gekämpft. Mit anderen Worten: nicht gegen die Exaktheit *in* der wissenschaftlichen Forschung, sondern

gegen die exakte Wissenschaft als *alleinige* Lebensorientierung. Diese Strömung hat nie meine Sympathie genossen; ich hatte schon damals die Sache des Intellektualismus vertreten. – Es ist klar, daß das wissenschaftliche Leben nicht unberührt von solchen allgemeinen geistigen Strömungen bleiben kann. Sie finden ihre Deutungen in der Philosophie der Zeit und färben von da auf die der Philosophie am nächsten stehenden Disziplinen ab – sie sind, wie ich es in meiner wissenssoziologischen Begriffssprache ausdrücken würde: ein Denkstil, dessen Spur im Verhältnis zum Wesen der Wissenschaft illegitim ist. – Gleichwohl war diese expressionistisch-neuromantische Woge der Lebensanschauung keineswegs auf Deutschland beschränkt. Man konnte sie – mit nationalen Variationen – in ganz Europa beobachten. Wenn man hier in Dänemark nicht so viel darüber weiß, dann weil Dänemark damals dem Krieg und damit auch seinen geistigen Folgen entging.

Über die deutsche Soziologie spricht Ranulf als fachlicher Kenner. Wie ich nährt er eine tiefe Achtung für Max Weber, der Zeit und eine ungeheure Arbeitskraft auf empirische Untersuchungen verwendete (*ohne* Apparat und Stab). Er gibt seinen Lesern den Eindruck, daß Max Weber nach seinem Tod von der Kritik zerrissen und sein Einsatz vor die Hunde geworfen wurde. Weiß Ranulf, daß Weber als einziger deutscher Soziologe Schule gemacht hat? Und daß sein nachweisbarer posthumer Einfluß auf die deutsche soziologische Forschung allesüberschattend war? Als einziges weiß Ranulf anzuführen, daß „deutsche Soziologen der Bekämpfung Webers eine enorme Zahl Schriften gewidmet haben", was er als ein Zeichen schlechten Gewissens ansah. Freilich umfaßte die Literatur über Max Weber schon kurz nach dessen Tod Hunderte von Schriften – an sich schon ein Beweis für die Bedeutung, die man im allgemeinen seiner Persönlichkeit und seinem Werk beimaß. Ich kenne einen recht großen Teil dieser Arbeiten. Sie sind Angriff und Zustimmung – und die meisten ein Versuch der Weiterentwicklung. Ein großer Name steht überall im Mittelpunkt der Grundsatzdebatte. Ein Teil der Schriften gegen Max Webers Methode beweist genauso wenig die dominierende Rolle des Antipositivismus in der deutschen Soziologie, wie die gleichzeitige Literatur gegen die Hegelrenaissance oder den Marxismus beweist, daß „deutsche Wissenschaft" hegelfeindlich oder antimarxistisch war. In diesem Sinne kann man die Grundausrichtung der Wissenschaft eines großen Landes nicht in einer eindeutigen Formel ausdrücken. Wo jede

einzelne Disziplin durch viele Forscher repräsentiert wird, gibt es nicht nur eine Meinung „im Elfenbeinturm"; der Türme gibt es viele, und in jedem pflegt man eine andere Meinung. Es bedarf vieler kleiner Seelen, um eine große Welt zu erschaffen.

Ich weiß nicht, nach welchen Kriterien Ranulf das Verhältnis der deutschen Soziologie zu Husserl beurteilt. Er scheint zu glauben, daß es besonders eng war: „Man" entlehnte von Edmund Husserl das Schlagwort *Wesensschau* (*Videnskabens Stilling i moderne Stater*, Seite 59). Im Hinblick auf Vierkandt ist das zwar richtig, obwohl ich in vielen Gesprächen mit ihm eine gewisse Reserviertheit dem Wort „Wesensschau" als Prinzip gegenüber bemerkt habe. Aber wie viele folgten derselben Linie? Gäbe es mehr Husserlianer im Fach, sollte man glauben, man müßte sie alle als Mitautoren in Vierkandts *Handwörterbuch der Soziologie* finden. Unter den 37 Mitarbeitern gibt es, so weit ich sehen kann, nicht einen Husserlianer. Von meiner Seite aus war das Verhältnis bereits damals erheblich abgekühlt. – Welche anderen Philosophen Ranulfs Meinung nach für die Soziologie anderer Pate gestanden haben sollen, wird nicht gesagt. Scheler war, soviel ich weiß, Phänomenologe und genoß größeres Ansehen unter Philosophen als unter Soziologen. Freyer, ein Junghegelianer ultrareaktionären Schlages, wurde von den meisten unter uns als geistreicher intellektueller Bluffer angesehen.

Die entscheidenden Namen waren: Høffdings naher Freund Tönnies, der unter die Sozialbehavioristen rubrizierte von Wiese, Franz Oppenheimer, Werner Sombart und Thurnwald. – Wo sind die Phänomenologen?

Ranulf beklagt den allgemeinen Mangel an ehrlichem Forschungs- und Arbeitswillen und als Folge davon, den Mangel an empirischen Arbeiten. Als „achtbare Ausnahme" weiß er nur Thurnwald zu erwähnen – und damals merkwürdigerweise auch mich mit einer nicht angegebenen „soliden Monographie". – Ich habe auf seine Behauptung hin bloß einen flüchtigen Blick auf mein Bücherregal geworfen und nach wenigen Minuten einen ganzen Stapel rein empirischer Untersuchungen von allerdings sehr unterschiedlichem Wert hervorgezogen, teils auf statistischer, teils auf der Grundlage von Enquêten. Kennt Ranulf nichts von dieser deut-

schen soziologischen Literatur? Wenn dem so ist, dann ist er nicht dazu berufen, über dieses Thema zu schreiben. Andernfalls – warum erwähnt er sie dann nicht?

Man kann über Sombarts mehrbändiges Werk *Der moderne Kapitalismus*, *Der Proletarische Sozialismus* oder *Der Bourgeois* sehr unterschiedlicher Meinung sein, doch keiner kann sich wohl über einen ungenügenden quellenkritischen Unterbau beklagen. – Ranulf kennt Vierkandts *Handwörterbuch* und hätte dort einen längeren Artikel des ausgezeichneten Rudolf Heberle finden können, Verfasser einer fast klassischen Untersuchung aus dem Jahre 1929 *Über die Mobilität der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten*, hoch geschätzt auch in den USA, wo Heberle nun lehrt. Der Artikel handelt von der *Soziographie*, einer von Steinmetz geprägten, von Tönnies in Deutschland eingeführten und allgemein anerkannten Bezeichnung für – empirische Einzeluntersuchung in der Soziologie. – Tingsten hat in seinem vorzüglichen Büchlein über *Political Behavior* aus dem Jahre 1937 in großem Ausmaß von den genauen deutschen Bearbeitungen der Wählerstatistik Gebrauch gemacht. Soziologische Einzelstudien auf der Grundlage von Enquête und Statistik wurden in Schweden, so weit ich weiß, zum ersten Mal von dem aus Deutschland eingewanderten Fritz Croner betrieben – einer von denen, die nun „unausweichlich an einer Senkung des wissenschaftlichen Niveaus" in ihrem Gastland mitwirken. – Ich weiß nicht, ob Leopold von Wiese die Chance hat, als Positivist anerkannt zu werden, aber als metaphysisch „angestochen" kann man ihn kaum bezeichnen, und er hat sich in seiner Lehre für Fortgeschrittene systematisch mit Feldstudien beschäftigt. – Für eine genaue Beurteilung der Arbeitsrichtung unter den sozialwissenschaftlichen Universitätslehrern gibt es übrigens eine leicht zugängliche Quelle: die „Vereinigung der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Hochschullehrer" (ohne Juristen) gab im Jahre 1929 ein 337 Seiten umfassendes Buch heraus, in dem die Werdegänge und vollständigen Schriften der Mitglieder enthalten sind. – Wie „dominierend" der Antipositivismus in der deutschen Soziologie gewesen ist, geht im übrigen mit aller Klarheit daraus hervor, daß es zwei große Fachzeitschriften gab, von denen die eine vom Positivisten Thurnwald herausgegeben wurde, die andere vom eben erwähnten Sozialbehavioristen Leopold von Wiese. Beide machten persönlich wie in ihrer Eigenschaft als Herausgeber keinen Hehl von ihrer Abneigung gegen die Phänomenologie. Vierkandt hat, soweit ich weiß, mit Aus-

nahme eines kleinen Beitrages im Jahre 1921, nie in von Wieses *Kölner Vierteljahrsheften* publiziert. – Muß ich fortfahren?

Ranulf mag seine Gründe gehabt haben, den hier angeführten Fakten im Gesamtbild Gewicht abzusprechen – dann muß er diese Gründe nennen. So, wie er seine Beurteilung des Niveaus der deutschen Wissenschaft und insbesondere das des deutschen soziologischen Standards geäußert und dokumentiert hat, ist sie –: ein Konglomerat generalisierender Klischeebehauptungen, nicht verifiziert, aber für den der Sache unkundigen Leser plausibel gemacht durch selbstherrliche Manipulation einer passenden Auswahl von Fakten und Zeugnissen.

*Die* deutsche Wissenschaft, wie Ranulf sie schildert, gibt es nur – in seiner Phantasie.

# Postskriptum: Urteil und Beweismaterial

Der bei der Widerlegung von Ranulfs sachlichen Behauptungen öfters angesprochene Mangel an genauer und zuverlässiger Dokumentation prägt auch Ranulfs Angriff auf mich persönlich. Er erweckt bei seinen Lesern ein Bild von mir als Forscherpersönlichkeit und Repräsentant einer bestimmten Form der Forschung. Dieses Bild ist auf drei meiner Arbeiten gegründet, nämlich:

1) meiner ersten soziologischen Studie über *Die Masse und ihre Aktion*, 1926.

2) einem meiner fünf Beiträge in Vierkandts *Handwörterbuch der Soziologie*, 1931.

3) der dänischen *Sociologi*, 1939 (geschrieben 1935–1937).

Das sind zusammen etwas über 900 Seiten. Meine gesamte fachliche Produktion, die juristischen Arbeiten, Artikel in der Tagespresse und einige hundert Seiten Rezensionsabhandlungen nicht mitgerechnet, umfaßt zur Stunde an die 4.000 Seiten. Diese gesamte Produktion war als Material für die Behandlung des Themas zugänglich. Ranulf begnügt sich damit, sein Urteil über mich auf ein Viertel davon zu stützen.

Eine repräsentative Auswahl?

*Die Masse* ist ein Jugendwerk und mit all den Mängeln und Fehlern behaftet, die jemals einen solchen ersten soziologischen Versuch eines jungen Mannes geprägt haben, der dieses Fach nicht studiert hat – das es an den damaligen deutschen Universitäten nicht gab –, sondern nach vier für die Ausbildung verlorenen Kriegsjahren nach der Jurisprudenz dazu überging, die Soziologie im Selbststudium zu betreiben. Seitdem

sind 20 Jahre vergangen, und zwischen damals und heute liegt ein recht umfangreiches und thematisch buntes Œuvre. Wer in meiner *Sociologi* mit einem bißchen Aufmerksamkeit und etwas Kenntnis der Gewohnheiten wissenschaftlicher Schriftsteller blättert, erkennt, daß ich bereits im Jahre 1939 nicht mehr mit meinem ersten Kind zufrieden war. In einem systematischen Überblickswerk pflegt man an passenden Stellen freizügig aus Monographien zu schöpfen, die man früher geschrieben hat. Die *Sociologi* behandelt auf 85 Seiten (§§ 25, 26, 27, 35) dieselben Themen wie das Buch über *Die Masse*, beruft sich aber nur dreimal auf das ältere Buch. Daß dieses, abgesehen von der gegen die romanische Massenpsychologie gerichteten Kritik, meine Meinung im Jahre 1939 nicht mehr wiedergibt, geht schon allein aus dem oberflächlichsten Vergleich hervor. Warum dann dieser alten, ersten Arbeit so viel Gewicht beimessen?

Ranulf deutet selbst mehrmals die „Möglichkeit" einer Entwicklung fort von der spekulativen hin zur empirischen Arbeitsform an. Warum gerade hier diese übertriebene Vorsicht? Warum nicht keck behaupten, was man so leicht beweisen und dokumentieren kann? Die vermutete Entwicklung liegt in meiner Produktion so klar zutage, daß man ohne umständliche Analyse jeden einzelnen Schritt aufzeigen könnte.

Eine Jugendarbeit, geschrieben mit einem von großer Erfahrung unbeschwerten Elan und obendrein unter dem frischen Eindruck eines mächtigen sozialen Erdrutsches. – Ein Lexikonartikel, bei dem die Aufgabe nicht darin bestand, ein eigenes Forschungsprogramm aufzustellen, sondern den Leser in einer bunten Vielfalt über die Grundzüge der wissenschaftlichen Literatur zu orientieren, die von den verschiedensten Erkenntnisinteressen zeugt. Hier hat die Meinung des Verfassers in den Hintergrund zu treten. Und doch wird bereits deutlich von sozialphilosophischer Spekulation Abstand genommen (worüber Ranulf nichts zu bemerken hat). – Endlich ein systematisches Überblickswerk, dessen Ausarbeitung mir oblag, und wo eine Einleitung in die Probleme, die Bestandsaufnahme des Problemfeldes, die wahrscheinliche Hauptrolle spielt, während positivistische Detailforschung gewöhnlich in den Monographien abgehandelt wird. – Dies ist das von Ranulf ausgewählte Beweismaterial. Er hätte seine Andeutung über eine Entwicklung von

Raisonnement zu Forschung, von Spekulation zu Empirismus konkretisieren und belegen können durch den Hinweis auf folgende Tatsachen:

Im Jahre 1927 unterzog ich die von Tönnies eingeführten Kategorien *Gemeinschaft* und *Gesellschaft* einer grundsätzlichen kritischen Analyse, die diese apriorischen Begriffe als praktisch unhaltbar ansieht. Ein Außenstehender kann – wenn ich es selber sagen darf – nicht wissen, daß es damals mit einem beträchtlichen Risiko für die Karriere eines jungen Forschers verbunden war, sich mit Tönnies anzulegen, der nach Max Webers Tod der mächtige Nestor deutscher Soziologie war (*Die Gruppe und die Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft*. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, LVIII, Seite 338–374).

Im Jahre 1930 unternahm ich den ersten Vorstoß gegen die um den Begriff „Klasse" oszillierende Gesellschaftsspekulation marxistischer und antimarxistischer Art – (*Zur Theorie des Klassenbegriffs und der proletarischen Klasse*. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, LIV, Seite 185–236).

Im Jahre 1931 warnte ich eindringlich vor metaphysischer Spekulation, die sich als Soziologie ausgab, und verlangte nach einer klaren Trennungslinie zwischen Gesellschaftsmetaphysik und erfahrungswissenschaftlicher Soziologie (*Soziologie oder Soziosophie?* Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, VIII, Seite 217–225).

Die Studien über das Klassenproblem kulminierten 1932 in einer statistisch fundierten Darstellung *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, die auch recht strengen empirischen Anforderungen genügte. Der Verlag weigerte sich leider, die methodologischen Teile und die umständlichen Berechnungen, die allein das Ergebnis kontrollierbar machen, im Buch mit aufzunehmen. Sie mußten deshalb als zwei separate größere Abhandlungen veröffentlicht werden (*Soziale Gliederung der deutschen Arbeitnehmer* und *Statistische Analyse der wirtschaftlich Selbständigen*. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, LXIX, Seite 151–188 und Seite 407–439). So „positiv" war diese Untersuchung, daß sie es mir erlaubte, ungefähr 46 Prozent als den maximalen Stimmenanteil für den Nationalsozialismus in der kommenden parlamentarischen Wahl zu beziffern. Es wurden dann, wenn ich mich nicht irre, 46,2 Prozent. (Ein

nazistischer Rezensent bewies ein Jahr später die Wertlosigkeit der Methode und der Gesichtspunkte mit einem Hinweis auf die 96 Prozent der Wählerstimmen, die der Nazismus bekam – nach der Abschaffung des Parlamentarismus und unter Abstimmungszwang.) Hier also sogar: *science, d'où prévoyance.*

Ranulf kennt diese letztgenannte Studie; er führt sie in seiner *Moral Indignation* auf Seite 8 an. Warum erwähnt er sie nicht hier, wo sie dem Bild, das er von mir zeichnet, einen Dämpfer aufsetzen könnte: ein in aprioristischen Himmeln schwebender Begriffsrealist ohne Sinn für ehrliche und geduldige Beweisführung?

Gilt es die Meinung eines Verfassers über ein bestimmtes Thema zu kritisieren, kann man sich mit dem begnügen, was er über das Thema geschrieben hat. Nicht aber, wenn man einen Gesamteindruck von ihm vermitteln will. Ich kann verstehen, daß man sich am liebsten davor drückt, alles zu lesen, was ich geschrieben habe. Wer mich aber aus freiem Willen als ganze Forscherpersönlichkeit beurteilen will, sollte bei der Auswahl und Behandlung des Beweismaterials Vollständigkeit und Loyalität anstreben. Wer sich mit willkürlich ausgewählten 25 Prozent der Produktion seines Opfers begnügt und darauf eine allgemeine Beurteilung stützt, darf jedenfalls anderen unzulässige Verallgemeinerung und mangelhafte Verifikation nicht vorwerfen. –

Da Ranulf lose Vermutungen über den Gang meiner inneren Entwicklung äußert, sei mir hier eine Ergänzung erlaubt. Die von ihm vermutete Distanzierung „von Anschauungen, gegen die meine (Ranulfs) Einwände sich richten" (Seite 10), die Entwicklung fort von scholastischer Spekulation und hin zu Forschung und Erklärung von Fakten, begann folgerichtig bereits bei meinem wissenschaftlichen Start und setzt sich bis zum Augenblick fort. Sie war schon weit fortgeschritten, ehe Ranulfs Warnungen und Zurechtweisungen reformierend eingreifen konnten. –

Ranulfs Kritik wendet sich – außer gegen mich – ebenso gegen einige andere dänische Forscher. Das Vorwort drückt einen Dank an zwei von ihnen aus, die willens waren, Ranulfs Einwände mit ihm zu erörtern (Seite 9). Einen guten Teil müßiger Polemik hätte man sich sparen können, viele Anlässe, um mit gleicher Münze heimzuzahlen, hätten vermieden

werden können, wenn Ranulf sich an mich gewandt hätte, so wie er es bei anderen getan hat – obwohl es diesmal vielleicht auch wegen besonderer Umstände erst beim Korrekturlesen hätte geschehen können. –

Es ist unwahrscheinlich, daß meine gesamte Produktion recht viele Sätze enthält, die so ungenügend verifiziert sind wie Ranulfs zusammenfassendes Urteil über meine Arbeitsweise und Forschungsintention.

---

# Apparat

# Editorischer Bericht

Druck- und Übersetzungsvorlage der hier erstmals in deutscher Sprache vorliegenden Monographie Theodor Geigers ist seine dänische Streitschrift „Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar", die im Jahre 1946 im Kopenhagener Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck erschienen ist; sie blieb die einzige Auflage zu Geigers Lebzeiten und ist auch nach seinem Tod im Jahre 1952 im Dänischen nicht wiederaufgelegt worden. Geiger hat das Manuskript als unmittelbare Reaktion auf Svend Ranulfs Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære" (København 1946), das dieser seinen philosophisch-pädagogischen Zwischenprüfungen zugrunde legte, verfaßt.

Die vorliegende Monographie vermeidet alle willkürlichen Eingriffe, Kürzungen und Verbesserungen im Text und ist im allgemeinen um eine zuverlässige Wiedergabe der ursprünglichen Darstellungsform der Monographie Geigers bemüht. In Einrichtung und Gestaltung des Textes gleicht die deutsche Übertragung – abgesehen von den im folgenden erwähnten Einschränkungen – deswegen überwiegend dem von Geiger autorisierten Erstdruck; die Schreibweisen von Namen, Bezugsliteratur und Orten sind in der Regel beibehalten worden.[1]

Bei der Einrichtung und Gestaltung des Textes ist folgendes formal vereinheitlicht oder berichtigt worden:

[1] Ich halte mich an die vom dänischen Parlament im Jahre 1948 beschlossene orthographische Reform der Schriftsprache. Dänisch wird – das sei zum allgemeinen Verständnis hinzugefügt – mit dem um drei Buchstaben ergänzten lateinischen Alphabet geschrieben. Den deutschen Umlauten ä und ö entsprechen im Dänischen æ beziehungsweise ø; dazu kommt der ursprünglich schwedische und norwegische Buchstabe å, der bis zum Jahre 1948 in der Form von aa verwandt wurde; eine Ausnahme bilden nur Namen von Personen und Institutionen von vor 1948; Städtenamen fallen allerdings nicht unter diese Ausnahme.

1. Kursive Hervorhebungen im übersetzten Erstdruck wurden im kursiv wiedergegebenen Text in den Erläuterungen durch die Grundschrift kenntlich gemacht;

2. Abkürzungen für Zeitschriften, Vornamen und einzelne Wörter im Erstdruck wurden – bis auf „vgl.", „usw.", „usf." und „f." beziehungsweise „ff." – aufgelöst;

3. Anführungszeichen im Erstdruck zur Kennzeichnung von Zitaten wurden in der Form „..." beziehungsweise ‚...' wiedergegeben, wenn es sich um ein Zitat im Zitat handelt; wann immer ein Wort im Zitat eines Zitates in Anführungszeichen gesetzt worden ist, wurde es in der Form » « kenntlich gemacht;

4. Fußnotenexponenten wurden in der Regel jeweils nach Komma, Semikolon oder Punkt angefügt;

5. Auslassungen in der Vorrede und in den Erläuterungen sind durch runde Klammern (...) mit drei Auslassungspunkten bezeichnet worden;

6. zusätzliche Anmerkungen in der Vorrede und in den Erläuterungen sind durch eckige Klammern [ ] gekennzeichnet worden.

Die Erläuterungen im Apparat geben Auskunft über die in jedem Kapitel angesprochenen vielfältigen Bezüge in Geigers Streitschrift und dienen außerdem deren besserem allgemeinen Verständnis. Sie beschränken sich vorwiegend auf Angaben zu den zeit- und wissen(schaft)sgeschichtlichen Hintergründen und verzichten in der Regel auf Deutungen. Die des Kommentars bedürftigen Stellen werden durch einen kursiv abgesetzten sinnvollen Textauszug (gegebenenfalls nur durch ein zu erklärendes Wort oder einige wenige zu erläuternde Wörter) hervorgehoben; ihnen wird die jeweilige Seitenangabe vorangestellt, auf die sich der Textauszug in der hier vorliegenden Ausgabe bezieht. Der Kommentar selbst erschließt wichtige Informationen über Personen und Sachzusammenhänge und versteht sich in erster Linie ebenso als knappe Aufschlüsselung der biographischen und bibliographischen Angaben wie er auch im unmittelbaren Zusammenhang mit deren inhaltlichen Bezügen steht: dem Erläutern

von Fragestellungen, Begriffen, Sachverhalten, Zitaten und Lebensdaten von Personen.

Personennamen und Sacherläuterungen werden stets an der Stelle ihrer erstmaligen Erwähnung aufgeführt; erfolgt eine erneute Nennung, wird darauf in den Anmerkungen der Erläuterungen nicht mehr eigens eingegangen. Gleiches gilt für Übertragungen von Titeln und Zitaten der Sekundärliteratur aus dem Dänischen ins Deutsche; sie wurden jeweils des allgemein besseren Verstehens und Lesens wegen in den Anmerkungen der Erläuterungen in Anführungszeichen in eine mit einem Stern gekennzeichnete Fußnote aufgenommen; Titel und Zitate in einer geläufigeren Fremdsprache wurden nicht ins Deutsche übertragen. Was sich mit Hilfe eines Fach- oder Konversationslexikons leicht erschließen läßt, wird gewöhnlich nicht weiter kommentiert. Ebenfalls nicht näher kommentiert werden in den Anmerkungen selbst erstmalig genannte Personen und Werke, es sei denn, ein triftiger Grund späche dagegen. Wenn nicht immer alle angesprochenen Sachverhalte in wünschenswerter Weise aufgeklärt werden konnten, so ist das an den entsprechenden Stellen der Anmerkungen vermerkt worden.

Die von Geiger herangezogene Literatur und wiedergegebenen Zitate werden in den jeweiligen Anmerkungen der Erläuterungen als Quelle geprüft und aufgeführt, und ihre unvollständige oder ungenaue Anführung wurde im Kommentar kenntlich gemacht; die ohne nähere Quellenangabe erinnerte Literatur und Zitate werden – soweit das möglich war – ebenfalls genannt und im Falle nur einer Namensnennung als allgemeine Literaturreferenz durch eine deutsche Buchausgabe und die entsprechende Erstausgabe belegt. Anspielungen, Paraphrasen und Aperçus werden nur überprüft, wenn sie als solche klar erkennbar sind und wenn eine Erläuterung geboten erscheint. Um vor allem ein zeitaufwendiges Nachforschen und Nachschlagen der zum Teil nur schwer zugänglichen Literatur zu ersparen, sind die Quellen eingehend dokumentiert und mit dem notwendigen Kommentar versehen worden. Die zahlreichen darüber hinaus zu Rate gezogenen Werke, vor allem die biographischen Nachschlagewerke, finden keine gesonderte Erwähnung.

# Erläuterungen

## Einleitende Apologie

7 *Daß nicht gerade gegenseitige Lobhudelei den Professor für Philosophie an der Universität Aarhus, Svend Ranulf, und mich verbindet, hat seine natürlichen Gründe.* – Diese lagen zum einen darin, daß Ranulf und Geiger um die ausgeschriebene Professur für Soziologie an der Universität Aarhus konkurriert hatten, zum anderen vor allem darin, daß Geiger schließlich den Ruf als der fachlich am besten Ausgewiesene erhalten hatte. Die Berufungskommission, die aus dem Philosophen, Professor Dr. Frithiof Brandt (1892 bis 1962), Kopenhagen, dem Staatswissenschaftler, Professor Dr. Herbert Tingsten (1896 bis 1973), Stockholm, und dem Nationalökonomen, Professor Dr. Jørgen Pedersen (1894 bis 1969), Aarhus, bestand, hatte das der „Wirtschaftswissenschaftlichen und Juristischen Fakultät" der Universität Aarhus im März 1938 mit folgendem vergleichenden Gutachten empfohlen:

Die Berufungskommission hat sich mit drei Bewerbungen beschäftigt, nämlich mit denen von Dr. phil. Joseph Davidsohn, Dr. jur. Th. Geiger, vormals Professor für Soziologie an der Technischen Hochschule Braunschweig, und Dr. phil. Svend Ranulf.

Die Kommission hat sich mit der literarischen Produktion und den übrigen, den Bewerbungsunterlagen zu entnehmenden Qualifikationen der Bewerber vertraut gemacht und alle drei Bewerber im Hinblick auf die Professur für Soziologie für qualifiziert befunden. Es besteht auch kein Zweifel, daß alle Bewerber für die von der Universität Aarhus geforderte Durchführung der Lehre in Wirtschaftsgeschichte qualifiziert sind.

In dieser Hinsicht mißt die Kommission den Qualifikationen der Bewerber kein größeres Gewicht bei; denn zum einen handelt es sich nicht um die Lehre in historischer Methode, sondern vielmehr

um die Wissensvermittlung innerhalb eines bestimmten, verhältnismäßig begrenzten Geschichtsbereichs; zum anderen darf man wohl davon ausgehen, daß im selben Grade, wie die Bewerber, die ihre Fähigkeiten im Hinblick auf wissenschaftliche Methoden sowie deren Anwendung auf die nahe verwandte Soziologie bereits unter Beweis gestellt haben, auch in der Lage sein werden, sich nicht nur in den historischen Stoff einzuarbeiten, sondern ihn ebenso nach wissenschaftlichen Prinzipien zu behandeln; endlich wurde das zu besetzende Amt als Professur für Soziologie ausgeschrieben, und die Kommission geht deshalb davon aus, daß die Qualifikationen der Bewerber auch in dieser Hinsicht beurteilt werden müssen.

Im Hinblick auf die Qualifikationen der einzelnen Bewerber ist folgendes zu bemerken:

Dr. *Davidsohns* soziologische Produktion beginnt mit seiner Dissertation „Forsøg paa en exact Sociologi"*. Indem der Autor von der französischen soziologischen Schule und deren Auffassung von sozialen Phänomenen als Handlungs- und Denkweisen eines bestimmten Milieus ausgeht, versucht er diese Handlungs- und Denkweisen zu analysieren und zu systematisieren, wobei es seine Absicht ist, durch Registrierung und Vergleich der in den unterschiedlichen Milieus auftretenden Modi Gesetze über die Verbindungen zwischen diesen Modi aufzustellen oder diese gegebenen Gesellschaftsphänomene zu charakterisieren. Das in der Dissertation erläuterte System wurde daraufhin in späteren Schriften entwickelt und vertieft und bildet nunmehr den Schwerpunkt der soziologischen Produktion des Autors.

Wesentlich über die Systembildung geht des Autors soziologische Produktion allerdings nicht hinaus. Nur in einem einzelnen Bereich, einer Untersuchung gewisser jüdischer Lebensregeln, wird diese Methode angewandt und reicht nicht aus, um ihre allgemeine Anwendbarkeit in gewissem Umfang zu belegen. In der im übrigen verdienstvollen geschichtsphilosophischen Schrift „Den økonomiske Historieopfattelse"** kommt diese Methode nicht zur Anwendung.

Von der übrigen Produktion des Autors sollen hier noch die Abhandlung „Bidrag til Liberalismens Historie"*** und einige Artikel

---

* „Versuch einer exakten Soziologie"

** „Das ökonomische Geschichtsverständnis"

*** „Beiträge zur Geschichte des Liberalismus"

zu praktischen Steuerfragen hervorgehoben werden, von denen die zuerst genannte Abhandlung besonders wertvoll ist; hier zeigt sich die große Fähigkeit des Autors, sich in die Denkweise einer bestimmten Zeit und deren Verknüpfung mit wirtschaftlichen Verhältnissen hineinzuversetzen.

Dr. *Th. Geigers* literarische Produktion ist außerordentlich umfangreich und umfaßt die Bereiche Jura, Soziologie und Pädagogik, aber der überwiegende Teil seines Gesamtwerks beschäftigt sich mit soziologischen Themen.

Große Teile von Dr. Geigers soziologischen Arbeiten befassen sich mit soziologischen Grundbegriffen und deren Systematisierung, aber es liegen auch eine Reihe von Monographien und Zeitschriftenartikel über konkrete Themen vor, beispielsweise eine revolutionssoziologische Abhandlung, eine Abhandlung über das Verhältnis von Führer und einfachem Mitglied in einer Gruppe, einige betriebssoziologische Arbeiten, Abhandlungen über soziale Schichtung (hervorzuheben ist vor allem „Die soziale Schichtung des deutschen Volkes"), massenpsychologische Arbeiten und eine Reihe sozio-biologischer Abhandlungen, von denen die auf dänisch erschienene Abhandlung „Samfund og Arvelighed"**** besonders hervorzuheben ist.

Den besten Überblick über Dr. Geigers Produktion und literarischer Persönlichkeit bietet das große Werk „Sociologi i Grundrids og udvalgte Eksempler"*****, das der Kommission als Manuskript vorliegt. Diese Arbeit behandelt in teils verkürzter, teils überarbeiteter Form die meisten der Themen, die der Autor bereits früher in Monographien oder Zeitschriftenartikeln behandelt hat.

Dr. Geiger gehört keiner bestimmten Schule in der Soziologie an; er ist stark von der deutschen humanistischen Wissenschaft geprägt, als Soziologe aber ist er unabhängig von jeder Strömung und Urheber bedeutender, selbständiger Leistungen. Obwohl ausländischer Herkunft, beherrscht er die dänische Sprache und verfügt über gute Kenntnisse der dänischen Gesellschaftsverhältnisse und dänischen Mentalität. Alles in allem, kann Dr. Geiger auf eben dem Gebiet der Soziologie, das für das Verständnis wirtschaftlicher, sozialer und

---

****„Gesellschaft und Vererbung"

*****„Soziologie im Grundriß und ausgewählte Beispiele", die im Jahre 1939 unter dem Titel „Sociologi. Grundrids og Hovenproblemer" in Kopenhagen publiziert wurde.

politischer Verhältnisse besonders wichtig ist und daher eine natürliche Ergänzung zu Wirtschaftswissenschaft und Jura darstellt, eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit entfalten.

Dr. *Svend Ranulf* hat sich seit seinen frühen Anfängen mit wissenschaftlichen Untersuchungen im Bereich der Soziologie beschäftigt. Seine allgemeine Denkweise ist von der modernen französischen Soziologie inspiriert, über die er ausführliche Kenntnisse hat, und die er während eines Studienaufenthaltes in Paris aus erster Hand kennenlernen konnte.

Dr. Ranulfs erste wissenschaftliche Arbeit, die Dissertation „Der eleatische Satz vom Widerspruch" (1924), ist am ehesten der Wissenssoziologie zuzuordnen. Ranulf vertritt die These, daß die allgemein bekannten und überaus zahlreichen Fehlschlüsse in den frühen Dialogen Platons („die sokratischen Dialoge") auf dem Hintergrund des von Lévy-Bruhl aufgestellten Partizipationsgesetzes verstanden werden können. – Seine nächste Arbeit „The Jealousy of the Gods and Criminal Law at Athens", Band I–II (1933–34), ist eine soziologisch-psychologische Untersuchung. Auf der Grundlage früher griechischer Quellen aus dem 5. Jahrhundert (überwiegend der Tragiker Herodot, Thukydides und Aristophanes) argumentiert er für die These, daß der in den genannten Quellen häufig erwähnte „Neid" als Element dessen, was der Autor „die interesselose Bestrafungstendenz" nennt und in diesem Zusammenhang bei der Entwicklung des Strafrechts eine bedeutende Rolle gespielt habe. – In Dr. Ranulfs folgender Arbeit „Moral Indignation and Middle-Class Psychology" (1938) versucht er, die These seines vorherigen Buches mit noch umfassenderem Material zu untermauern, so etwa bei einer Untersuchung moralischer Indignation in der Religiosität des Mittelalters. Speziell hervorzuheben ist ein originelles, auf der Grundlage von Studien der Thomason Collection im British Museum vom Autor geschriebenes Kapitel über die Puritaner zu Zeiten Cromwells. – In Dr. Ranulfs letztem Buch „Methods of Sociology", das als Manuskript eingereicht wurde, untersucht er zur kritischen Klärung der angewandten Methoden eine große Anzahl führender Soziologen, beispielsweise Comte, Durkheim, Simiand, Vierkandt, Spann, Freyer, Sombart, Alfred Weber, Tönnies, Simmel, Oppenheimer, Max Weber und Mannheim. Dabei nähert sich der Autor am meisten der von Durkheim und Simiand erarbeiteten Methode,

die er alsdann in den beiden zuvor erwähnten Arbeiten anzuwenden versucht.

Zur allgemeine Charakterisierung Dr. Ranulfs könnte man sagen: Alle seine Bücher und Abhandlungen basieren auf exakt formulierten Thesen, für die er mit seinem Wissen und seiner originellen Beobachtungsgabe argumentiert. Genauso klar formuliert und durchdacht ist auch seine Methode. Besonders zu schätzen ist die Energie, mit der er seine Thesen beleuchtet. Diese Energie erfährt allerdings mitunter eine etwas einseitige Auflösung. Oftmals wäre eine ausführlichere Diskussion anderer Erklärungsmöglichkeiten der behandelten Phänomene wünschenswert gewesen. Hierbei sei besonders angemerkt, daß die Anwendung der Korrelationsmethode auf einen Stoff, der eine quantitative Bestimmung ausschließt, der Natur der Sachse entsprechend auch geschätzte Resultate zulassen muß, und das um so mehr, als selbst die Existenz der Tatsachen, die korreliert werden sollen – beispielsweise „Neid" und „interesselose Bestrafungstendenz" –, nur schwer festzustellen ist. Dr. Ranulf fehlt zwar nicht der Blick für diese Schwierigkeiten; sie scheinen ihm aber nicht den Stellenwert zu haben, den man sich hätte wünschen können. Die Kommission ist sich aber einig, daß seine obengenannte methodenkritische Arbeit von besonderer Bedeutung ist.

Nachdem die Kommission so die Qualifikationen der Bewerber untersucht hat, kommt sie zu dem bereits eingangs erwähnten Resultat, daß alle drei Bewerber für die Professur für Soziologie qualifiziert sind. Die Kommission war sich allerdings unschlüssig, inwiefern Dr. Ranulf oder Dr. Geiger geeigneter für das Amt sei. Bei aller Anerkennung der von Dr. Ranulf durchgeführten ideenreichen und energischen Untersuchungen ist die Kommission indes zum Schluß gelangt, daß Dr. Geiger der besser qualifizierte Bewerber ist; seine Forschung ist zweifelsohne umfassender und vielseitiger und zeichnet sich durch Gründlichkeit und Solidität aus. Die Kommission will auch betonen, daß sich Dr. Geigers Produktion in weit größerem Grade als Dr. Ranulfs mit eben den Bereichen beschäftigt, die die Lehre an der Universität Aarhus betreffen und daß Dr. Geiger zudem über die größeren Erfahrungen als Lehrer verfügt.

gez. *Frithiof Brandt.* *Jørgen Pedersen.* *Herbert Tingsten.*

In: Acta Jutlandica X. Aarskrift for Aarhus Universitet X 1938, Aarhus und København 1938, Seite 150–154 (Deutsch von Philipp Micha).

7 *Eine längere Fußnote auf Seite 237 f. erhebt in äußerst gemäßigter Form und ohne Schärfe sachliche Zweifel an Ranulfs Deutung des Verhältnisses von moralischer Indignation und Sozialmilieu.* – Im einzelnen bemängelte Geiger in seiner „Sociologi": *„Sv. Ranulf (Moral Indignation and Middle-Class Psychology)* führt den Gegensatz zwischen Rigorismus und Laxismus auf die mittelklassengeprägte und auf die aristokratische Denkweise zurück. – Wenn jedoch die formalen Entwicklungsprinzipien religiöser (oder anderer) Bewegungen selbst vernünftige Motive für die Abschwächung der moralischen Maßstäbe in Richtung auf eine weniger strenge, eine mildere Moral enthalten, so kann die soziale Zusammensetzung des die einzelnen historischen Bewegungen tragenden Publikums den einzigen Grund darstellen. Inwieweit der letztere Faktor eine *mit*wirkende Rolle neben dem ersteren spielt, entzieht sich selbstverständlich einer genauen quantitativen Bestimmung. Die Einwände, die gegen *Ranulfs* Behauptung erhoben werden müssen, können in folgenden Punkten zusammengefaßt werden: 1. Es ist fraglich, ob der von ihm verwandte Begriff *middle-class* soziologisch zu verantworten ist. Die bloße Tatsache, daß eine Gesellschaftsklasse einen Platz zwischen Oben und Unten einnimmt, kann kaum für die Mentalität der Klasse so entscheidend sein, wie es die Voraussetzung für *Ranulfs* Theorie wäre. Darf man vom rein formalistischen Standpunkt aus ‚weder zuoberst noch zuunterst, sondern in der Mitte' die ‚Mittelklasse', die im 1. Jahrhundert das Christentum trug, mit der ‚Mittelklasse', die zur Zeit des englischen Barock den Puritanismus unterstützte, und diese beiden mit der Mittelklasse, auf die sich der Faschismus und der Hitlerismus der heutigen Zeit stützen, gleichsetzen? Die Gesamtgesellschaft der Zeitepochen hat einen völlig verschiedenen Aufbau; die Gesellschaftsklassen, die die ‚Mittelklasse' in jeder von ihnen bilden, haben sehr verschiedene Gesellschaftsfunktionen, und ihre Mentalität muß deshalb als recht ungleich angesehen werden. – 2. War es wirklich eine Mittelklasse – selbst in *Ranulfs* rein formalistischem Sinne –, die das Christentum in seiner rigoristischen ersten Zeit trug? War es nicht – in minde-

stens ebenso großem Umfange – die ‚Unterklasse' der damaligen Zeit? – 3. War der Jansenismus des 17. Jahrhunderts in Frankreich nicht im allerhöchsten Grade rigoristisch, bigott und ‚verächtlich', obgleich seine Anhänger hauptsächlich Aristokraten waren (bis ganz hinauf zur nächsten Umgebung des Großen Condé)? – 4. Hatte die breite Masse der Katholiken des Spätmittelalters, Bauern und Bürger, nicht ebenso ‚unbekümmerte' Moralvorstellungen wie die katholische Oberklasse der damaligen Zeit? – Danach müßte man annehmen, daß die laxe Moral mehr von der historischen Stufe des Katholizismus herrührte als von einer Gesellschaftsklasse. – 5. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß Alter und Reife einer Bewegung entscheidender sind als ihre soziale Zusammensetzung. Moralische Indignation kann außerdem ein politisches Propagandamittel sein, angewandt von einer kämpfenden Gesellschaftsklasse; sie richtet sich dann vor allem nach außen, gegen einen politisch-sozialen Gegner, und sie tritt nicht nur bei einer revolutionären Mittelklasse, sondern ganz allgemein bei kämpfenden Gesellschaftsklassen auf. Sowohl Puritanismus als auch Hitlerismus sind rigoristisch, und beide stützen sich auf ‚Mittelklassen' – beide aber auch auf Mittelklassen, die sich in sozialrevolutionärem Kampf befinden. Der Protestantismus der deutschen aufständischen Bauern strotzte vor moralischer Empörung über die ‚unsittlichen klassischen Bücher' der Mönchsklöster – und die Bauern waren nach den Begriffen des 16. Jahrhunderts keine Mittelklasse, sondern Unterklasse. Das gleiche gilt für einen Teil der damaligen Stadtbevölkerung, der sich mit den aufrührerischen Bauern (und dem Protestantismus) verbündete in der Hoffnung, die politische Herrschaft der Zünfte über die Städte brechen zu können. Hier war sogar die bürgerliche Mittelklasse der Städte Hauptobjekt für die moralische Indignation der Unterklasse. Und die erste Epoche der industrieproletarischen Bewegung war ebenso von moralischer Indignation über Lebensauffassung und Lebensstil der Bourgeoisie erfüllt. – Insofern scheint ‚moral indignation' nicht für die Mittelklasse, sondern für kämpfende Gesellschaftsklassen (als moralische Rechtfertigung des Interessenkampfes der Klasse gegen eine andere Klasse, die ‚Anstoß erregt') charakteristisch zu sein", in: Sociologi. Grundrids og Hovenproblemer, København 1939, Seite 237 f. (Fußnote 5) (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

7 *In einer Fußnote auf Seite 105 habe ich gezwungenermaßen einen deutschen Forscher der Weimarer Republik gegen unbegründete Anschuldigungen von Nazitendenzen verteidigt.* – Gemeint ist damit Alfred Vierkandt (1867 bis 1953), der von 1913 bis 1934 Soziologie und Philosophie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin lehrte, und zu dessen Verteidigung Geiger anläßlich der Diskussion um das moralische Urteil von Mitgliedern über ein anderes Gruppenmitglied er gegenüber Ranulf in seiner „Sociologi" zu bedenken gab: „*A. Vierkandt* spricht in diesem Zusammenhang von ‚*einem wunderbaren Mechanismus*', der bewirke, daß alle Gruppenmitglieder zur Befolgung der Forderungen beitragen, über die jeder von ihnen als einzelner seufze. *Sv. Ranulf* bemerkt dazu: ‚Vierkandt überschreitet seine Kompetenz als Soziologe und spricht als Ethiker, wenn er den beschriebenen wunderbaren Mechanismus zur Aufrechterhaltung der Moral preist. Die Soziologie kann nicht darüber urteilen, inwieweit *Vierkandt* und *Hitler*, moralisch gesehen, recht haben, wenn sie empfehlen, mit Steinen zu werfen, selbst wenn man im Glashaus sitze!' (‚Propaganda'. Theoria. 1936, Seite 254). Aber ‚wunderbar' enthält nicht notwendigerweise ein Lob – auf jeden Fall nicht in diesem Zusammenhang, sondern drückt nur aus, daß Mechanismen Staunen oder Befremden erregen müssen. Zum anderen spricht *Vierkandt* nur von Mechanismen, nicht vom Resultat, und er empfiehlt keineswegs, ‚mit Steinen zu werfen'. Er betont obendrein, daß ein Unterschied zwischen der *ethischen* Handlungsweise und dem von Mechanismen unterstützten Gruppenegoismus bestehe. Eine Analyse und Beurteilung der Mechanismen selbst gehört zweifellos zur Soziologie; nur der sittliche Wert der Handlungsweise ist Gegenstand der Ethik – und Mechanismen bestehen und wirken dem sittlichen Wert oder der Verwerflichkeit der Handlungsweisen gegenüber indifferent. *Ranulf* wiederholt sein Mißverständnis in seinem englischen Buch ‚*Moral Indignation and Middle-Class Psychology*'. Kbhvn. 1938, Seite 77 f.", in: Sociologi. Grundrids og Hovenproblemer, København 1939, Seite 105 (Fußnote 5) (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

7 f. *Eine besonders scharfe Polemik führte er zu einem Zeitpunkt gegen mich, als der Stacheldraht der Gestapozensur mich daran hinderte, der von ihm vorgebrachten Verzerrung meiner Behauptungen, auf der die Polemik zum*

*Teil basierte, entgegenzutreten.* – Geiger belegt das in der angefügten Fußnote mit Ranulfs Aufsatz „Mere om Erhvervsetik"*, der in der „Nationaløkonomisk Tidsskrift for Samfundsspørgsmål, Økonomi og Handel"**, Band LXXXII, Heft 1, København 1944, Seite 99–103, veröffentlicht wurde. Er war eine heftige Replik auf Geigers zuvor in der „Nationaløkonomisk Tidsskrift for Samfundsspørgsmål, Økonomi og Handel", Band LXXXI, Heft 2, København 1943, Seite 273–291, publizierten Aufsatzes „Om Erhvervsetik"***, in dem er sich äußerst kritisch mit den Abhandlungen des an der Universität Aarhus lehrenden Privatdozenten Wolmer Clemmensen (1908 bis 1985) über „Wirtschaftsethik" befaßte. Ranulf begründete die Verteidigung Clemmensens mit Geigers ungerechtfertigter Kritik an einem jungen Wissenschaftler, der seine wissenschaftliche Zukunft bedroht sah (siehe dazu auch Ranulfs Brief an Geiger vom 11. Juni 1946 und seinen Artikel „Strid mellem de Lærde", in: *Aarhus Stiftstidende* vom 25. Juni 1946, Seite 5).

8 *Nach einem Vorwort, das mit 20 Prozent des Gesamtumfanges eine Schilderung davon ist, wie die Phantasie des Verfassers sich meinen „inneren Weg" als Forscher vorstellt (...).* – Ranulf hatte diesen „inneren Weg" Geigers vor allem auf den Seiten 9 bis 12 des Vorwortes in seiner „Socialvidenskabelig Metodelære" geschildert, auf den Geiger selbst im Verlaufe seiner Streitschrift noch mehrmals kritisch eingegangen ist.

9 *Warum denn aber nicht lieber Carl Nicolai Starcke, Claudius Wilkens, Georg Cohn, Knud Asbjørn Wieth-Knudsen oder unseren großen dänischen Polyhistor Vinding Kruse?* – Geiger sieht das Wissenschaftsverständnis dieser dänischen Forscher als prototypisch für die von Ranulf kritisierte unzureichende methodische Grundlegung ihrer Wissenschaftsdisziplinen an; so lehrte Starcke (1858 bis 1926) Philosophie und Pädagogik an der Universität Kopenhagen, Wilkens[2] (1844 bis

* „Mehr über Wirtschaftsethik"

** „Nationalökonomische Zeitschrift für Gesellschaftsfragen, Ökonomie und Handel"

*** „Über Wirtschaftsethik"

[2] In der dänischen Ausgabe seiner Streitschrift „Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar", Kjøbenhavn 1946, Seite 10, hat Geiger hier den niederländischen Ethnologen George Alexander Wilken (1847 bis 1892) aufgeführt. Hier ist ihm offenkundig eine Namenverwechslung mit dem ähnlich lautenden Namen des Dänen Wilkens unterlaufen, wofür vor allem spricht, daß Geiger ja ausdrücklich nur

1929) Philosophie und Soziologie an der Universität Kopenhagen, Cohn (1887 bis 1956) Philosophie an der Universität Kopenhagen seit 1938 als Privatdozent, Wieth-Knudsen (1878 bis 1962) Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft und Rechtswissenschaft an der Technischen Hochschule Trondheim (Norwegen) und Frederik Vinding Kruse (1880 bis 1963) Rechtswissenschaft an der Universität Kopenhagen.

9 *(...) in seinem 1939 erschienenen Buch über* Videnskabens Stilling i moderne Stater *gemacht hat (...)* – Es erschien bei Povl Branner in Kopenhagen.

## I. Objektivität, Faschismus und Demokratie

11 *Ranulf bezeichnet es (Seite 7 f.) (...)* – Die Seitenzahlen verweisen, wenn Geiger nicht ausdrücklich anderes hervorhebt, im folgenden stets auf Ranulfs Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære", København 1946.

13 *(...) weil Ranulf Davidsohns „Denkweisen und Handlungsweisen", die Ideologie der Bewegung und ihr Machtsystem nicht auseinanderhält.* – Geiger bezieht sich auf Davidsohns (1894 bis 1943) veröffentlichte Dissertation „Om Betingelserne og de naermeste Opgaver for en eksakt Sociologi"*, København 1923, Seite 23.

## II. Phänomenologie und Axiomatik

17 *Im übrigen bin ich, retrospektiv gesehen, im Zweifel, ob ich mich überhaupt jemals in der Umarmung der Phänomenologie befunden habe. Husserl selbst bezeichnet (Eislers* Handwörterbuch der Philosophie *zufolge) ursprünglich seine Phänomenologie als eine „deskriptive Psychologie" oder eine Analyse, „in der man von der eigentlichen psychologischen Forschung, die eine empirische Erklärung und Genesis anstrebt,*

---

„genuin dänische Forscher" als Beispiele für ein problematisches methodisches Wissenschaftsverständnis anführen wollte.

* „Über die Bedingungen und die wichtigsten Aufgaben einer exakten Soziologie"

*absieht." Erst in einem späteren Stadium begründet er die Phänomenologie in direktem Gegensatz zur Psychologie, indem er hervorhebt, daß die reine oder transzendentale Phänomenologie keine Wesenswissenschaft von Tatsachen ist, eine Wesenslehre nicht von realen, sondern von transzendental reduzierten Phänomenen. Sie ist eine rein deskriptive Disziplin, die mit bloßer Intuition das Feld des transzendental reinen Bewußtseins durchforscht.* – In der entsprechenden Passage, auf die Geiger sich beruft, heißt es dazu in Eislers „Wörterbuch" unter dem Stichwort „Phänomenologie" (im folgenden P. abgekürzt) als Begründung unter Verweis auf den Philosophen Edmund Husserl (1859 bis 1938): „E. HUSSERL nennt seine P. (in selbständiger Weiterbildung einiger Gedanken BOLZANOS, LOTZES und F. BRENTANOS begründete) ‚Wesenswissenschaft' (eidetische Wissenschaft, s. d.) als philosophische Grundwissenschaft. – Nach HUSSERLS gegenwärtiger Auffassung, wie sie besonders in den ‚Ideen zu einer reinen P. u. phänomenologischen Philos.' I, 1922, dargestellt ist, ist die P. völlig verschieden von der Psychologie wie auch von der formalen Logik und besitzt ein ganz selbständiges Gebiet (in den ‚Logischen Untersuchungen', 1900 f., Bd. II, S. 18 wurde sie noch als ‚deskriptive Psychologie' bezeichnet; doch finden sich bereits in dieser Schrift die meisten grundlegenden Begriffe, die auch später eine bedeutsame Rolle spielen). Die P. ist keine empirische, sondern eine apriorische Wissenschaft: ‚Reine Wesenswahrheiten enthalten nicht die mindeste Behauptung über Tatsachen' (Ideen, z. einer r. P., S. 13). ‚Das Eidos (das reine Wesen) erschließt sich uns intuitiv ebensogut in Erfahrungsgegebenheiten (Wahrnehmung, Erinnerung usw.) wie in bloßen Phantasiegebilden.' Das Gebiet der P. ist das ‚reine' Bewußtsein. Jedes Bewußtsein ist aber nach HUSSERL ‚Bewußtsein von etwas, d. h. Intentionalität. Die P. nun ‚hat sich reine Bewußtseinsvorkommnisse exemplarisch vor Augen zu stellen, sie zu vollkommener Klarheit zu bringen, an ihnen innerhalb dieser Klarheit Analyse und Wesenserfassung zu üben, den einsichtigen Zusammenhängen nachzugehen, das jeweils Geschaute in getreu begriffliche Ausdrücke zu fassen, die sich in ihrem Sinn rein durch das Geschaute bzw. generell Eingesehene vorschreiben lassen' (S. 123). Die Grundmethode der P. ist demnach ‚Wesenserschauung'

(Ideation). Mit ihrer Hilfe beschreiben wir und bestimmen damit in strengen Begriffen das gattungsmäßige Wesen von ‚Wahrnehmung überhaupt' oder von untergeordneten Arten, wie Wahrnehmung von physischer Dinglichkeit, von animalischen Wesen u. dgl. m.; ebenso von ‚Erinnerung überhaupt', ‚Einfühlung überhaupt', ‚Wollen überhaupt', Erlebnis ‚überhaupt' usw. (S. 140). Auch das ‚Wesen des Tones überhaupt', der ‚Farbe überhaupt', ist phänomenologisch erfaßbar (S. 14)." In: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage. Zweiter Band: L – Sch. Weitergeführt und vollendet durch Dr. Karl Roretz. Herausgegeben unter Mitwirkung der Kantgesellschaft, Berlin 1929, Seite 420.

18 *Ranulf irrt mit seiner Vermutung: „Es ist unwahrscheinlich, daß Geiger selber ganz bewußt in ein Gegensatzverhältnis zur Phänomenologie geraten ist" (Seite 170) ebenso wie mit seiner Rede von meinem „unbewußten und halben Bruch mit der phänomenologischen Methode" (Seite 174). Halb – vielleicht vor 7 bis 8 Jahren, wo Ranulf mit seiner Analyse meiner Entwicklung stehengeblieben ist –, aber alles andere als unbewußt; und diese Beteuerung müssen sowohl Ranulf als auch die Leser mir schon glauben, denn eigentlich verifizieren läßt sich eine solche Behauptung ja nicht.* – Um dann doch gegenüber Ranulf einige Absätze darauf in seiner Streitschrift im Hinblick auf seine „Sociologi" beispielhaft geltend zu machen, „daß die Behandlung des Stoffes und der Gedankengang im Buche im speziellen, weitgehend auch schon in seinem elementaren Teil nicht gerade von phänomenologischer Beeinflussung zeugt. Das muß sogar auch Ranulfs eigener Eindruck sein, denn er bezeichnet den phänomenologischen Apparat als überflüssiges, aber störendes *Fremdelement* im Buch" (Seite 19). Und, so fügt Geiger verallgemeinernd hinzu: „Schade, daß er seine Beurteilung meines Verhältnisses zur Phänomenologie ausschließlich auf meine Produktion von vor 1939 gründet. In den seither veröffentlichten Schriften läßt sich ein phänomenologischer Einfluß nur schwer aufspüren. Nur die willkürliche Begrenzung des Beweismaterials kann seine Formulierung vom ‚halben Bruch' (Seite 174) erklären" (Seite 19). Damit wollte Geiger auf Ranulfs Fauxpas an-

spielen, daß dieser als Philosoph (sic!) nichts von der seitdem für ihn so bedeutsamen kritischen Auseinandersetzung in seinen Schriften sowohl vor allem mit dem Wertnihilismus der Uppsala-Schule als auch dem Neopositivismus des Wiener Kreises bemerkt haben wollte.

18 f. *Die harsche Kritik richtet sich offenbar in erster Linie gegen das, was Ranulf später mit folgenden Wendungen kennzeichnet: „ein im Verhältnis zu Husserl ... neuer Gedanke, nämlich, daß die Resultate des ‚Ideeringens' mit Hilfe induktiver Alltagserfahrungen zu kontrollieren seien ... Das Neue bei Geiger ist nun, daß die durch das Ideeringen gewonnenen Resultate faktisch als Hypothesen zu betrachten sind, die einer empirisch-induktiven Verifikation zu unterwerfen seien", wodurch „der ganze phänomenologische Apparat in seiner Sociologi zu einem überflüssigen Fremdelement wird" (Seite 170). Meine Auffassung ist hier, soweit ich es beurteilen kann, korrekt wiedergegeben. Aber ich bin, entgegen Ranulfs Annahme, mir vollkommen klar darüber, daß ich damit die phänomenologische Ontologie über Bord geworfen habe. Die „auf phänomenologischem Denkwege" gewonnenen Begriffe haben nämlich bei mir nicht mehr axiomatische, sondern rein arbeitshypothetische Bedeutung. Nachdem sie durch Beobachtungen mit der Wirklichkeit konfrontiert und korrigiert worden sind, könnte man sie vielleicht als Axiome im Sinne von Mach oder Poincaré bezeichnen: konventionelle Definitionen, die untereinander widerspruchsfrei und der Erfahrung angepaßt sind.* – Geiger schließt sich damit ausdrücklich einem wissenschaftstheoretischen Verständnis an, wie er es bislang in dieser Klarheit und Deutlichkeit in seinem Werk noch nicht getan hatte. Er beruft sich, ohne dies näher mit Quellen zu belegen, wohl vor allem auf die philosophische Abhandlung Henri Poincarés, eines der letzten großen Universalgelehrten der Mathematik und Physik, „Wissenschaft und Hypothese. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann." Dritte verbesserte Auflage, Leipzig 1914, sowie auf die des Physikers und Philosophen Ernst Mach „Die Mechanik in ihrer Entwicklung. Historisch-kritisch dargestellt. Herausgegeben und mit einem Anhang versehen von Renate Wahsner und Horst-Heino von Borzeszkowski", Berlin 1988, der die siebente Auflage, Leipzig 1912, zugrunde lag. Mach hat das Geiger beschäftigende Problem in seiner Abhandlung im zweiten Kapitel so auf den

Punkt gebracht: „Die Beobachtung leitet zunächst nur zur *Vermutung* von Bewegungsgesetzen, die man in besonderer Einfachheit und Genauigkeit als *Hypothesen* annimmt, um zu versuchen, ob sich das Verhalten der Körper aus diesen Hypothesen logisch ableiten läßt. Erst wenn sich diese Hypothesen in vielen einfachen und komplizierten Fällen bewährt haben, *kommt man überein*, sie festzuhalten. *Poincaré* (in ‚La Science et l'Hypothèse') hat also recht, wenn er die Grundsätze der Mechanik *Konventionen* nennt (...)" (Seite 273), oder, wie Geiger es in seiner Begrifflichkeit bezeichnet hat, „Axiome".

19 *(...) ‚Ideeringens' (...)* – Im Original deutsch (Th. Geiger: Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar, a. a. O., Seite 23).

19 *(...) „auf phänomenologischem Denkwege" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 173 wieder.

20 *(...) „einer besonderen Disziplin" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 172 wieder.

20 f. *Schon lange bevor ich von seinen Einwänden Kenntnis erhielt, hatte der elementare Teil in meinem Aufbau der* „Sociologi" *an Terrain verloren.* – Geiger gliederte seine „Sociologi", deren zweiter Teil sich mit der elementaren Soziologie befaßte, inhaltlich wie folgt (Deutsch von Elisabeth Bergunde):

**I. Buch. Voraussetzungen**

I. *Geschichte und Methoden der Soziologie*
- § 1. Was ist Soziologie?
- § 2. Grundauffassung und Aufgaben der empirisch-soziologischen Soziologie
- § 3. Der Inhalt des Gesellschaftsbegriffs

II. *Wie ist Gesellschaftsleben möglich?*
- § 4. Die Aufgaben der allgemeinen Anthropologie

§ 5. Das Phänomen „Mitmensch" (Die Grammatik der Seele)
§ 6. Der Mensch und die Begriffe „Individuum – Gesellschaft"

**II. Buch. Elementare Soziologie**
§ 7. Gesellschaftsbildungen. Schematische Übersicht
I. *Gruppen*
§ 8. Terminologie
§ 9. Das formale Element der Gruppe: Gemeinschaft (Die psychosoziologische Sichtweise)

*Das materielle Element der Gruppe: Die Intention*
Die noosoziologische Sichtweise
§ 10. 1. Finalität oder Intentionalität
§ 11. 2. Die reflexive Intention
§ 12. 3. Das Verhältnis zwischen nach innen gewandter und finaler Intention
§ 13. Die Ordnung der Guppe
§ 14. Exkurs: Soziologie und Rechtswissenschaft

*Führung*
§ 15. I. Gruppenführung allgemein
§ 16. II. Die Funktionstypen der Führung
§ 17. III. Die Legitimationstypen der Führung
§ 18. IV. Die Typen der Führerauswahl
§ 19. V. Grenzphänomene
§ 20. Exkurs: Gemeinde – Sekte – Bewegung – Organisation
§ 21. Regeneration und Zuwachs der Gruppe
§ 22. Das Verhältnis der Mitglieder zur Gruppe und zueinander
§ 23. Die Einteilung der Gruppen nach Typen

II. *Andere Gesellschaftsbildungen ersten Grades: Paar – Haufen – Menge*
§ 24. Paar
§ 25. Kritischer Überblick über Menge und Haufen
Psychologie und Soziologie der Massen

§ 26. Menge (verstreute Masse)
§ 27. Haufen (versammelte Masse)

**III. Buch. Spezielle Soziologie. Ausgewählte Beispiele**

I. *Kultursoziologie*
§ 28. Der Mechanismus des Kulturlebens
§ 29. Die Gesellschaft und das Denken (Ideologielehre und Wissenssoziologie)

II. *Staatssoziologie*
§ 30. Einleitende Bemerkungen zur Staatssoziologie
§ 31. Exkurs: Die Gesellschaftsbildung „Stiftung"
§ 32. Der moderne Staat und seine historische Grundlage
§ 33. Das Beamtenwesen und die Bürokratie

III. *Historische Soziologie*
§ 34. Die Schichtung der Gesellschaft
§ 35. Revolution

21 *Sollte ich jetzt ein Lehrbuch schreiben, würde ich es insgesamt kürzen, und die Reduktion würde besonders zu Lasten des präliminaren und elementaren Teils gehen, der auf vielleicht etwa ein halbes Hundert Seiten zusammengedrängt werden würde. Meine Studenten wissen das, und derselbe Gedanke liegt dem im Jahre 1943 schriftlich ausgearbeiteten Plan für eine schwedische Überarbeitung zugrunde, die ich leider aufgeben mußte.* – Geiger hatte darüber schon Ende 1943 mit dem Lektor des in Stockholm ansässigen „Bokförlaget Natur och Kultur"* gesprochen, wie unter anderem einem Brief vom 2. Januar 1944 an den in Uppsala lehrenden Philosophen Torgny Segerstedt zu entnehmen ist: „Über eine schwedische Ausgabe der ‚Sociologi' sprach ich mit dem Verlagslektor und später gelegentlich auch mit Hansson selbst, aber eine Entscheidung wurde noch nicht getroffen."[3] Johan Hansson (1879 bis 1973) gründete im Jahre 1922 den „Bokförlaget Natur och Kultur", den er lange Jahre leitete und der noch heute einer der

* „Buchverlag Natur und Kultur"

[3] Geigers handschriftlich verfaßter Brief befindet sich in der Universitätsbibliothek Uppsala im Nachlaß Segerstedt.

führenden Qualitätsverlage für psychologische und philosophische Literatur in Schweden ist.

21 *Was mir vorschwebt, ist eine Soziologie, die von allem Psychologischen absieht und sich von aller Introspektion freimachen kann, ein soziologischer Behaviorismus von äußerster Strenge.* – Auf diesen Begriff ist Geiger später in seinem Werk nicht mehr zurückgekommen, aber er spielt, wenn man Geigers Abhandlungen „Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts" (Aarhus, København 1947), „Die dänische Intelligenz von der Reformationszeit bis zur Gegenwart. Eine empirisch-kultursoziologische Untersuchung", Frankfurt am Main 2005 (dänische Erstausgabe: Aarhus, København 1949), „Den Danske Studenters Sociale Oprindelse"* (København 1950) oder „Soziale Umschichtungen in einer dänischen Stadt" (Aarhus, København 1951) aufmerksam studiert und seine Neigung berücksichtigt, mathematische Symbole zur Objektivierung und damit zur Beschreibung und Erklärung von gesellschaftlichen Sachverhalten zu verwenden, im Hintergrund immer eine gewichtige Rolle.

## III. Begriffsbildung, Begriffsrealismus und Begriffsanalyse

23 *So werden zum Beispiel (Seite 28 f.) gewisse Konsequenzen aus Svend Riemers und Bertil Pfannenstills Skepsis gegen den Wirklichkeitsbegriff des Positivismus gezogen.* – Ranulf zog sie zum einen unter Verweis auf den Aufsatz des Nationalökonomen und Soziologen Riemer (1905 bis 1977) „Objektivität und Begriffsbildung in den Sozialwissenschaften", der in: Theoria. A Swedish journal of philosophy and psychology, IV, 1938, Seite 117–144, erschienen ist. Riemer emigrierte nach seiner Entlassung aus dem Hochschuldienst durch die Nationalsozialisten Ende 1933 nach Schweden und arbeitete dort unter Gunnar Myrdal am „Socialvedenskapliga Institut"** der Hochschule Stockholm; 1938 ging er in die USA und lehrte von 1952 bis 1971 als Professor für Soziologie an der University of California in Los Angeles. Zum anderen leitete Ranulf sie aus Pfannenstills (1909 bis 1995) Abhandlung „Sociologiens grundförutsättningar. En

* „Die soziale Herkunft der dänischen Studenten"
** „Sozialwissenschaftliches Institut"

vetenskapskritisk undersökning (Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 38. Nr. 8)"***, Lund und Leipzig 1943, ab. Pfannenstill lehrte als Universitätsdozent praktische Philosophie an der Universität Lund und führte hier aus eigenem Interesse nach dem Zweiten Weltkrieg auch Vorlesungen in Soziologie durch.

23 *(...) Riemer hat, so weit ich mich erinnere, soziologische Studien auf statistischer Grundlage durchgeführt und Pfannenstill betreibt Feldstudien.* – Geiger hatte wohl insbesondere Riemers schwedische Forschungen über „Inzest", über die dieser im Überblick „A Research Note on Incest" (The American Journal of Sociology, 45, 1940, 4, Seite 566–575) berichtete, und Pfannenstills Forschungen über „Landsbygdsungdomen och bildningsintresset. Några glimtar från en enquêteundersökning rörande folkhögskoleelever"(Svensk tidskrift 33, 1945, Seite 311–322)* im Sinn.

24 *Da der Verunglimpfte tot ist (...)* – Hier irrte Geiger; er glaubte wohl, Vierkandt sei in den Kriegswirren des Zweiten Weltkrieges in Berlin ums Leben gekommen; Vierkandt starb 1953 in Berlin.

24 *Etwas Ähnliches ist mir schon einmal widerfahren, als es Ranulf geglückt ist, seinen Lesern einen lächerlichen Eindruck von mir zu vermitteln, indem er meine Bedenken gegen die Einrichtung eines* wirtschaftsethischen *Forschungsinstitutes unter fachlich zweifelhafter Leitung als Erklärung eines Soziologen dahingehend umdeutete, daß ein* soziologisches *Forschungsinstitut überflüssig sei.* – Geiger äußerte seine kritischen Vorbehalte im Zusammenhang mit den wirtschaftsethischen Überlegungen Wolmer Clemmensens im Aufsatz „Om Erhvervsetik", auf die Ranulf in seinem Aufsatz „Mere om Erhvervsetik" entgegnete (siehe dazu auch die entsprechende Anmerkung (Seite 93)).

24 *Ranulf erklärt sich „nur dieses eine Mal" einig mit dem Nazismus, indem er einen nazistischen Lexikonartikel über deutsche Philosophie nach 1914 anführt (...)* – Er erschien unter dem Titel „Philosophie" in:

*** „Die Grundvoraussetzungen der Soziologie. Eine wissenschaftskritische Untersuchung (Jahresschrift der Universität Lund. Neue Folge. Abteilung 1. Band 38. Nr. 8)"

* „Landjugend und Bildungsinteresse. Auszüge aus einer Enquête über Volkshochschulen (Schwedische Zeitschrift 33, 1945, Seite 311–322)"

Meyers Lexikon. Achte Auflage. In völlig neuer Bearbeitung und Bebilderung. Mit etwa 20 000 teils farbigen Abbildungen im Text und auf Beilagen, etwa 400 Haupt- und Nebenkarten, einem Atlasband sowie einem Registerband mit über 300 000 Nachweisungen. Zweiter Band. Bolland – Deutsche Zunge, Leipzig 1937, auf den Seiten 1172–1223.

24 *(...) „nur dieses eine Mal" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 56 wieder.

24 *(...) „die Wirklichkeit den Begriffen opfern" (...) „die Begriffe der Wirklichkeit".* – Geiger gibt hier Formulierungen aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 56 wieder.

25 *„Geiger meint die ‚Gesellschaftsschichten' im voraus vor aller wissenschaftlichen Untersuchung zu kennen" (Seite 48) und „stellt dogmatische Behauptungen über die Beschaffenheit der ‚Gesellschaftsschichten' auf" (Seite 49).* – Ranulf dokumentiert das mit Zitaten aus dem „§ 34. Samfundets Lagdeling"* und aus dem „§ 2. Den empirisk-analytiske Sociologis Grundsyn og Opgaves"** in Geigers Lehrbuch „Sociologi. Grundrids og Hovenproblemer", København 1939, Seite 608, 649 f. und 26 ff.

25 *Endlich gehe ich wohl kaum fehl, wenn ich den auf Pfannenstill gemünzten Satz, daß eine auf ihren eigenen Voraussetzungen basierende Soziologie nichts anderes sein könne als „ein System willkürlicher Behauptungen über das gesellschaftliche Leben" (Seite 29), auch als auf mich bezogen ansehe.* – Ranulf bezieht sich hier auf ein Zitat aus dem Abschnitt „Metoden och verkligheten. Den idealistiska empirismen"*** in Pfannenstills Abhandlung „Sociologiens grundförutsättningar. En vetenskapskritisk undersökning (Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 38. Nr. 8)", Lund und Leipzig 1943, Seite 66 f.

---

* „§ 34. Die Schichtung der Gesellschaft"

** „§ 2. Grundauffassung und Aufgaben der empirisch-soziologischen Soziologie"

*** „Methode und Wirklichkeit. Der idealistische Empirismus"

25 *(...) „Wesensbestimmungen" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 48 wieder.

25 f. *Mein Ausgangspunkt ist eine tatsächlich bestehende, verbreitete* prénotion *(Durkheim), der zufolge „Klassen" Gruppen sind, die aufgrund ihres gleichartigen Milieus eine gleichartige „Ideologie" und eine auf ihr fußende Gesellschaftsbewegung repräsentieren.* – Geiger greift, ebenso wie Ranulf in seinem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære", den von Durkheim problematisierten Begriff „prénotion" auf, über den dieser in seiner Schrift „Les règles de la mèthode sociologique (Bibliothèque de philosophie contemporaine)", Paris [14]1960 (Erstausgabe: Paris 1895), im zweiten Kapitel „Règles relatives à l'observation des faits sociaux", auf Seite 17 f. ausführt: „Les notions dont nous venons de parler, ce sont ces *notions vulgares* ou *praenotiones* qu'il [Fancis Bacon] signale à la base de toutes les sciences où elles prennent la place des faits. Ce sont ces *idola*, sortes de fantômes qui nous défigurent le véritable aspect des choses et que nous prenons pourtant pour les choses mêmes. Et c'est parce que ce milieu imaginaire n'offre à l'esprit aucune résistance que celui-ci, ne se sentant contenu par rien, s'abandonne à des ambitions sans bornes et croit possible de construire ou, plutôt, de reconstruire le monde par ses seules forces et au gré de ses désirs.
S'il en a été ainsi des sciences naturelles, à plus forte raison en devait-il être de même pour la sociologie. Les hommes n'ont pas attendu l'avènement de la science sociale pour se faire des idées sur le droit, la morale, la familie, l'État, la société même; car ils ne pouvaient s'en passer pour vivre. Or, c'est surtout en sociologie que ces prénotions, pour reprendre l'expression de Bacon, sont en état de dominer les esprits et de se substituer aux choses."

26 *(...) „dogmatische Behauptungen" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 49 wieder.

26 *Ich* bezeichne *zwei Fakten: „daß eine größere Anzahl von Personen unter einander verwandten und nach außen hin differenzierten Bedingungen leben" und „daß sich eine größere Anzahl von Menschen unter einer Ideo-*

*logie als Glaubensbekenntnis zum sozialen Kampf vereinigen" mit den entsprechenden Namen „Bevölkerungs- und Gesellschaftsschichten", ohne mich in irgendeiner Weise über das „Wesen" dieser Phänomene auszusprechen – eine definitorische Konvenienz ohne begriffsrealistische Ansprüche.* – Die hier in eigenen Worten wiedergegebene kurze Definition Geigers lautete in der entsprechenden Passage seiner „Sociologi" auf Seite 607 f.: „‚Gesellschaftsschicht' ist (...) ein Kollektivgebilde mit einer bestimmten Rolle innerhalb der Gesamtgesellschaft, während ‚Bevölkerungsschicht' eine Summe von Individuen darstellt; bei der Bildung der Bevölkerungsschichten ist die Bevölkerung der Ausgangspunkt, während der Begriff ‚Gesellschaftsschicht' an die Lebensprozesse geknüpft ist, die in der Gesamtgesellschaft auftreten, deren Substrat eine Bevölkerung ist. Bevölkerungsschichten sind berechenbare Größen, und wenn man eine Reihe Bevölkerungsschichten von einem Einteilungsaspekt aus gebildet hat, muß ihre Summe 100 % = die ganze Bevölkerung ergeben; Gesellschaftsschichten sind nicht berechenbar, sie lassen sich nicht nach sachlichen Merkmalen abgrenzen, und sie würden, selbst wenn man sie messen könnte, addiert doch niemals die gesamte Gesellschaft als Resultat ergeben. Gesellschaftsschichten sind überpersönliche Träger von Entwicklungstendenzen; Kollektivgebilde, die als Spieler und Gegenspieler in der Gesellschaftsbewegung auftreten, bilden sich hier und dort, erhalten Zulauf oder verlieren Mitglieder, aber ein größerer oder geringerer Teil der Bevölkerung kann sich zögernd oder gleichgültig von diesen Umbrüchen fernhalten.
Gesellschaftsschichten *sind* keine berechenbaren Größen und können es niemals werden – aber die exakte Soziologie ist bestrebt, sie zumindest auf die berechenbaren Größen, nämlich die Bevölkerungsschichten, *zurückzuführen*. Die Frage ist zum einen, ob man die einzelnen Gesellschaftsschichten so lokalisieren kann, daß abgrenzbare Bevölkerungsschichten deren geometrische Orte bilden, und – wenn das der Fall sein sollte – zum anderen, ob diese Korrelation psychologisch verständlich und erklärbar wäre, das heißt: ob ein einleuchtender Motivierungszusammenhang zwischen der Realgrundlage einer Bevölkerungsschicht und der kollektiven Haltung (Mentalität) und Denkweise (Ideologie) einer Gesellschaftsschicht bestünde" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

26 *(...) „meinte die ‚Gesellschaftsschichten' im voraus zu kennen" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 48 wieder.

27 *(...) als Erfahrungswissenschaftler aber verlange ich ja gerade, daß man „zunächst abwarten muß, ob eine typische Übereinstimmung zwischen Realgrundlage und Denken einzeln nachgewiesen werden kann".* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus seiner „Sociologi" auf Seite 471 wieder.

27 *Daß der Sachverhalt aber so ist, wie er gerade beschrieben wurde, leuchtet jedem einigermaßen aufmerksamen Leser ein, der den ganzen folgenden Abschnitt liest (Seite 472 ff.), wo – in positivistischem Geiste, sollte ich meinen –, dargelegt wurde, welche komplizierten Analysen man vornehmen müßte, um von einer festen Korrelation zwischen Milieu und Denkweise sprechen zu können.* – Geiger veranschaulichte sie in seiner „Sociologi" im Abschnitt „Analyse af den klassemæssige Tænkning som Eksempel paa Forholdet mellem Realunderlag, Mentalitet og Ideologi"* auf den Seiten 471–476 unter Verwendung spezifischer mathematischer Symbole, die die verwickelte gesellschaftliche Komplexität verdeutlichen helfen sollte, und spielte verschiedene theoretische Möglichkeiten detailliert durch, die einen realen gesellschaftlichen Hintergrund wiedergeben. Der Anlaß war folgender: „Das Verhältnis zwischen der Realgrundlage und den Gedankengängen erscheint differenzierter, wenn man mit der Mentalität als Zwischenstufe rechnet. Das klassenbedingte Denken ist am besten dafür geeignet, diese nachzuweisen, und die nähere Beleuchtung des Beispiels gestaltet sich gleichzeitig als ein vorläufiger Beitrag zur Untersuchung der Schichtung der Gesellschaft im § 34.

Der vulgäre Marxismus stellt es so dar, als ob man nur die Realgrundlage für die Existenz einer Person zu kennen brauche, um daraus schließen zu können, was der Mensch denke. Die Sache ist jedoch bei *Marx* selbst nicht so einfach und namentlich nicht bei seinem bedeutendsten Nachfolger in dieser Richtung, *G. Lukács*. Die Ideologien werden dort nicht auf Personen zurückgeführt, sondern

* „Analyse des klassenbedingten Denkens als Beispiel für das Verhältnis zwischen Realgrundlage, Mentalität und Ideologie"

auf Gesellschaftsklassen als Gesamtheiten. So behauptet *Marx*, daß das Denken der Bourgeoisie zwangsläufig falsch sein müsse, weil die Klasse sich auf der falschen Seite des Geschichtsprozesses befinde; er selbst aber, Abkomme der Bourgeoisie, Sohn des Justizrates *H. Marx*, weist den Weg zum einzig richtigen Denken, nämlich zum proletarischen Denken; die nichtproletarische Persönlichkeit *Marx* ist Sprachrohr für proletarisches Klassendenken. – Klassenbewußtes Denken stellt bei *Lukács* einen konstruierten Idealtypus dar; dieser besteht aus den Gefühlen, Vorstellungen und Gedanken, die, rational gesehen, dem Klassenverhältnis und den darin begründeten Interessen der Klasse entsprechen, der einzelne aber vermag nicht, sein Klassenverhältnis völlig zu erfassen und sein wahres Interesse zu erkennen. Während das Proletariat als Ganzes im Besitz des richtigen Denkens ist, denkt der einzelne Proletarier dennoch falsch. Solche – bei *Lukács* ausgesprochenen hegelianischen – Konstruktionen haben keinen Platz in einer erfahrungswissenschaftlichen Untersuchung des Denkens. *Lukács* findet das Klassendenken bei Personen nicht vor, sondern er diktiert der Klasse eine Denkweise, die von *seiner* ökonomisch-historischen Erkenntnis her richtig ist: ‚So sind deine Interessen, so solltest du denken!' – Gegenstand der Erfahrungswissenschaft ist zum einen kein mystisches Gruppendenken, sondern es sind die gemeinsamen Züge im Denken der Personen; zum anderen sind es keine konstruierten und idealtypischen, sondern tatsächlich wahrgenommene Gedankengänge. – Die Erfahrungswissenschaft wird, im Gegensatz zum Marxismus, der ein einheitliches Klassendenken konstruiert und fordert, zunächst abwarten, ob eine typische Übereinstimmung zwischen Realgrundlage und Denken einzeln nachgewiesen werden kann, ehe sie diese zur Grundlage wissenschaftlicher Untersuchung macht.[4] Aber wird

[4] *Sv. Ranulf* neigt, wie ich aus Diskussionen mit ihm über dieses Thema entnommen zu haben glaube, dieser Anschauung zu. – *J. Kraft* hat den gleichen Einwand gegen die Wissenssoziologie im allgemeinen erhoben; er behauptet, daß das Denken empirisch nicht auf soziale Faktoren zurückgeführt werden könne. Er widerlegt es jedoch nicht empirisch, sondern will es konstruktiv *ad absurdum* führen. Er behauptet nämlich: Wenn man das Denken auf sogenannte „soziale Erscheinungen oder auf spezifische soziale Weseneinheiten" zu reduzieren versucht, dann müssen „diese Reduktionen ... der psychischen Natur des Wissens und der Nichtexistenz dieser ‚Weseneinheiten' zufolge immer Fiktionen sein." (*Soziologie oder Soziologismus? Zeitschrift für Völkerpsychologie*. V. Seite 406–417). „Wissen ist ... ein psychisches Phänomen. ... Man kann nämlich mit dem Worte Soziologie entweder eine Theorie sozialer Erscheinungen oder aber eine solche Wissenschaft bezeichnen, die beliebige Gegenstände unter sogenannten soziologischen Kategorien betrachtet. Für eine konsequente Ausführung des ersten Gesichtspunktes erübrigt und verbietet sich die Anwendung soziologischer Kategorien, d. h. solcher, die nicht auf die sonstigen

die Skepsis hier nicht zu weit getrieben? Jeder rechnet doch mit dem typischen Denken gewisser Kreise, mit dem Geist der Zeit, der Denkweise kleiner Leute, der Beamtenseele, dem englischen Nationalcharakter und ähnliches. Die Praxis in Politik, Reklame usw. lehrt, daß man sich zu Recht auf solche typischen Formen des Denkens verläßt. Eine wissenschaftliche Analyse wird im übrigen genau nachweisen können, wieviel Realität sich hinter der allgemein verbreiteten Annahme eines zeit-, gruppen- oder klassenbedingten Denkens verbirgt.

Der Kürze wegen werde ich in der folgenden Schilderung folgende Abkürzungen benutzen: $K$ = ein Kreis von Personen, $R$ = Realgrundlage, $M$ = Mentalität und $I$ = Ideologie. Der vulgärmarxistische Kurzschluß ist, daß ein $I$ einem $R$ entspräche;[5] ein Personenkreis $K$ mit gemeinsamem $R$ müsse Träger eines gemeinsamen $I$ sein, und man erhalte dann die Gleichung $K(R) = K(I)$. Das typische und am meisten hervortretende $R$ des Proletariats stelle den mangelnden Anteil an den Produktionsmitteln dar, der Sozialismus wird als das, rational gesehen, dementsprechende $I$ festgestellt, das Proletariat muß deshalb zwangsläufig sozialistisch denken. *Lukács* erkennt die Abweichungen vom Schema, bezeichnet sie aber als eine Folge des fehlerhaften Denkens der Personen, das nicht ausschließe, daß ‚die Klasse' als Kollektiv richtig denke.

Die empirische Betrachtung kann sich nicht auf ein schon vorher festgelegtes Verhältnis $R \rightarrow I$ stützen und folglich die Gleichung $K(R) = K(I)$ aufstellen, sondern stellt innerhalb einer Bevölkerung zunächst nur eine Vielzahl $K$ mit voneinander verschiedenem $R$ fest: $K(R_1)$, $K(R_2)$, $K(R_3) \ldots K(R_x)$, und ebenfalls eine Vielzahl $K$, die sich zu unterschiedlichen $I$ bekennen, nämlich $K(I_1)$, $K(I_2)$, $K(I_3) \ldots K(R_x)$. Eine Übereinstimmung zwischen den homologen Gliedern in beiden Reihen darf dann nicht um der rationalen Folgerichtigkeit willen diktiert werden, sondern muß als gegeben nachgewiesen werden – *falls* sie gegeben ist. Ein Vergleich zeigt keine völlige

---

Kriterien physikalischer und psychologischer Erfahrung reduzierbar wären. Sie erübrigt sich, weil die physikalisch-psychologische Analyse zu den Elementen sozialer Erscheinungen vordringt; sie verbietet sich, weil sie allein zu ihr vordringt." ... sie verbietet sich, weil sie allein zu ihr vordringt ...! Aber wer sagt denn, daß „soziale Erscheinungen" und „Weseneinheiten" im letzten Glied identisch seien? Das sind sie nur für denjenigen, dessen soziologisches Denken noch von dem eigentlich überwundenen ontologischen Gegensatz „Atomismus – Totalitarismus" (vgl. § 1, II. 1) bestimmt ist.

[5] *Das soziale Sein (= R) bestimmt das soziale Bewußtsein (= M und I).*"

Deckungsgleichheit, aber doch eine gewisse Konvergenz; nicht alle, aber doch die meisten Personen mit proletarischem $R$ bekennen sich zum sozialistischen $I$; nicht alle, aber doch die meisten Anhänger des sozialistischen $I$ haben ein mehr oder minder proletarisches $R$. Man erhält dann $K(R) \sim K(I)$ anstatt $K(R) = K(I)$. Es besteht also kein Kausalzusammenhang, sondern die beobachteten Konvergenzen werden vom Motiv her verständlich. Der Marxismus bezeichnet die Abweichungen als Denkfehler; wenn nun aber die empirische Betrachtung auch diese Ausnahme auf Tatsachen zurückführen könnte, vor deren Hintergrund sie verständlich würden? Man muß mehr ins einzelne gehen, um die Möglichkeit dafür zu erkennen.

1. Zunächst haben wir die Formel $R \rightarrow M \rightarrow I$ an die Stelle von $R \rightarrow I$ gesetzt. Ein $R$ ruft nicht direkt ein $I$ hervor, sondern beeinflußt nur $M$ unmittelbar, und $M$ wirkt als eine Tendenz, in Richtung eines $I$ zu denken, oder macht seinen Träger für eines der anderen angeführten $I$ empfänglich; wenn man erst zu dieser psychologischen Seite der Sache vorgedrungen ist, wird deutlich, daß das gleiche $R$ nicht alle Personen in gleicher Richtung beeinflussen wird. $M$ geht aus einem Zusammentreffen zwischen $R$ und der voneinander verschiedenen psychischen Konstitution der Subjekte hervor. Es ist von der Formel $R \rightarrow I$ her unverständlich, daß das gleiche $R$ von einigen mit dem Klassenkampfgedanken beantwortet wird, von anderen dagegen mit religiöser Ergebenheit in die Hand der Vorsehung. Das Verhalten wird jedoch von der Formel $R \rightarrow M \rightarrow I$ her verständlich, wenn man sich entsinnt, daß $M$ das Resultat der Reaktionsweise des Subjektes ($S$) gegenüber $R$ ist; der passive Charakter gibt einem ökonomischen und sozialen Druck geduldig nach, während der aktive sich gegen das Schicksal empört. Mit diesen Abweichungen im Wirkungsverhältnis $R \rightarrow M$ muß man rechnen, aber sie sind nicht selbst Gegenstand soziologischer Analyse, da sie auf nichtsozialen, rein persönlich-psychischen Faktoren beruhen.

2. Die zweite Modifikation ergibt sich daraus, daß man kaum zwei Personen findet, für die $R$ als Ganzes völlig gleich ist; man darf nicht Personenkreise $K(R)$ unter dem Gesichtswinkel eines gemeinsamen Gesamt-$R$ bilden, so daß man, schematisch gesprochen, eine Reihe $K_1, K_2, K_3, \ldots K_x$ aufstellen könnte, deren Lebensbedingungen $R_1, R_2, R_3 \ldots R_x$ wären, und deren $M$ deshalb, abgesehen von den eben hervorgehobenen individuellen Reaktionsunterschieden,

$M_1, M_2, M_3 \ldots M_x$ werden müßte, wodurch sie für jegliche Ideologien $I_1, I_2, I_3 \ldots I_x$ empfänglich würden. Es ist an früherer Stelle gesagt worden, daß das $R$ eines jeden Individuums aus ziemlich vielen Einzeldispositionen, die ich $r$ nenne, zusammengesetzt sei. Wenn zum Beispiel der Beruf $r^a$ ist, erhält man eine Typenreihe $r_1^a, r_2^a, r_3^a \ldots r_x^a$; die Größe des Einkommens ergibt eine Reihe $r_1^b, r_2^b, r_3^b \ldots r_x^b$, die berufliche Stellung $r^c$ wird in gleicher Weise als $r_1^c, r_2^c, r_3^c \ldots r_x^c$ klassifiziert, und so geht es mit den Klassifikationsgesichtspunkten ‚Geschlecht', ‚Familienverhältnisse', ‚Wohnort' etc. weiter. Man erhält dann eine Vielzahl konkurrierender Typenreihen: $K(r^a)$ mit mehreren Gliedern vom Index *1* bis $x$, $K(r^b)$ ebenfalls mit mehreren Gliedern usw. statt einer Einteilung $K(R)$ mit einer Anzahl Gliedern, Index *1* bis $x$. Wenn nun $R(S)$ die gesamte Realgrundlage für ein gegebenes Subjekt bildet, so wird man für verschiedene Subjekte innerhalb einer Gesellschaft mit differenziertem Milieu Gleichungen folgender Form erhalten:

$$R(S_1) = r_1^a + r_3^b + r_2^c + \ldots . r_7^x;$$

$$R(S_2) = r_5^a + r_2^b + r_1^c + \ldots . r_4^x.$$

Die möglichen Kombinationen sind unüberschaubar, und es ist auf empirischer Grundlage nicht gerechtfertigt, von vornherein eine bestimmte Typenreihe (mit Ausgangspunkt im Produktionsverhältnis) als die maßgebende herauszustellen, der gegenüber alle anderen Nuancierungen nur untergeordnete Bedeutung haben sollen.

3. Danach kann man sich auch nicht mit $M$ und $I$ als komplexen fertigen Größen begnügen, sondern muß mit einzelnen $M$-Zügen $m_1, m_2, m_3 \ldots m_x$ und mit einzelnen Gedankengängen, Gedankenverbindungen und Vorstellungen, die man entsprechend $i$ nennen kann, rechnen. Der $G$-Charakter ist im § 11 als ein Komplex beschrieben worden, und das gleiche gilt für die Mentalität im allgemeinen. Eine große Zahl recht unterschiedlicher $i$ kann ebenfalls in der gesamten Gedankenwelt einer Person oder in der von einer Gruppe gepflegten dogmatischen Gedankenstruktur $I$ miteinander verschmolzen sein, und einzelne dieser $i$ wird man hier und dort in Verbindung mit im übrigen völlig anders zusammengesetzten $i$-Reihen antreffen. Proletarisches $m$ kann bei einigen

mit religiöser Gesinnung Hand in Hand gehen, bei anderen dagegen verbindet es sich mit atheistischer Haltung; sozialistisches *i* kann mit Freidenkertum oder mit christlichem Glauben verbunden sein.

4. Die nächste Frage ist dann, inwieweit sich bestimmte *m* – und vielleicht *i* – einzelnen *r* zuordnen lassen. Man darf eine Art Verbrauchermentalität bei denjenigen vermuten, die keine materiellen Waren selbst herstellen oder verkaufen, sondern konsumieren. Dieses Verbraucher-*m* braucht nicht sozialistisch zu sein; Konsumvereine, die eine Folge des Verbraucher-*m* und der Realisation des Verbraucher-*i* sind, wurden auch von nichtsozialistischen Bevölkerungskreisen gebildet. – Mangelnder Anteil an den Produktionsmitteln und abhängige berufliche Stellung lösen erfahrungsgemäß in der Regel sozialistisches oder – richtiger gesagt – antikapitalistisches *m* aus. Aber das erwerbspolitische Denken (*i*) und die antikapitalistische Haltung *m* selbst treten in vielen Abstufungen auf. Während der Marxismus dieses mit einem mehr oder minder fortgeschrittenen Klassenbewußtsein erklären will, erlaubt die unter Ziffer 2) vorgenommene Unterscheidung, die Nuancierung auf unterschiedliche *r*-Kombinationen innerhalb verschiedener *R* zurückzuführen. Selbst wenn proletarisches *r* stets als Resultat das gleiche *m* ergäbe, würde es doch nicht *R* ausschöpfen, und antikapitalistisches *m* bildet nur einen Zug in *M*. Wenn $r^n$ die durch die Stellung einer Person als Verbraucher oder als Produzent gegebene *r*-Einzelposition darstellt, kann man zum Beispiel folgende Gleichungen aufstellen: $r_1^n$ = Nur-Verbraucher, $r_2^n$ = Konsumenten von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, aber Produzenten von Industriewaren, $r_3^n$ = Konsumenten von Industriewaren und Getreide, aber Produzenten tierischer Landwirtschaftsprodukte, $r_4^n$ = Konsumenten von Industriewaren und tierischen Landwirtschaftserzeugnissen, aber Produzenten von Getreide usw. Stellt man nun eine entsprechende Reihe $r_1^v, r_2^v, r_3^v \ldots$ für ‚Anteil, mangelnden Anteil, verschiedene Grade und Formen des Anteils an den Produktionsmitteln' auf, dann wird $r_1^n$ in $R_1$ mit $r_1^v$ (proletarischer Nur-Verbraucher) verbunden sein, aber mit $r_5^v$ in $R_2$ (nur-verbrauchender Rentier) und mit $r_2^v$ in $R_3$ (nur-verbrauchender Akademiker) usw. Selbst wenn ein typischer $m_1^n$-Zug nur $r_1^n$ (Nur-Verbraucher) entspricht, wird dieser doch mit unterschiedlichen anderen *r*-Bestandteilen entsprechen-

den $m$-Zügen in $M_1$, $M_2$, $M_3$ usw. verbunden sein. Bei demjenigen Teil von $K(r_1^v)$ zum Beispiel, der zugleich $K(r_1^n)$ ist, geht $m_1^v$ eine Verbindung mit antikapitalistischem $m$ ein und wird dann leicht darunter einbezogen. Der Konsumgedanke ist bei den meisten Arbeitern vom Sozialismus durchdrungen, nicht aber bei bürgerlichen Konsumenten; diese richteten deshalb in verschiedenen Ländern ihre besonderen Konsumvereine ein, die zum Teil geradezu antisozialistisch waren.

5. Es scheint, daß, abgesehen von individuellen Abweichungen (Ziffer 1) und von diesen, durch unterschiedliche $m$-Kombinationen hervorgerufenen Abstufungen (Ziffer 4), nicht immer ein $m$-Zug an ein $r$ geknüpft sei; ein gegebenes $r$ kann offenbar in Richtung zweier oder mehrerer verschiedener $m$-Züge wirken, da es in Verbindung mit unterschiedlichen Gliedern in anderen $r$-Reihen auftritt. Der Marxismus ist zum Beispiel folgender Auffassung: Büroangestellte sind Proletarier; wenn viele von ihnen ‚noch' nicht dem sozialistischen Gedankengang folgen und sich nicht mit dem Proletariat solidarisch fühlen, so rührt das von ihrem mangelnden Klassenbewußtsein und der Tatsache her, daß sie noch nicht zum völligen Verständnis ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse gelangt sind. Empirisch wird man dagegen zunächst nur folgendes feststellen: Innerhalb der Gesamtmenge der objektiv gesehen proletarischen Existenzen $K(r_1^n)$ findet man bei einem großen Teil einen Zug $m_1^n$, der auf dem Hintergrund von $r_1^n$ verständlich ist; bei einem anderen Teil fehlt $m_1^n$, oder es ist durch einen anderen $m$-Zug ersetzt worden. Untersucht man nun die übrigen $r$, mit denen $r_1^n$ bei beiden Teilen von $K(r_1^n)$ verbunden ist, so wird sich vielleicht erweisen, daß dort eine neue Konvergenz besteht: $m_1^n$ fehlt als Pendant zu $r_1^n$ in den meisten Fällen, in denen $r_1^n$ beispielsweise mit $r_3^b$ verbunden ist. ‚Fehlendes $m_1^n$ trotz $r_1^n$' ist dann selbst als ein Typus innerhalb $K(r_1^n)$ definiert, und es kann sein, daß die Ungleichheit zwischen $(r_1^n + r_3^b)$ und $m_1^n$ auch in diesen Fällen psychologisch einleuchtend wird, ebenso wie ‚$r_1^n = m_1^n$' es in anderen Fällen ist. – Ein $r$-Zug kann offenbar nicht nur verschiedene psychische Wirkung, sondern auch verschiedene *faktische* Bedeutung haben, da er mit unterschiedlichen $r$-Reihen in mehreren Gesamt-$R$ verbunden ist. Es fällt unter dieses Schema, daß der Verlust der selbständigen Stellung im Wirtschaftsleben eine tiefgreifende (degradierende) Wirkung und einen

entsprechenden (deprimierenden oder anspornenden) Einfluß auf *M* bei Gewerbetreibenden besitzt, daß aber die gleichen Veränderungen in *R* bei einem praktizierenden Arzt, der in einer Klinik eine Anstellung findet, oder bei einem freien Schriftsteller, der festangestellter Redakteur wird, nicht die gleichen Folgen hat. Dieses rührt nicht von der unterschiedlichen Reaktionsweise der Personen her, sondern von der verschiedenen Bedeutung des $r''_1$ in der einen oder anderen Gesamtposition.

6. Das Verhältnis $M \rightarrow I$ ($m \rightarrow i$) ist noch unsicherer. Das einem *r* entsprechende *m* wirkt *als Disposition, nicht als Zwang* zu bestimmten Gedankengängen; es liegt kein kausales Verhältnis vor, sondern nur eine Chance. – Das unter dem Namen *Menge* beschriebene Gesellschaftsgebilde (§ 26) beruht auf gemeinsamem r (objektiver Faktor), das den geometrischen Ort für ein *m* (subjektiver Faktor) darstellt; ein gemeinsames *i* besteht nicht; es ist, wie wir gesehen haben, nicht einmal bei allen Gruppen gegeben,[6] geschweige denn bei loseren Mengen. Politische und andere Propaganda wendet sich mit einem formulierten *i* an einen soziologischen Typus *K*(*r*), namentlich an den Teil des Typus, der mengenbildend ist, weil die Personen gegen *r* mit einem entsprechenden *m* reagiert haben. Man vermutet, daß diese Menge *K*(*m*) ein guter Nährboden für das vorgebrachte *i* sei; der Zweck dieses Appells ist teils, die nur *m*-bestimmte Menge zur Gruppe zusammenzuschmieden, indem man die Personen um ein *i* konzentriert, teils eine bisher nur nach innen gewandte oder *m*-intendierte Gruppe mit Zielsetzung in einer finalen *i*-Intention zu aktivieren. Die Chancen sind recht fließend. 1. Ein *m* ist verhältnismäßig amorph und unbestimmt, namentlich wenn es sich um ein Oppositions-*m* handelt, zum Beispiel um das proletarische. Ich habe deshalb oben den Ausdruck ‚antikapitalistisches *m*' anstatt des mehr eindeutig-zielbestimmten ‚sozialistischen *m*' gewählt. Nicht nur ein sozialistisches *i*, sondern auch andere antikapitalistische Gedankengänge (romantische Volksgemeinschaft, christlicher Solidarismus und ähnliches) können sich mit Erfolg an ein antikapitalistisches *m* wenden, und das sozialistische *i* selbst kann in verschiedener Gestalt auftreten (sozialdemokratischer Evolutionismus, revolutionärer Kommunismus, Gildensozialismus, Syn-

[6] Es fehlt bei Gruppen, die entweder keine echte Finalintention haben oder bei denen die nach innen gewandte Intention mit einer Finalvorstellung überbaut ist („ideologisiert" ist, vgl. §§ 11,4; 12)

dikalismus usw.); deshalb ist das Proletariat in dem Stadium, in dem es sich auf dem Wege zur aktiven politischen Macht befindet, in verschiedene Lager gespalten, die unterschiedliche positive Ziele erstreben. – 2. Verschiedene *m* können für das gleiche *i* empfänglich sein, da die Personen mehreren Seiten des gleichen Gedankenganges gegenüber positiv reagieren. – Die Propaganda hat hier eine bedeutende Chance, indem sie durch geschickte Rhetorik ein *i* für Personen interessant machen kann, von deren *m* man eigentlich annehmen müßte, daß es in andere Richtung tendiere.[7] – Deshalb stellt die Bekehrung des Publikums zu einem anderen, auf den ersten Blick genau entgegengesetzten *i* keine Seltenheit dar; ein Teil der früheren sozialistischen Arbeiter ist zum Beispiel durchaus für nazistische Ideen gewonnen und nicht nur durch Unterdrückung an entgegengesetzten ideologischen Äußerungen gehindert worden. Die Tiefenwirkung einer solchen Bekehrung mag zweifelhaft sein; *m* ist zwar elastisch, aber doch starrer und dauerhafter als *i*, und es kann sehr gut relativ unverändert unter der Oberfläche eines neuen *i* weiterbestehen;[8] eine eindeutig kapitalfreundliche Maßnahme oder Äußerung würde vielleicht bald zeigen, daß das antikapitalistische *m* noch das gleiche ist wie zuvor. – Ein dogmatisch formuliertes *i* kann auch umgedeutet und einem anderen *m* angeglichen werden; die Umwandlung übernommener Kulturschätze gemäß einer anderen Kulturatmosphäre als derjenigen, der sie entstammen (§ 28, II, 4), stellt einen Sonderfall davon dar.

Diese sorgfältige, fast pedantische Analyse, die noch weiter vertieft werden könnte, scheint auf den ersten Blick nur die Lehre des Marxismus vom Klassenverhältnis und vom Klassenbewußtsein zu zerstören. Das Verhältnis $R \rightarrow I$ $(r \rightarrow i)$ ist zu lose und zu indirekt, um in Regeln gepreßt zu werden. Aber ein negatives Resultat hat auch seinen Wert, wenn es einen Mythos beseitigt. Das einleuchtende und einfache Schema des Marxismus ist hier zwar durch

[7] Der deutsche Nationalsozialismus erreichte im Jahre 1930 gute Resultate, indem er die einzelnen Bevölkerungskreise – Büroangestellte, Arbeiter, Beamte, Gewerbetreibende, Angehörige freier Berufe – zu gesonderten Wahlversammlungen einlud.

[8] Ein gefühlsmäßiger Antisemitismus schwelte zum Beispiel bei vielen deutschen Arbeitern unter der Oberfläche philosemitischer Lehren, die jüdische Parteiführer den Arbeitern in großer Menge eingeimpft hatten; die antisemitische Mentalität äußerte sich oft spontan bei sozialistischen Arbeitern, die sonst, dem Parteikatechismus entsprechend, die Judenfeindlichkeit der Konservativen bekämpften.

eine Vielzahl an Möglichkeiten ersetzt worden, und einige Leser werden vielleicht sagen, daß sie nur auf eine wissenschaftliche Analyse Wert legen, die ihnen die Dinge deutlich mache; es kann aber doch nicht der Zweck sein, auf Kosten der Wahrheit komplizierte Verhältnisse so darzustellen, als ob sie einfach und natürlich wären. *R. Noyes* sagt über die Rechtsinstitution des Eigentums,[9] was überall in der Wissenschaft gilt: ‚Versucht man, ihre Struktur zu vereinfachen, so ist man in Gefahr, sie zu verfälschen, denn sie *ist* nicht einfach.' – Das, theoretisch gesehen, negative Resultat hat im übrigen bedeutenden politischen Wert. Politischer Praxis ist mit einer anmaßenden Ideologienlehre schlecht gedient, die – dem Volke diktiert, was es denken soll, und jede Abweichung davon als ‚falsches Denken' bezeichnet. Der Politiker selbst muß sich auf richtiges Denken stützen, aber mit dem wirklichen – falschen oder richtigen – Denken des Volkes als einer psychischen Tatsache rechnen.

Die hier angewandte Sichtweise öffnet den Blick für die ungeheure Mannigfaltigkeit innerhalb der sogenannten proletarischen Klasse; deren Stellung und Haltung muß realistisch verstanden, nicht doktrinär beurteilt werden. Unterschiedliche politische und soziale Zielsetzung innerhalb des Proletariats beruhen nicht auf mangelndem oder unvollkommen entwickeltem Klassenbewußtsein bei einzelnen Teilen der Klasse oder auf der Blindheit des Volkes für seine wahren Interessen, sondern rühren vor allem daher, daß das Klassenverhältnis selbst vielfältig abgestuft und mit anderen *r*-Faktoren zusammengesetzt ist und daß die Interessen verschieden *sind*, auch innerhalb des Proletariats. Dem entspricht eine Mannigfaltigkeit an Auffassungen, auch mit Übergängen zwischen bürgerlichem und proletarischem *Denken*, da es Übergangsphasen zwischen den beiden Klassen*verhältnissen* gibt. Der deutsche Sozialismus, der besonders doktrinär eingestellt war, hat ein Beispiel dafür gegeben, daß man eine Klasse nicht in allen ihren gegeneinander abgestuften Teilen zusammenfaßt, indem man ein brauchbares Klassenbewußtsein aufstellt und alle Abweichungen als ‚falsches Denken' disqualifiziert. – Wenn man die Wirkung althergebrachter Ideologien als geistige Realfaktoren erkannt hat, so wird man sich zum anderen gegenüber ideologischen Beeinflussungen, die im Wider-

[9] *The Institution of Property*. 1936. Seite 414.

spruch zur ökonomischen Realgrundlage stehen, verständnisvoller verhalten und deshalb im Hinblick auf den endgültigen Durchbruch der Realfaktoren als der einzigen Kräfte, die das Denken bestimmen, weniger optimistisch sein" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

27 *Außerdem geht genau das aus meiner* sozialen Schichtung *von 1932 hervor, in der ich eine indirekte Quantifizierung der Korrelation versucht habe.* – Gemeint ist damit die im Ferdinand Enke Verlag erschienene Studie „Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage (Soziologische Gegenwartsfragen. Herausgegeben von Alfred von Martin, Universität Göttingen, Sigmund Neumann, Deutsche Hochschule für Politik, Berlin, Albert Salomon, Berufspädagogisches Institut, Köln, Heft 1)", Stuttgart 1932.

27 *Daß auch die auf diese Weise bereinigten Begriffe mich nicht zufriedenstellen, dürfte aus meiner* Sociologi *auf Seite 621 ff. hervorgehen.* – Geiger geht auf die damit verbundenen Probleme und Einwände in einem eigenen Abschnitt auf den Seiten 621–626 ein: „*Zwischen Kaste, Stand* und *Klasse* wird in der Regel so unterschieden, daß Kasten durch religiöse Vorstellungen füreinander versperrt sind und daß Recht und Sitte die Grenzen zwischen Ständen sanktionieren, während Klassen prinzipiell offen sind. Hier kommt eine Terminologie ins Spiel, wonach der Umfang des Klassenbegriffs in der Mitte zwischen Gesellschaftsschicht im allgemeinen und Klasse im marxistischen Sinne liegen soll. Die Klasseneinteilung beruht dann nicht zwangsläufig auf den Produktionsverhältnissen, nicht einmal auf anderen ökonomischen Verhältnissen, sondern wird als ein spezieller Typus nach einem formalen Kennzeichen bestimmt, nämlich nach der Stärke des Bandes, welches das Individuum an seine Gesellschaftsschicht knüpft. So gibt *M. Weber* als Kennzeichen der Klasse die Chance der Personen auf dem Markte an, und die *soziale* Klasse im engeren Sinne ist dadurch charakterisiert, daß ‚ein Wechsel *α.* persönlich, *β.* in der Generationenfolge leicht möglich ist und typisch stattzufinden pflegt.' – *P. Fahlbeck* betrachtet die Dreiteilung ‚Kaste – Stand – Klasse' mit Recht als unzulänglich; er verwendet ‚Klasse' nach englischem Vorbild als

Oberbegriff, der ‚Gesellschaftsschicht' entsprechend, aber auch als Spezifikation, indem er zwischen primitiven Klassen in der Kindheit der Kultur und modernen Klassen in der Hochkultur unterscheidet. Die Kaste ist ihm zufolge nur eine Abart des Standes, weil er innerhalb des Begriffes ‚Stand' zwischen Berufsständen im allgemeinen Sinne, Kasten und Feudalständen unterscheidet. So erhält er eine historische Stufenfolge, bestehend aus der klassenlosen Urgesellschaft – der primitiven Klassengesellschaft – der Ständegesellschaft (eventuell zeitweilig zur Kastengesellschaft oder Feudalgesellschaft verschärft) – und schließlich der modernen Klassengesellschaft. Er gibt leider keine deutlichen Begriffsbestimmungen, aber man kann aus der Anwendung der Begriffe schließen, daß er im wesentlichen der üblichen Abgrenzung folgt. Die Ständegesellschaft bezeichnet den Höhepunkt der Differenzierung; die Gesellschaft gelange dorthin durch eine Verschärfung der primitiven Klassenteilung, die ‚durch Erbgang und Eigentum gefestigt wird' und die ‚rechtliche Anerkennung gewinnt'. Die moderne Klassengesellschaft entstehe dadurch, daß die Standesgrenzen sich verwischen; der gleiche Prozeß habe nur einmal zuvor in der Geschichte stattgefunden, nämlich bei den Griechen und Römern des Altertums. – Den Hintergrund dieses entwicklungssoziologischen Gedankenganges bildet offenbar die Vorstellung, daß das Individuum von vornherein durch Recht, Tradition (und religiöse Gebote) in einen Stand (oder eine Kaste) eingegliedert sei, während die Zugehörigkeit zu einer primitiven oder modernen Klasse durch das persönliche Schicksal bestimmt werde. In einen Stand (und die Kaste) werde man hineingeboren, das Leben aber binde uns an die Klasse.

In dieser üblichen Unterscheidung befinden sich zwei Unklarheiten, die das Ganze verwirren: 1) ‚Abgrenzung' wird innerhalb eines Gedankenganges in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet und 2) der persönliche Übergang von einer Schicht zu einer anderen braucht nicht leichter oder sogar üblich zu sein, wenn sanktionierende Schranken fehlen. – Eine Abgrenzung durch Recht und Sitte besteht, wenn das Verhältnis der einzelnen Schichten zur Gesellschaft und zueinander rechtlich geregelt ist, wenn einzelne Schichten Vorrechte besitzen, während die Stellung weniger begünstigt ist, und wenn jede Schicht nach ihren besonderen Sitten und Ehrbegrif-

fen lebt.[10] Das bedeutet nicht, daß die Grenzen als eine Schranke wirken; gewisse Rechte, Pflichten und traditionelle Lebensformen können zum Beispiel an einen Berufszweig geknüpft sein, der in solchem Falle einen Stand in dieser Bedeutung des Wortes bildet, aber der Zugang zu dem Beruf kann für alle unter gewissen allgemeinen Bedingungen (Ausbildung) frei sein; die Beamten der heutigen Zeit bilden, so gesehen, einen Stand – aber mit offenen Grenzen. Nicht einmal das Konnubium hat in dieser Richtung eine entscheidende Bedeutung; wenn es indes gegen Sitte und Brauch verstößt, ‚unter seinem Stande zu heiraten', bedeutet dies nicht, daß der Stand eine erbliche Eigenschaft darstellt, sondern nur, daß der Standeswechsel durch *Eheschließung* geächtet ist. Die Tochter eines hohen Beamten heiratet nicht unter ihrem Stand, wenn der Auserwählte Beamter ist, selbst wenn sein Vater ein Kleinbauer wäre.

Strenge gegenseitige Absonderung der sozialen Schichten gibt es natürlich, aber damit kommen wir zum anderen Punkt, der Sanktionierung der Grenzen und der faktischen Häufigkeit der Übergänge. Sanktionierte Grenzen bedeuten nur, daß der Aufstieg unmöglich ist oder *‚si, en fait, les changements ... ne sont pas rares, ils restent en droit illicite et comme scandaleux'*;[11] ein Hinabgleiten auf der Skala ist immer möglich, die Grenzen sind nach oben geschlossen, nach unten aber offen. Abgesehen vom Kastenwesen, das ein besonderes Phänomen darstellt, ist es zumindest eine Übertreibung, daß Stände streng geschlossen, Klassen dagegen offen seien. Standeswechsel kam als Ausnahme während des ganzen Mittelalters vor und war in einzelnen Zeitabschnitten ziemlich häufig; das Ministerialrittertum ist gerade erwähnt worden, und ein anderes Beispiel ist die bekannte Rechtsregel ‚Stadtluft macht frei'. Nimmt man andererseits *M. Webers* Definition ‚Soziale Klasse soll die Gesamtheit derjenigen Klassenlagen heißen, zwischen denen ein Wechsel *α.* persönlich, *β.* in der Generationenfolge leicht möglich ist und

[10] Das folgende mag als ein Beispiel dienen: Im Mittelalter gab es gesetzliche Bestimmungen darüber, daß die Gewerbetreibenden nicht in Schnabelschuhen gehen dürften, deren ausgestopfter Teil eine gewisse Länge (3 oder 5 Zoll) überschritte; die Ausschweifungen der Mode waren dem Adel vorbehalten. Mancher dänische Arbeiter erscheint zur Konfirmation seiner Kinder im Smoking. Der Gegensatz macht deutlich, daß die Arbeiter der heutigen Zeit eine „Klasse" bilden, während die Gewerbetreibenden des Mittelalters einen Stand darstellten.

[11] *C. Bouglé: Essais sur le régime des castes.* 1908. Seite 20

typisch stattzufinden pflegt.' – so wäre die Schichtung der heutigen Zeit ausgesprochen ständisch. Der Sohn des Arbeiters wird Arbeiter, Büroangestellter, in einzelnen Fällen Beamter, aber sehr selten selbständiger Gewerbetreibender; der Aufstieg ist zwar nicht ‚*en droit illicite*', auch nicht ‚*comme scandaleux*', aber er ist äußerst selten, wenn man den entscheidenden Unterschied zwischen Nichtbesitzenden und Kapitalisten betrachtet. Was erlaubt ist, ist weit davon entfernt, auch möglich zu sein. Es besteht *soziale Fluktuation*, aber der große Sprung auf der sozialen Leiter oder von einer Generation zur nächsten ist weder typisch noch häufig. Der Gegensatz ist aus einem Vergleich zwischen einem stilisierten Bild des Mittelalters und einer früheren Stufe in der Entwicklung der modernen Gesellschaft, als der Aufstieg ‚leicht möglich und typisch' war, heraus aufgestellt worden.

*P. Fahlbeck* erkennt richtig, daß offene Grenzen zunächst geschlossen und dann im Laufe der Geschichte wieder geöffnet werden, aber wie die meisten anderen irrt er sich in der Beurteilung des Verhältnisses der Klassengesellschaft zu diesem Phänomen. Die Reihenfolge ‚offen – geschlossen – offen' kennzeichnet nicht drei verschiedene Schichtungsprinzipien in der universalhistorischen Gesellschaftsentwicklung, sondern scheint sich eher in der historischen Entfaltung jedes einzelnen Schichtungsprinzips – auch in der Klassengliederung (...) – zu wiederholen. Zwar kann man die durch religiöse Vorstellungen abgegrenzten Schichten als Kasten bezeichnen und die durch Recht und Sitte abgegrenzten Schichten als Stände – aber dann ist das dritte Glied nicht ‚offene Klassen'; Stände können auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung auch offen sein, trotz ihrer institutionellen Abgrenzung, und Klassen können durch bestehende Aufstiegsbarrieren geschlossen sein. Wenn es richtig ist, daß die Schichtung eine Tendenz aufweist, sich zunächst durch Abgrenzung zu konsolidieren, sich dann aber wieder aufzulösen, wird die näher bestimmte Art und Weise, wie die Abgrenzung vor sich geht, von den verschiedenen Vorstellungen der Zeiten abhängig sein.

Das klassische Land der *Kasten* ist Indien, wo die Kastengesellschaft im Laufe der Zeiten hypertrophisch geworden ist. Die vier ursprünglichen Kasten – Brahmanen, Kschatriya, Vaishya und Shudra – haben sich immer wieder geteilt und durch Kombinationen

der Unterabteilungen zur Neubildung von Zwischenklassen geführt, so daß nicht einmal moderne indische Autoren imstande sind, die genaue Zahl der Kasten anzugeben; man rechnet mit bis zu 3 000.[12] *P. Fahlbeck*, der die Schichtung einseitig an die gesellschaftliche Funktionsteilung knüpft, glaubt, daß auch die Kasten ursprünglich als Berufsschichten entstanden seien, und *A. Nielsen* folgt ihm hierin. Der äußere Schein bestätigt diese Auffassung, denn Brahmanen sind Priester, Kschatriyas sind Krieger und Grundbesitzer, Vaishyas sind Handeltreibende, Shudras sind Handwerker und Arbeiter; auch die vielen Unterkasten fallen zum großen Teil mit einer feiner verzweigten sozialen Arbeitsteilung zusammen. Aber die Tatsache, daß eine Kaste in der heutigen Zeit einen bestimmten Beruf ausübt, ist bei weitem nicht gleichbedeutend damit, daß sie im Zusammenhang mit ihm entstanden ist. Wer will entscheiden, ob die Parias ursprünglich als untergeordnet betrachtet wurden, weil sie Tätigkeiten ausführten, die die Religion als unrein bezeichnete, oder ob die schmutzige Arbeit von Anfang an dem untergeordneten Bevölkerungsteil überlassen und aufgezwungen wurde? Und wenn das letztere der Fall sein sollte, warum waren die Parias dann von vornherein untergeordnet?[13] *Bouglé* hat sicher darin recht, daß die Kasten ursprünglich auf Stammesunterschiede zurückgehen. – Auch *M. Weber* glaubt, daß die Kasten eine spätere Form seien, zu der die Stände[14] sich entwickeln können. Er sagt[15]: ‚Wo die äußersten Konsequenzen[16] gezogen werden, entwickelt sich der Stand zur geschlossenen »Kaste«. Das heißt: es findet neben der konventionellen und rechtlichen auch noch eine rituelle Garantie der ständischen Scheidung statt, dergestalt, daß jede physische Berührung mit einem Mitglied einer als »niedriger« geschätzten Kaste für Angehörige der »höheren« als rituell verunreinigender, religiös zu sühnender Makel gilt, und die einzelnen Kasten teilweise ganz gesonderte Kulte und Götter entwickeln.' *M. Weber* nennt nicht die historischen Fälle, auf die er mit der letzten Bemerkung abzielt; aber es kann aus prinzipiellen Gründen

[12] *Shridhar V. Ketkar: The History of Caste in India*. 1909.

[13] *E. Thurston: Castes and Tribes of Southern India*, 1909, betrachtete sie als unterjochte vordrawidische Bevölkerungselemente.

[14] *Weber* zufolge keine Berufsstände, sondern Bevölkerungsteile, die Vorrechte genießen.

[15] *Wirtschaft und Gesellschaft*. Seite 536.

[16] in Richtung auf die Stabilisierung der ökonomischen Machtverteilung (Seite 536 ff.)

als ausgeschlossen betrachtet werden, daß ‚gesonderte Kulte und Götter' auf einer solchen historischen Stufe innerhalb derselben Gesellschaft *entstehen*. Man findet sie nebeneinander – aber dann liegt der Grund darin, daß Stämme mit verschiedener kultureller Vergangenheit vereint worden sind. Die Götter des siegreichen Stammes bilden dann die obere Region des Olymps, während die Götter des besiegten Stammes in den niederen Himmel verwiesen werden; sie sind selbst besiegt und teilen das Schicksal des Stammes. – Auch die Berufsverteilung zwischen den vier indischen Hauptklassen läßt darauf schließen, daß sie auf ein Eroberungsverhältnis (oder, in Übereinstimmung mit *A. de Gobineaus* Theorie, auf mehrere Einwanderungen) zurückzuführen ist. Wenn man sich auf Vermutungen einlassen wollte, so könnte man annehmen, daß Kschatriyas (einschließlich Brahmanen) und Shudras die entscheidenden Bestandteile gewesen seien; die Kriegerkaste, die Grund und Boden besitzt, stellt die Besitzer und Herren, während die Unterworfenen schwer arbeiten und Frondienste leisten müssen. Die Brahmanen sind vermutlich vom gleichen Stamme wie die Kschatriyas,[17] und die Vaishyas dürften als eine spätere Verzweigung entstanden sein, da der Handel unter den primitiven Verhältnissen der Eroberungszeit keine selbständige Aufgabe gebildet haben kann. Die Fürsprecher der Berufsständetheorie mögen einwenden, daß, selbst wenn diese Vermutungen richtig wären, die 3 000 verschiedenen Kasten doch nicht ebenso vielen stammesmäßigen Bestandteilen entsprechen könnten – obwohl Indien mit seiner langen und bewegten Vorgeschichte ein anthropologisch und ethnologisch buntes Bild bietet. Aber hier wird nur behauptet, daß die Kasten nicht als Berufsschichten *entstanden* sein können, dagegen wird nicht bestritten, daß eine Berufsverteilung an die Kasten *geknüpft* ist; und wenn ein ursprünglich auf Stammesunterschieden beruhendes Kastenwesen besteht, so steht der unter gewissen religiösen Voraussetzungen mit der Entwicklung der ökonomischen Kultur notwendig werdenden weiteren Berufsverzweigung in Anknüpfung an die Kasten und nach deren Muster nichts entgegen. Eine gesellschaftsmäßige Organisationsform wird ja oft auf Gesell-

[17] Das Verhältnis zwischen beiden ist auch ziemlich fließend. Das Bildungsniveau der Brahmanen und der Kschatriyas ist das gleiche. Die Kschatriyas, nicht die Brahmanen, waren zu Buddhas Zeit die höchste Kaste in Nordostindien. *Buddha* selbst war ein Kschatriya.

schafsbereiche übertragen, mit denen sie ursprünglich nichts zu tun hat. –

Das Wesentliche bei den Kasten ist auf jeden Fall, daß sie nicht nur *abgegrenzt*, sondern streng voneinander *abgesperrt* sind. Die übliche und wirksamste Form dafür sind religiöse Tabuvorstellungen; wenn die Mitglieder der niederen Kaste nicht einmal berührt werden dürfen, besteht keine Möglichkeit für den einzelnen, von der niederen Kaste zur höheren aufzusteigen. Es wäre vielleicht praktisch, im wissenschaftlichen Sprachgebrauch das Hauptgewicht auf die Absperrung selbst zu legen, nicht auf die dazu verwendeten Mittel; das Tabu kommt auch in Verhältnissen vor, die nichts mit der Schichtung zu tun haben (die Amalekiter waren für die Juden tabu), und die strenge Absperrung kann auch durch andere Vorstellungen als das Tabu gesichert sein, zum Beispiel durch Rassenstolz (das Verhältnis der Engländer zu den farbigen Eingeborenen in den Kolonien – im Gegensatz zur freizügigeren Auffassung der Spanier und Franzosen). – Der Ausdruck ‚Kaste' ist dann auch im vorliegenden Buch bei verschiedenen Gelegenheiten in diesem weiteren Sinne angewandt worden. –

Der Ausdruck ‚Stände' wird, abgesehen von der bereits erwähnten Bedeutung, in einem besonderen Sinne als *politische Stände* verwendet. Berufsstände und Ständegesellschaft entsprechen einander ebenso wie politische Stände und Ständestaat. Soziale Schichten jeder Art können politische Stände werden, wenn die politischen Richtungen der Staatsbürger durch ihre Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht bestimmt sind. *Marx* benutzt die Bezeichnung ‚Stand' in dieser Bedeutung[18] und äußert sich deshalb 1863 in einem Brief an *Engels* abfällig über *Lassalle*: ‚Der Bursche nennt z. B. »Stand« die Arbeiterklasse.' – Politische Stände sind also Bevölkerungsschichten, zwischen denen die staatliche Gewalt verteilt ist; ich glaube jedoch nicht, daß man den Begriff ‚politischer Stand' auf die Privilegierten[19] beschränken sollte; bezeichnet man eine bestimmte

[18] Jedoch erst in *„Misère de la philosophie"* 1847. Vorher hatte er selbst, unter *Hegels* Einfluß, die Ausdrücke „Klasse" und „Stand" beliebig verwendet.

[19] *Axel Nielsen* sagt zum Beispiel [in: Grundrids til Forelæsninger over Sociologien (Grundriß der Vorlesungen über die Soziologie), Universität Kopenhagen 1929] über die Bauern im Ständestaat: „Man kann hier nicht eigentlich von einem Stand sprechen ... Privilegien ... gab es nicht, und davon konnte bei der niedrigsten Klasse auch nicht die Rede sein; Stand setzt die Fähigkeit voraus, sich selbst zur Geltung zu bringen, und ein Gemeinschaftsbewußtsein, das sich nicht bei denjenigen entwickeln kann, die im Schatten leben" (loco citato, Seite 104). Die letzte Behauptung erscheint mir unbegründet; der Bauernaufstand

Staatsform als Ständestaat, so ist es schwer verständlich, warum dann die Bezeichnung ‚politischer Stand' nicht auch für die politisch Passiven verwendet werden soll. –

Errichtet man den Begriff ‚sozialer Stand' auf dem Gedanken der Abgrenzung der einzelnen Schichten durch Rechtsinstitutionen, so sind politische Stände nur eine besondere Form dafür und gewissermaßen die äußerste Konsequenz; soziale Schichten besitzen in der Regel unterschiedliche *Macht*, und wenn diese sich als ungleich großer Anteil am Staate legitimiert, wird die Schicht zum politischen Stand.[20] *Oppenheimers* Theorie zufolge ist es sogar so, daß die primäre Schichtung ein politisches Ständewesen im weiteren Sinne darstellt, da die Entstehung der Schichtung und die des Staates zusammenfallen; eine einzelne Schicht gewinnt dann nicht als ein zur Aufrechterhaltung und Legitimierung der überlegenen Stellung einer sozialen Schicht im bestehenden Staate geschaffenes Instrument, sondern der Staat bedeutet vielmehr ursprüngliche Macht über eine andere Schicht.

Die *Feudalstände* sind von diesen Gesichtspunkten aus echte politische Stände – da der Staat in seiner feudalen Verfassung geradezu in privatrechtliche Eigentumsverhältnisse aufgelöst ist oder, richtiger gesagt, das Eigentumsrecht an Immobilien und öffentliches Recht ineinanderfließen. Dieses ist nur ein spezieller Ausdruck dafür, daß der heutige Unterschied zwischen dem Staat und der freien Gesellschaft im Feudal‚staat', dieser am wenigsten widerstandsfähigen Form politischer Einheitsorganisation, fehlt. – Der Feudalstaat scheint übrigens überall aus einem ursprünglichen Eroberstaat hervorgegangen zu sein, in dem die Zentralmacht die Zügel gelockert hat und der anfangs scharfe Gegensatz zwischen Herren und Leibeigenen eine Verzweigung und einen Ausgleich (durch Bildung der früher erwähnten Zwischenstufen) erfahren hat. Man kann es präziser ausdrücken: Wenn der Königsdienst, das Ministerial- und Benefizialwesen einer größeren Anzahl Ein-

zeigte, daß sich ein starkes Gemeinschaftsbewußtsein auf der Schattenseite der Gesellschaft gebildet hatte, und das gleiche wiederholte sich in der modernen Zeit bei der Arbeiterklasse. Eher kann man sagen, daß die begünstigte Stellung unter gewissen Voraussetzungen auf das Zusammengehörigkeitsgefühl zersetzend wirke.

[20] Auch eine „ökonomische Klasse" kann so zum politischen Stand werden. Besitzunterschiede begründen an sich nur Bevölkerungsklassen; wenn aber ungleiche politische Rechte daran geknüpft sind (Timokratie), ist die betreffende Klasse gleichzeitig ein politischer Besitzstand.

geborener Anteil an den Ländereien gegeben hat und wenn ein Teil der Mitglieder des Erobererstammes in Abhängigkeit geraten ist, weil sie ihren Grundbesitz verloren haben oder ihn aufgeben mußten, dann erreicht das Feudalwesen seine höchste Entfaltung. Anteil am Boden und Stammeszugehörigkeit fallen dann nicht mehr zusammen, sondern der Kriegsdienst ist aus ökonomischen Gründen an den Grundbesitz geknüpft, und dieser wird dann zur entscheidenden Grundlage für die soziale Schichtung. *Fahlbeck*, der *Oppenheimers* Eroberungstheorie auch im Hinblick auf das Feudalwesen ablehnt, sagt jedoch[21]: ‚Nicht alle Völker Europas haben dieses Stadium erreicht, aber die meisten und größten. Sämtliche Staaten, die auf den Ruinen des weströmischen Reiches erwuchsen, haben es durchgemacht ... nur das nördliche Europa oder genauer die skandinavische Halbinsel – denn auch in Dänemark wurden die niederen Schichten der Bevölkerung vielfach auf feudale Weise gebunden – entging dem Feudalwesen. Zwar fehlte es auch in Schweden ... nicht an Versuchen, nach deutschem Muster eine feudale Ordnung einzuführen; und wohl siegte die Aristokratie über das Königtum mit der Einführung und Befestigung des Wahlreiches im 14. Jahrhundert. Aber die feudale Auffassung von der öffentlichen Obrigkeit und dem Staate vermochte hier nie durchzudringen; auch gelang es den Großen, trotz guten Willens, nicht, die übrigen Volksklassen unter ihr Joch zu bringen.' – ‚Sämtliche Staaten, die auf den Ruinen des weströmischen Reiches erwuchsen' ... mit Ausnahme der ‚skandinavischen Halbinsel' ... – liegt es da nicht ganz nahe, daß die Entfaltung des Feudalwesens an die politischen Gebilde, die am Ende der Völkerwanderung als Erobererstaaten entstanden, geknüpft ist? Ein solcher Prozeß fand damals in Skandinavien nicht statt; auch nicht in Dänemark, aber hier entstand ein gewisser abgeschwächter Feudalismus als übertragenes Phänomen auf Grund der Lage des Landes. Und *Fahlbeck* könnte hinzufügen, daß der Fall, in dem sich der Versuch zum Feudalismus in Schweden zeigt – Finnland gegenüber bestanden habe" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

28 *Er ermöglicht es, innerhalb des Oberbegriffes „Klasse" (= meine „Schicht") zwischen viel mehr historischen Formen zu unterscheiden als den tradi-*

[21] loco citato, Seite 135 f.

*tionellen drei, deren Ungenauigkeit und Willkür ich hervorhebe (Seite 605 und Seite 627).* – Geiger begründete das in seiner „Sociologi" im Anschluß an seine grundlegende Definition: „Anstatt den Begriff ‚Klasse' im Widerspruch zu seiner im allgemeinen Bewußtsein festgesetzten spezifischen Bedeutung zu verwässern, schlage ich deshalb den Ausdruck *Gesellschaftsschicht* als Oberbegriff vor, während *Klasse* eine Form derselben darstellt, nämlich die von *Marx* hervorgehobene Differenzierung nach den Produktionsverhältnissen" im Abschnitt „Ydre og psykiske Faktorer – Befolkningslag og Samfundslag"* auf Seite 605 f. folgendermaßen: „Der Begriff ‚Gesellschaftsschicht' umfaßt also Klassen, Stände, Kasten und mögliche andere Differenzierungen, für die die Sprache keine besonderen Namen besitzt. Der Ausdruck ‚Klasse' wird jedoch oft in einer weiteren Bedeutung als bei *Marx* verwendet, aber so, daß er einen Gegensatz zu Ständen und Kasten bildet. Diese letzteren werden dann als fest geschlossene Gruppen betrachtet, während man die ‚Klassen' mehr als lose Gebilde ansieht, dem in § 26 beschriebenen Typus ‚Menge' näherstehend, wo die Zusammengehörigkeit auf gemeinsamen Lebensumständen beruht. Es ist eine besondere Frage, ob auch ein prinzipieller Unterschied in der Sozialgeschichte seine Bestätigung findet; auf jeden Fall wird angenommen, daß die Einteilung in Schichten auf äußeren Umständen beruhen *kann*, und auf diese Fälle werden wir uns vorläufig beschränken, da sie ein besonderes Problem darstellen, dessen Untersuchung bereits in § 29 vorbereitet worden ist, nämlich das Verhältnis zwischen den äußeren Faktoren und der psychischen Haltung und Denkweise der Personen.
*Marx* teilt den Gesellschaftsschichten eine aktive Rolle zu und bestimmt sie als Personenkreise, deren äußere Lebensumstände etwa gleichartig sind; die marxistische Gleichung ‚soziales Dasein = soziales Bewußtsein' bildet die Grundlage dafür. *Marx* sieht es als gegeben an, daß Menschen, die unter denselben Verhältnissen leben, sich auf die Dauer solidarisch verhalten. Die Kritiker wenden dagegen ein, daß die großen Volksmassen, die immer wieder die historischen Bewegungen vorangetragen hätten, nach ihren Verhältnissen zu urteilen, aus recht unterschiedlichen Elementen zusammengesetzt gewesen seien. Das subjektive Verhalten und die objektive Stellung, die sich bei *Marx* decken, fallen dann auseinander.

* „Äußere und psychische Faktoren – Bevölkerungsschicht und Gesellschaftsschicht"

a) Terminologisch gesehen, äußert sich dieses in einem Meinungsunterschied darüber, auf welcher Grundlage der Begriff aufgestellt werden müßte, und man erhält dann objektive, subjektive und gemischte Begriffsbildungen (*P. Mombert*). Bestimmt man die Gesellschaftsschichten nach *objektiven* Merkmalen[22], so muß man entweder Materialist sein, um die historisch-dynamische Bedeutung des Begriffes aufrechterhalten zu können, oder sich mit der rein deskriptiven Anwendung des Begriffes begnügen. – Andere meinen, daß die historische Rolle der Gesellschaftsschichten das Wesentliche sei und daß der Begriff darauf eingestellt werden müsse. Die Gesellschaftsschichten seien kollektive Träger sozialgeschichtlicher Bewegungen – man werde aus einer psychischen Einstellung heraus Träger einer Bewegung – diese Einstellung stimme, wie die Erfahrung lehre, nicht zwangsläufig mit entsprechenden äußeren Umständen überein – also müsse eine Gesellschaftsschicht nach *subjektiven* Merkmalen[23] bestimmt werden, und diese können psychologischer (*Ahlberg*) oder noologischer (*Sombart*) Art sein. – Eine dritte Partei erkennt einerseits, daß äußere Umstände und Willensrichtung einander nicht immer entsprechen, will aber andererseits weder das dynamische Gepräge des Begriffes noch dessen objektive Grundlage aufgeben und gelangt auf diese Weise dahin, sowohl dieses wie auch eine entsprechende Haltung als konstituierende Bestandteile eines *gemischten* Klassenbegriffs zu fordern.[24]

---

[22] *A. Schäffle* (*Bau und Leben des socialen Körpers*. 1875–78): „Die Klasse ist wesentlich eine Schichtung nach Unterschieden der Besitzgröße und Besitzart, beziehungsweise nach dem Unterschied von Besitz und Nichtbesitz." *Cyr. van Overbergh* (*La Classe sociale*. 1905): „Soziale Klassen unterscheiden sich im wesentlichen durch Besitz und Nichtbesitz von Produktionsmitteln." – *E. Bernstein*, der revisionistische Vorkämpfer des Sozialismus, definiert (in *Was ist Sozialismus?* 1918): „Was ist eine Klasse? Eine Klasse einer bestimmten, heute also der modernen Gesellschaft sind solche Elemente dieser Gesellschaft, die in der Hauptsache unter gleichmäßigen Lebensbedingungen – Besitz- und Erwerbsverhältnisse – existieren und einen nennenswerten Bruchteil dieser Gesellschaft ausmachen." –

[23] *W. Sombart* (*Sozialismus und soziale Bewegung*. 1919. 7. Auflage): „Unter einer sozialen Klasse verstehe ich diejenige Gesellschaftsgruppe, die ihrer Idee nach ein bestimmtes Wirtschaftssystem vertritt." *Alf Ahlberg* (*Social Psykologi*, dänische Ausgabe 1933): „Was wir hier zunächst betonen wollen, ist, daß die Gesellschaftsklassen *psychologische* – nicht in erster Linie ökonomische Begriffe sind. Es ist also eine gewisse Mentalität, das *Gefühl*, zu einer gewissen Gruppe zu gehören, eine bestimmte charakteristische Art zu denken und zu fühlen, die kennzeichnet, daß man einer bestimmten Gesellschaftsklasse angehört."

[24] Vgl. *G. Schmollers* früher erwähnte Definition, in der gefordert wird, daß die Individuen ein gemeinsames äußeres Merkmal besitzen, sich zusammengehörig fühlen und dieses Gefühl ausdrücken. – *Vlad. Gr. Simkhovitch* (*Marxismus gegen Sozialismus*. 1913): Soziale Klassen sind „Gruppen, welche ähnliche Einnahmequellen haben und sich ähnlicher oder identischer ökonomischer Interessen bewußt sind." – *H. Cunow*, der beste *Marx*-Kenner der revisionistischen Richtung, sagt in *Die Marxsche Klassenkampftheorie*

b) *Kritik.* – Die objektiven Begriffsbildungen haben den Vorteil, daß die Gesellschaftsschichten sich deutlich abgrenzen lassen, aber der Begriff büßt seinen historischen Inhalt ein – es sei denn, man wäre Marxist und ließe das Psychische dem Objektiven ergänzend folgen. – Die subjektiven Begriffe enthalten den historischen Gedanken, hier aber fehlt der wesentliche Bestandteil, daß sozialgeschichtliche Tendenzen auf objektiv abgrenzbare Bevölkerungsteile zurückgeführt werden; wenn man übrigens *Ahlbergs* Begriffsbestimmung mit Aufmerksamkeit liest, wird man entdecken, daß sie auch für die Oxford-Gruppe, die Wikingergesellschaft, die Studentenschaft oder jede andere Gruppe paßt, deren Mitglieder sich affektiv verbunden fühlen. *Sombarts* Definition zufolge müßten die Gildensozialisten oder die Technokraten eine Klasse bilden, wie auch jede politische Partei unter diesen Begriff fallen würde. – Die gemischten Definitionen vereinen die sachliche und die persönliche Seite auf eine logisch unzulässige Weise; man kann einen Begriff nicht zugleich auf zwei verschiedenen Gedankenebenen verankern. Die Konsequenz daraus läßt sich in zwei Fragen ausdrücken: Wo soll man im Schema diejenigen unterbringen, die unter den äußeren Bedingungen der Gesellschaftsschicht leben, sich aber mit der Schicht nicht zusammengehörig fühlen? (Die ‚Nichtklassenbewußten') – Und wozu soll man diejenigen zählen, die sich der Bewegung anschließen, obwohl sie unter anderen Verhältnissen leben? (Überläufer). –

Die vernünftigste Lösung dürfte in einer Terminologie liegen, die die objektive und die subjektive Seite auseinanderhält und die gerade dadurch Raum gibt für heterogene Aussagen über deren Zusammenhang."

Auf Seite 627 seiner „Sociologi" ergänzte Geiger diese Ausführungen in dem Unterpunkt „Samfundsepoker og Former for Lagdeling"** mit einer kurzen kritischen Bemerkung zum Problem der sozialgeschichtlichen Entwicklung von sozialer Schichtung und Kulturstil: „Kasten-, Stände- und Klassengesellschaft oder ähnliche Bezeichnungen sind Ausdruck dafür, daß man sozialgeschichtliche Epochen nach der jeweils *vorherrschenden* Schichtung rechnet.

(*Die Neue Zeit*. 1918/1919): „Die Klasse ist ein Erzeugnis des wirtschaftlichen Entwicklungsprozesses, eine in der jeweiligen Wirtschaftsformation wurzelnde Interessengemeinschaft."

** „Gesellschaftsepochen und Formen der Schichtung"

Diese bildet einen wesentlichen Zug im umfassenden Kultur- und Gesellschaftsstil der Zeit. Der Marxismus betrachtet die Schichtung als Ausdruck der Produktionsverhältnisse und die soziale Schicht als Ursprung des gesamten kulturellen Überbaus. ‚Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, das heißt: die Klasse, welche die herrschende *materielle* Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende *geistige* Macht.' Ohne ein solches Ursachenverhältnis aufzustellen, kann man doch auf jeden Fall historische Gleichzeitigkeiten zwischen bestimmten Kulturformen und Formen der Schichtung feststellen. Wir ordnen den romanischen Baustil der früheren Feudalgesellschaft, die Gotik dem Aufblühen des Patriziats, die Renaissance dem Durchbruch des Kapitalismus zu usw., bis hinab zum Stil der Gründerzeit, den wir mit der Übersättigung des breiteren Bürgertums gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Zusammenhang bringen ...

Stellt man solche Parallelismen auf, so wird deutlich, daß eine Dreiteilung ‚Kasten – Stände – Klassen' nicht die vielen Veränderungen des Kulturstils, die im Laufe der Geschichte geschehen sind, einschließen kann und daß *Fahlbecks* Stufenfolge – klassenloser Zustand – primitive Klassengesellschaft – Ständegesellschaft (Kasten, Feudalstände oder Berufsstände) – und schließlich die moderne Klassengesellschaft – auch nicht ausreichend ist – es sei denn, wesentlich gleiche Reihenfolgen von Schichtungen und Kulturstufen hätten sich in verschiedenen Kulturkreisen wiederholt. *Fahlbeck* vertritt diese Auffassung, und sein Werk bildet, so gesehen, ein historisches Pendant zu *O. Spenglers* kulturgeschichtlicher Zyklentheorie. Das stimmt damit überein, daß er in recht bestimmter Form behauptet, was bereits *U. v. Wilamowitz-Moellendorff* 1897 mit vorsichtigen Wendungen in seinem Akademievortrag angedeutet hatte, daß nämlich die ganze Stufenfolge nur zweimal in der Geschichte durchlaufen worden sei, zuerst von den Kulturvölkern des Altertums und dann vom modernen Europa; aber die Analogie zwischen der sozialen Schichtung des klassischen Altertums und der sozialen Schichtung der Neuzeit scheint mir derjenige Teil in Fahlbecks Buch zu sein, der am meisten zur Kritik herausfordert. Die materielle Grundlage der beiden sozialen Welten ist doch so verschieden, daß gewisse Ähnlichkeiten dort und hier

nur von äußerem Charakter sein können" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

28 *Was bedeutet Davidsohns Satz, „daß eine empirisch-induktive Methode es nicht erlaubt, über das Generelle etwas auszusagen, bevor man das Spezielle genau studiert hat" (zitiert nach Ranulf, Seite 196)?* – Dieser Gedanke wurde sinngemäß von Ranulf der Studie Davidsohns „Om Betingelserne og de naermeste Opgaver for en eksakt Sociologi", København 1923, Seite 33, entnommen.

29 *(...) „Existenz an sich" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 53 wieder.

30 *Ich sehe keinen wesentlichen Unterschied zwischen meiner hier dargelegten Sicht der Begriffsbildung und den von Ranulf (Seite 55) mit Beifall angeführten Gedanken, die Davidsohn an anderer Stelle darüber geäußert hat.* – Davidsohn formulierte sie in seiner Studie „Om Betingelserne og de naermeste Opgaver for en eksakt Sociologi", København 1923, auf Seite 22 f.

31 *(...) „Anläufe" (...).* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 201 wieder.

31 *(...) (neben dem Ethnologen Thurnwald) (...)* – Ranulf schätzte, wie Geiger wohl aus Gesprächen mit ihm wußte, die erkenntnistheoretische Position Richard Thurnwalds (1869 bis 1954), der Ethnologie, Völkerpsychologie und Soziologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin lehrte, und stimmte ihr in seiner Studie „Methods of Sociology. With an essay *Remarks on the Epistemology of Sociology* (ACTA JUTLANDICA. Publications of the University of Aarhus. AARSSRIFT FOR AARHUS UNIVERSITET XXVII, 1. HUMANISTIK SERIE 39)", Aarhus, København 1955,[25] auf Seite 73 vorbehaltlos zu: „On the methodological standpoint of Professor Thurnwald we have no criticism and no comment to offer. His

[25] Das Manuskript ist posthum veröffentlicht worden; geschrieben hatte es Ranulf vermutlich im Jahre 1937 und nicht, wie aus der Bemerkung auf dem Vorsatzblatt der Publikation hervorgeht, im Jahre 1939, zumal es als Manuskript schon der Berufskommission um die ausgeschriebene Professur für Soziologie der Universität Aarhus im März 1938 vorlag. Ranulf übernahm einige der hier entwickelten zentralen Gedanken auch in seinem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære".

attitude is sufficiently characterized by his adherence to the view that ‚das Gesellungsleben der Menschen nicht durch willkürliche, subjektive, apriorische Spekulation und voreilige »Intuition« erfasst werden kann, sondern nur durch ein vorsichtiges Vorgehen. Natürlich genügt dazu auch nicht eine gedankenlose Anhäufung von Tatsachenmaterial. Wir haben beide Extreme zu vermeiden: das spekulative und nur der Klassifikation hingegebene Extrem, und das andere, das in der Anhäufung von Tatsachen allein sein Heil sucht. Beide Verfahrensarten bedürfen vielmehr einer gegenseitigen Befruchtung.'"

31 *Weber hat nämlich das Wort „Idealtypus" von Jellinek übernommen, legt ihm aber eine ganz andere Bedeutung bei. Jellineks Idealtypus ist normativ, ein „Muß", ein Vorbild. Webers Idealtypus hingegen ist logisch-empirischer Art: ein durch Begriffsanalyse gewonnenes* logisches Modell. – Geiger erinnert damit an die vom Heidelberger Staats- und Völkerrechtler Georg Jellinek (1851 bis 1911) in seiner „Allgemeinen Staatslehre" in heuristischer Absicht entwickelte Typenlehre. Jellinek unterschied darin im methodologischen Teil „Einleitende Untersuchungen" den Idealtypus vom empirischen Typus. Während der empirische Typus dazu diente, charakteristische Elemente, das heißt: vor allem des Staates, zu verdichten und deren Beziehungen zu begreifen, zeichnete sich der Idealtypus durch ein normatives Ideal aus: Er „kann einmal in dem Sinne gefaßt werden, daß er das vollkommene Wesen einer Gattung bezeichnet, mag man ihn sich in platonischer Weise als jenseitige Idee vorstellen, die nur unvollkommen in den Individuen zur Erscheinung gelangt, oder ihn sich mit Aristoteles als wirkende, formgebende Kraft denken, welche die einzelnen Exemplare der Gattung ausgestaltet. Es ist der Begriff des idealen Typus, der seit den Tagen der hellenischen Philosophie durch die Scholastik des Mittelalters hindurch bis auf den heutigen Tag das gesamte wissenschaftliche Denken ununterbrochen beschäftigt hat.

Dieser ideale Typus aber hat wesentlich teleologische Bedeutung: es ist das τελος jeglichen Dinges und jeglicher menschlichen Erscheinung, ihn zum Ausdruck zu bringen. Er ist kein Seiendes, sondern ein Seinsollendes. Damit ist er zugleich Wertmaßstab des

Gegebenen. Was ihm entspricht, ist gut und hat das Recht, sich durchzusetzen und dazusein; was ihm nicht entspricht, ist zu verwerfen und zu überwinden.

In der Staatslehre mündet diese Vorstellung vom idealen Typus notwendigerweise in das Streben, den besten Staat zu finden und an ihm die gegebenen staatlichen Institutionen zu messen. Die Geschichte der Staatslehre ist aber nicht zum geringen Teil Geschichte der Versuche, den typischen Staat zu erkennen, bedeutet daher im Grunde die Verwandlung aller Staatslehre in Politik. Was bei Plato ausdrücklich erklärter Zweck aller politischen Spekulation war, das ist verhüllter oder offener noch in vollem Umfange bis in die Staatslehre der Gegenwart hinein zu finden. Alles Forschen nach dem Staatszweck und dem Rechtsgrunde der Staaten, alle naturrechtlichen Deduktionen zur Begründung des fürstlichen Absolutismus und der Volkssouveränität, alle Schilderungen des konstitutionellen Staates auf Grund der Idee von der Gewaltenteilung, alle Theorien vom christlichen, vom nationalen, vom Rechtsstaate, wie sie das 19. Jahrhundert gezeitigt hat, sind im Grunde nichts als Versuche, den idealen Staatstypus in endgültiger Weise festzustellen", in: Georg Jellinek: Allgemeine Staatslehre. Dritte Auflage, sechster Neudruck (die Erstauflage erschien 1900 in Berlin), Darmstadt 1959, Seite 34 f. Der Grund, nach dem Idealtypus zu suchen, lag für Jellinek also im Bedürfnis der menschlichen Natur; er ist Leitmotiv der Politik und damit der praktischen Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Max Weber fand in Jellineks Überlegungen das Modell für sein (Jellineks empirischem Typus ähnelndes und von Jellineks Idealtypus sich abhebendes) Konzept des Idealtypus und entwickelte seinen zentralen methodologischen Vorschlag zur Bildung des Idealtypus im Zusammenhang mit der Abgrenzung der sozialwissenschaftlichen von der naturwissenschaftlichen Methodologie als begrifflich-empirische Konstruktion. „Wir haben", führte er in einer entscheidenden Passage zum „Idealtypus" aus, „in der abstrakten Wirtschaftstheorie ein Beispiel jener Synthesen vor uns, welche man als *‚Ideen'* historischer Erscheinungen zu bezeichnen pflegt. Sie bietet uns ein *Ideal*bild der Vorgänge auf dem Gütermarkt bei tauschwirtschaftlicher Gesellschaftsorganisation, freier

Konkurrenz und streng rationalem Handeln. Dieses Gedankenbild vereinigt bestimmte Beziehungen und Vorgänge des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos *gedachter* Zusammenhänge. Inhaltlich trägt diese Konstruktion den Charakter einer *Utopie* an sich, die durch *gedankliche* Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist. Ihr Verhältnis zu den empirisch gegebenen Tatsachen des Lebens besteht lediglich darin, daß da, wo Zusammenhänge der in jener Konstruktion abstrakt dargestellten Art, also vom ‚Markt' abhängige Vorgänge, in der Wirklichkeit als in irgend einem Grade wirksam *festgestellt* sind oder *vermutet* werden, wir uns die *Eigenart* dieses Zusammenhangs an einem *Idealtypus* pragmatisch *veranschaulichen* und verständlich machen können. Diese Möglichkeit kann, sowohl heuristisch wie für die Darstellung von Wert, ja unentbehrlich sein. Für die *Forschung* will der idealtypische Begriff das Zurechnungsurteil schulen: er *ist* keine ‚Hypothese', aber er will der Hypothesenbildung die Richtung weisen. Er *ist* nicht eine *Darstellung* des Wirklichen, aber er will der Darstellung eindeutige Ausdrucksmittel verleihen. Es ist also die ‚Idee' der *historisch* gegebenen modernen verkehrswirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft, die uns da nach ganz denselben logischen Prinzipien entwickelt wird (...)", in: Max Weber: Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Neue Folge des Archivs für Soziale Gesetzgebung und Statistik, begründet von Heinrich Braun, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé, 19. Band (1904), der Neuen Folge 1. Band, Heft 1, Seite 64 f.

32 *Ich würde es deshalb eher als hypothetisch-deduktiv (Jørgen Jørgensen) denn als axiomatisch bezeichnen.* – Geiger stützt sich hier in seiner Argumentation auf die im Jahre 1942 in Kopenhagen erschienene Abhandlung Jørgen Jørgensens „Indledning til Logikken og Metodelæren"*.

* „Einleitung in die Logik und Methodenlehre"

35 *Ranulf scheint sich dem von Descartes ausgehenden, von Mach und Pearson weiterentwickelten und in der modernen Naturwissenschaft verbreiteten Kausalnihilismus anzuschließen.* – Geiger ordnet Ranulfs Position in eine naturwissenschaftliche Denktradition ein, die der französische Philosoph René Descartes (1596 bis 1650) begründete und die vom österreichischen Physiker und Philosophen Ernst Mach sowie vom englischen Mathematiker und Statistiker Karl Pearson (1857 bis 1936) in ihren Studien weiter differenziert wurde.

36 *Ein Abfall scheint auch in Ranulfs Einwand gegen Neurath zu liegen: „Wenn zwei soziale Phänomene miteinander parallel variieren, kann man daraus* vielleicht *schließen, daß zwischen ihnen ein Ursachenzusammenhang besteht, aber man kann aus dem bloßen Kovariationsverhältnis nichts darüber schließen, welches der zwei Phänomene die Ursache und welches die Wirkung ist" (Seite 136).* – Ranulf stützte sich dabei auf Ausführungen des österreichischen Marxisten und Mitglied des „Wiener Kreises", Otto Neurath (1882 bis 1945), dessen Festhalten an einer apriorischen marxistischen Kausaltheorie in seiner Schrift „Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie (Schriftenreihe zur wissenschaftlichen Weltauffassung. Herausgegeben von Philipp Frank und Moritz Schlick, Band 5)", Wien 1931, Ranulf verwirft.

36 *Man könnte in Anbetracht der angeführten, schätzungsweise ermittelten Korrelation Simiands* précepte de la revue sélective *zufolge darüber spekulieren, welche anderen Faktoren, außer „proletarischen Verhältnissen", möglicherweise im Verdacht stehen, dieselbe Wirkung „sozialistische Ideologie" hervorzurufen.* – Simiand prägte den Begriff „précepte de la revue sélective" und geht auf ihn im gleichnamig betitelten Abschnitt seiner Abhandlung „Le salaire. L'évolution sociale et la monnaie. Essais de théorie expérimentale du salaire – introduction et étude globale –". Tome premier, Paris 1932, Seite 100–105, näher ein.

41 *Ranulf irrt darin, daß ich der* Sozialwissenschaft *ausschließlich die Aufgabe zuschreibe, der politisch-sozialen Technik das Zweck-Mittel-*

*Verhältnis zu erklären (Seite 130). Dies ist nur eine der Aufgaben* sozialwissenschaftlicher Intelligenz. – Was Geiger hier in seinem Streit mit Ranulf nur sehr verkürzt als „Rationalisierung des Daseins" anspricht, hat er in seiner Abhandlung „Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft", Stuttgart 1949, auf Seite 70 ausführlicher an Beispielen erläutert: „Die politische Macht sucht zur möglichst rationellen Durchführung ihrer Absichten den Rat und die Hilfe der Wissenschaft. Eine Regierung wünscht ohne eigentliches Importverbot die Einfuhr gewisser Auslandswaren zu beschränken und fragt den Volkswirtschaftler nach geeigneten Mitteln zur Erreichung dieses Zieles. Die Regierung setzt das Ziel, eine höhere Geburtenquote herbeizuführen, und fragt Bevölkerungstheoretiker oder Soziologen nach entsprechenden Maßnahmen. Die fachwissenschaftliche Intelligenz kann solche Auskünfte ohne Verletzung ihres Berufsgewissens geben. So wie die Fragen gestellt sind, können sie rein wissenschaftlich beantwortet werden. Die Fach-Intelligenz gibt das rationelle Mittel zur Erreichung eines hypothetisch gegebenen und nicht weiter diskutierten Zweckes an. Sie liefert nicht eine ‚wissenschaftliche' Rechtfertigung des Zweckes selbst – es gibt dergleichen gar nicht. Sie spricht sich nicht darüber aus, ob Importbeschränkung oder Begünstigung des Bevölkerungszuwachses wünschenswert oder auch nur verantwortbare politische Ziele seien. Sie übernimmt keine Mitverantwortung für die politischen Zielsetzungen des Machthabers."
Die wichtigste Aufgabe findet die sozialwissenschaftliche Intelligenz aber – neben der Rationalisierung und der Vergeistigung des Daseins – als Kritikerin der Macht; sie beschäftigte Geiger am meisten.

42 *Es steht Ranulf selbstverständlich frei, sich abzuwenden von dem, was ich „Kulturstilforschung nenne" (A. Weber zufolge – ich habe weder die Sache noch den Namen erfunden), weil sie keine Prognosen zuläßt.* – Geiger bezieht sich sicherlich auf Alfred Webers (1868 bis 1958) Beitrag „Kultursoziologie" in dem von Alfred Vierkandt herausgegebenen „Handwörterbuch der Soziologie", Stuttgart 1931, Seite 284–294; in ihm wird zwar nicht der Begriff „Kulturstilforschung" im Geigerschen Wortlaut, wohl aber dem Sinn nach verwendet (Seite 290) und eine Kulturprognose aus der tieferen soziologischen Erkennt-

nis abgelehnt, weil „alles Kulturelle spontane, unvorhersehbare Schöpfung in einem jeweils neuen Lebensstoff ist" (Seite 291).

42 *(...)* „zweckfreies" *(...)* – Im Original deutsch (Th. Geiger: Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar, a. a. O., Seite 57).

43 *(...) „an das Ende ihrer Fahnenstange gekommen zu sein scheint".* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 133 wieder.

43 *Als Kronzeugen führt er Max Weber an (Seite 138).* – Geiger spielt damit auf ein längeres, von Ranulf in seinem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære" wiedergegebenes Zitat aus Webers Aufsatz „Wissenschaft als Beruf" an: „Die wissenschaftliche Arbeit ist eingespannt in den Ablauf des Fortschritts. Auf dem Gebiete der Kunst dagegen gibt es – in diesem Sinne – keinen Fortschritt. ... Jeder von uns dagegen in der Wissenschaft weiß, daß das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja: das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft, dem sie ... unterworfen und hingegeben ist: jede wissenschaftliche ‚Erfüllung' bedeutet neue ‚Fragen' und will ‚überboten' werden und veralten. Damit hat sich jeder abzufinden, der der Wissenschaft dienen will. Wissenschaftliche Arbeiten können gewiß dauernd, als ‚Genußmittel' ihrer künstlerischen Qualität wegen, oder als Mittel der Schulung zur Arbeit, wichtig bleiben. Wissenschaftlich aber überholt zu werden, ist – es sei wiederholt – nicht nur unser aller Schicksal, sondern unser Zweck. Wir können nicht arbeiten, ohne zu hoffen, daß andere weiter kommen werden als wir. Prinzipiell geht dieser Fortschritt in das Unendliche", in: Max Weber „Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre", Tübingen 1922, Seite 534 f.

44 *Darüber findet sich auch ein langer Abschnitt in meiner* Sociologi *(Seite 505–515), der gerade nachweist, daß ich Fortschritt und Objektivität in den Geisteswissenschaften unter gewissen ideologiekritischen Voraussetzungen für möglich halte, worunter die Spezialisierung (Seite 511 f.) fällt, die genau positiv-empirischen Forderungen entspricht.* – Geiger begründete das in diesem Abschnitt unter der Überschrift *„Emancipationens*

*Teknik og Grænser*"* im einzelnen wie folgt: „Die Überwindung der Zirkumspektive erweist sich immer wieder als die Kernfrage. Distanz zu nehmen bedeutet, intellektuell den Kreis, an den man vital gebunden ist, verlassen zu können. Kein Denkender ist imstande, dieses ganz und gar zu tun, und die Möglichkeiten sind für die einzelnen Formen und Themen des Denkens verschieden. Eine Erklärung der Mittel und Wege der Emanzipation erlaubt auch ein Urteil über ihre Grenzen.

a) *Theoretisierung*. – Das Denken ist von der Beeinflussung durch die Realfaktoren in genau dem gleichen Ausmaße befreit, wie es *theoretisch* ist; sein Gegenstand ist dann nicht die Wirklichkeit, was man auch immer darunter verstehen mag, sondern es sind die *theoretischen Möglichkeiten* der Wirklichkeit und das Wirkliche als nur eine unter vielen theoretischen Möglichkeiten. In dem Umfang, wie ich mein intellektuelles *ICH* auf den Gegenstand meines theoretischen Denkens einzustellen vermag, sind sowohl das vitale *Ich* als auch die kollektiven Daseinsweisen vorübergehend in den Hintergrund gedrängt. Ist mein vitales *Ich* zum Schweigen gebracht worden, kann ich in meinem theoretischen Denken, zum Beispiel über demokratische Staatsform, von der vitalen Bedeutung, die der augenblickliche Gegenstand des Denkens als Bestandteil meiner realen Umgebung sonst für mich hat, absehen. Die Demokratie wird dann in meiner Anschauung ein Glied in einer ganzen Reihe theoretischer Möglichkeiten. Man kann an seinem Vital-*Ich* vorbeidenken, ja, man kann gegen sein Vital-*Ich* denken. Der Einwand, der gegen *Mannheims* Lösung (Seite 491 f.) erhoben worden ist, entfällt hier, da er nur auf dem Hintergrund *seiner* Voraussetzung gilt. Nur wenn das Denken dem Gesetz über noetische Seinsverbundenheit folgen würde, wäre es im Grunde vergeblich, intellektuell den Standpunkt eines anderen ‚einzunehmen', weil mein Standpunkt vital *meiner* ist und bleibt, während der Standpunkt des anderen für mich in vitaler Hinsicht gleichgültig ist und bleibt. Wenn ich hingegen von vornherein als theoretisch denkendes Subjekt von der möglichen vitalen Bedeutung des Denkgegenstandes für mich selbst absehen kann, macht es keinen wesentlichen Unterschied, daß es für andere eine vitale Bedeutung besitzt und daß andere, korrelative Gegenstände vitale Bedeutung für andere, aber nicht für mich haben. Sowohl die

* „Technik und Grenzen der Emanzipation"

Realfaktoren, die meine Position bestimmen, als auch die, die das Dasein eines anderen bestimmen, sind von der vitalen Ebene, wo ein Abgrund klafft zwischen Mein und Dein, auf die theoretische Ebene verlagert worden, wo dieser Gegensatz ausgeglichen und bedeutungslos ist. *Theoretisierung beraubt die Realfaktoren ihrer vitalen Bedeutung.*

Das theoretische Denken kann sich deshalb auch von der *zeit*gebundenen Perspektive befreien. Es ist richtig, daß *‚even fighting the old is belonging to it'* (*Lawrence*); während man die Zustände und Werte seines Zeitalters bekämpft, ist man nur *‚a child of his age in rebellion against it'* (*R. Macaulay*). Man kann aber über seine Zeit hinausdenken, sie ignorieren und sich auf einer Ebene bewegen, wo man über die Zeiten erhaben ist. Dieses ist immer wieder die Art der genialen Denker gewesen. Beschäftigt sich das Denken mit theoretischen Möglichkeiten, so ist es nicht einmal auf das faktisch Gegebene als eine potentielle Gegenstandswelt begrenzt.

Nehmen wir zum Beispiel die soziale Schichtung als Gegenstand; man ist dann nicht darauf beschränkt, über die Gesellschaftsschichten in der besonderen Form der Zeit und des Ortes zu denken, sondern vermag alles Schichtungsformen, die jemals in der Sozialgeschichte realisiert worden sind, zu vergleichen und sie generalisierend zu überblicken; man kann sogar, vom Allgemeinbegriff ‚Schichtung überhaupt' ausgehend, theoretische Möglichkeiten der Schichtung ersinnen, die niemals realisiert worden sind, die aber eines Tages vielleicht Wirklichkeit werden können (Gesellschaftsutopien!); man kann endlich noch einen Schritt weiter gehen und ‚Schichtung überhaupt' als eine unter verschiedenen theoretischen Möglichkeiten der ‚Gesellschaftsstruktur' (mit der egalitären Gesellschaft als Gegensatz) betrachten. – Diese Verfahrensweisen haben große Bedeutung für eine systematisch vollständige Typenbildung, deren Schema dann mit einem Inventar der vorgefundenen historischen Formen konfrontiert werden kann.[26]

Es hängt von der *theoretischen Vorstellungskraft* des Denkenden ab, wieweit er sich von seiner faktischen Umgebung, auch als richtungsweisendem Ausgangspunkt für die Theoriebildung, befreien kann – ebenso, wie es von der *intellektuellen Moral* des Denkenden

[26] Dieses Buch enthält ein Beispiel für die Anwendung dieser Methode in §§ 15–18 über die Führung.

abhängt, wieweit er in seinem theoretischen Denken bereit ist, seine Interessen zu verleugnen. –

Alles *pragmatische* Denken ist dagegen mit Ideologie belastet. ‚Pragmatisch' ist hier in einem umfassenderen Sinne verwandt worden als in ‚bestimmt, ein Handeln zu begründen' (*Pareto*); der Ausdruck bedeutet hier ‚alles Denken, das unmittelbar oder mittelbar auf mein vitales Verhältnis (sowohl als handelndes wie auch als nur seiendes Wesen) zur materiellen und ideellen Wirklichkeit zielt'. Nicht unähnlich *Marx'* anspruchsvollem Satz: ‚Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt darauf an, sie zu *verändern*', meint *H. Freyer*: ‚Nur wer gesellschaftlich etwas will, sieht soziologisch etwas.' Mir scheint hingegen, daß ein soziologisches Denken, das dem vorgegebenen sozialen Willensziel des Denkenden folgt, vielleicht zu großartigen politischen Ansichten führen kann – niemals aber zu soziologischer Wahrheitserkenntnis. Damit behaupte ich nicht, daß das theoretische Denken eine höhere Form des Denkens darstelle, sondern nur, daß es eine prinzipiell andere Form als die pragmatische sei. Beide haben ihre Berechtigung und ihre besondere Funktion im Kulturleben. Vom rein theoretischen Denken aus wäre die Menschheit niemals bereit, selbst etwas zur Veränderung ihrer Existenzgrundlage zu tun;[27] aber von einem nur pragmatischen Denken aus würde die Menschheit niemals zu einer erweiterten Wahrheitserkenntnis gelangen. –

Der Unterschied zwischen *Paretos* und der hier geäußerten Auffassung geht prinzipiell tiefer, als es auf den ersten Blick erscheint. *Pareto* knüpft das Ideologische an den *Zweck* des Denkens – die Rechtfertigung der Handlung im Gegensatz zur wissenschaftlichen Interpretation gegebener Verhältnisse. Hier ist man hingegen der Meinung, daß das Ideologische dem *Gegenstand* des Denkens folge – das vital Bedeutsame im Gegensatz zu vital indifferenten Gegenständen – und der *Betrachtungsweise* – Denken über die existentielle Bedeutung des Gegenstandes im Gegensatz zum Gegenstand als einer sachlich-theoretischen Möglichkeit. – Ich kann den Dingen der Natur *gegenüber* Aufstellung *nehmen*, befinde mich aber in einer *ge-*

[27] „Der Mensch ist, als Vitalwesen ganz ohne Zweifel eine Sackgasse der Natur, ihr Ende und ihre höchste Konzentrierung zugleich" (*Scheler*).

*gebenen* Stellung *innerhalb* der menschlichen Welt.[28] Der Gegensatz darf jedoch nicht substantiell aufgefaßt werden, sondern er muß intentional gesehen werden. Der Mensch ist als Naturwesen auch Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung ‚von außen' und in ‚Zuschauerperspektive'. Andererseits stehe ich aber auch innerhalb der Natur und sehe sie in der Zirkumspektive des Beteiligten; dieses gilt nicht allein für die Naturphilosophie, sondern ebenfalls für gewisse empirisch-naturwissenschaftliche Urteile, zum Beispiel für die Einordnung des Menschen in eine Stufe der Reihe Lebewesen, wobei man einen Maßstab für ‚höhere' und ‚niedere' Organisation verwendet. Es ist nicht sehr lange her, seitdem man begonnen hat, die Naturwissenschaft von ihrer anthropozentrischen Auffassung zu säubern, und es ist vielleicht noch nicht ganz gelungen. Es ist ohne prinzipielle Bedeutung, daß die Teilnehmerperspektive hier nicht sozial, sondern ‚kosmisch' ist.

b) Eingeschobene Bemerkungen über *politisches Denken und wissenschaftliche Schlichtung politischen Streits*. – Politisches Denken, im weitesten Sinne als Denken über Gegenstände des Staats- und Gesellschaftslebens aufgefaßt, kann sehr wohl rein theoretisch sein, da man im Denken diese Objekte ihrer vitalen Bedeutung berauben kann; aber gerade in dem Umfange, wie dieses geschieht, wird man in der Regel die Betrachtung als ‚unpolitisch' bezeichnen, während man unter politischem Denken in engerem Sinne pragmatisches Staats- und Gesellschaftsdenken versteht. Die Erreichbarkeit ideologieüberlegener Resultate wäre gerade hier, wo der Meinungsstreit auf der Ebene der Diskussion sich als Machtkampf auf der historischen Bühne fortsetzt, von allergrößter Tragweite. Die Frage, wie politisch-pragmatisches Denken über die babylonische Verwirrung der Ideologien erhoben werden könnte, hat deshalb – gerade von der Zeit an, als *Machiavelli* den Begriff ‚das Politische' entdeckt hatte – die Sinne in Bewegung gesetzt; das Thema war natürlich in Zeiten, wo die politischen Gegensätze sich außerordentlich verschärften,

[28] Nach Abschluß des Manuskriptes fand ich folgenden Satz in *Ad. Stifters* Roman „Der Nachsommer": *„Die Naturwissenschaften sind uns aber viel greifbarer als die Wissenschaften der Menschen, wenn ich ja Natur und Menschen gegenüber stellen soll, weil man die Gegenstände der Natur außer sich hinstellen und betrachten kann, die Gegenstände der Menschheit aber uns durch uns selber verhüllt sind."* – Hier hat man eine genaue Wiedergabe von Aspekt und Zirkumspektive. Am interessantesten ist jedoch die Schlußwendung: „... die Gegenstände der Menschheit aber sind uns durch uns selber verhüllt ..." – Die Ausdrucksweise entspricht buchstäblich der Begriffssprache der Wissenssoziologie im Jahre 1930 – sie ist aber hundert Jahre früher von einem Autor der Idylle verwandt worden ...

sehr akut. Auch *Mannheim* hat das Problem vor dem Hintergrund der heftigen politischen Kämpfe im Nachkriegsdeutschland untersucht; sein Lösungsversuch basiert auf *A. Webers* kultursoziologischer Lehre von der Sonderstellung und der Aufgabe der Intellektuellen in der Gesellschaft. Hier folgt *Mannheims* Gedankengang im Auszug. –

Willensziel und geistige Sicht sind im politischen Denken unlösbar miteinander verknüpft. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß politische Fragen sich wissenschaftlicher Behandlung entziehen. Politisches Wissen und politische Schulung sind zwangsläufig parteigebunden. Es handelt sich für den Politiker nur darum, die erforderlichen technischen Fachkenntnisse zu erwerben, die ihn in den Stand setzen, die Änderungen, die er für wünschenswert erachtet, zu realisieren. Die prinzipielle Frage der Politik – was soll man wünschen und realisieren? – kann nicht den Gegenstand wissenschaftlicher Debatte und Untersuchung bilden. Hier sind sowohl Wunschrichtung als auch die Erkenntnis an die mit dem Platz des Subjektes in der Gesellschaft gegebene Sichtweite geknüpft, und es gibt keine Diskussionsbasis, die über die Parteigegensätze erhaben ist. Dieses ist die Sicht der meisten aktiven Politiker – soweit sie nicht naiv genug sind, zu glauben, selbst im Besitz der einen und reinen Wahrheit zu sein, während sie alle politisch Andersdenkenden als Verirrte oder Querköpfe betrachten. – Man kann hingegen auch eine andere Schlußfolgerung aus den Verhältnissen ziehen:[29] Das Denken aller politischen Richtungen umfaßt die Gesamtheit des Staats- und Gesellschaftslebens, aber jede Richtung sieht diese Gesamtheit in ihrer besonderen Perspektive, die der Situation der Mitglieder in der Gesellschaft entspricht. Die Gesellschaft besteht jedoch nicht nur aus den real gegebenen Verhältnissen, sondern selbst der Kampf zwischen den politischen Richtungen, die auf den gegebenen Verhältnissen basieren, geht als Bestandteil in die politische Realität ein. Verschiedene politische Auffassungen sind, anders ausgedrückt, nicht die Folge subjektiv-willkürlicher Standpunkte, sondern die Realstruktur der Gesellschaft selbst enthält eine begrenzte Anzahl möglicher Standpunkte – und erzwingt auch das Erscheinen dieser Standpunkte in der politischen Diskussion der

[29] Der Kern in *Mannheims* Auffassung (*Ideologie und Utopie*. Seite 115 f.) ist hier in einer präziseren Formulierung wiedergegeben, als er sie selbst seinem Gedankengang gegeben hat.

Zeit. Die zu einer bestimmten Zeit vorgefundenen politischen Richtungen geben, jede für sich, ein partikular[30] lageperspektivisches Bild der gesamten Gesellschaft. Ebenso, wie nun die Realstruktur der ganzen Gesellschaft alle darin gegebenen typischen Realpositionen umfaßt, so muß auch ‚die ganze Wahrheit über die Gesellschaft' alle diese partikularen Sichtweisen umfassen, die diesen Realpositionen entsprechen. Es gilt also nicht, sich zum Richter über die Behauptungen der politischen Richtungen aufzuwerfen und zu entscheiden, welche von ihnen recht habe. Keine hat für sich allein recht, sondern alle haben recht in einem Zusammenspiel ihrer unterschiedlichen Anschauungen. Die Aufgabe besteht also darin, die perspektivischen Planprojektionsbilder in einer stereoskopischen Gesamtschau zu sammeln.

Über die näher bestimmte Art dieser Synthese sagt *Mannheim* etwa folgendes: Sie könnte eine summative Zusammenfügung aller partikularen Anschauungen sein, wenn der Unterschied zwischen diesen nur darauf beruhen würde, daß jede von ihnen einen anderen Ausschnitt, eine andere Seite der ganzen sozialen Wirklichkeit widerspiegele. Es verhält sich jedoch so, daß jede von ihnen ein Bild des Ganzen, aber jede von einem anderen Aspekt aus, wiedergibt. – Die Synthese kann nicht übergeschichtlich und absolut sein, sondern nur historisch-relativ, da die kämpfenden Richtungen und die durch deren Zusammenspiel bestimmte historische Konstellation, je nach dem historischen Zeitpunkt, verschieden sind, und gerade dieser Konstellation soll die Synthese einen Gesamtausdruck verleihen. Die Synthese selbst muß deshalb an die Position der *Zeit* geknüpft sein. Das arrivierte Bürgertum hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts geglaubt, eine solche Synthese in dem Gedanken vom *‚juste milieu'* gefunden zu haben, der in Wirklichkeit das politisch Richtige für die Mittelklasse monopolisierte und so der unbewußte Ausdruck für den Wunsch war, die gerade erreichte

[30] *Mannheim* verwendet das Wort „partikular" in einer ganz anderen Bedeutung, als sie sie in dem Gegensatz „partikulare und totale Ideologie" hat (Seite 439 f.). Dort war die Meinung, daß eine ideologische Auffassung, die ein einzelnes Verhältnis betreffe, einen einzelnen abgrenzbaren und auswechselbaren Bestandteil der übrigen Denkweise des Individuums bilde, während totale Ideologie bedeute, daß die *ganze* Denkweise des Individuums ideologisch gebunden sei. Hier ist „partikular" dagegen in der Bedeutung von einseitig, geknüpft an die besondere Position eines Gesellschaftsteils (einer sozialen Schicht) gemeint. Dieses „partikulare politische Wissen" ist Totalideologie in dem früher erwähnten Sinne. *Mannheim* hat durch diese Doppelbedeutung, die er dem Ausdruck „partikular" gibt, selbst verschuldet, daß weniger aufmerksame Leser ihn mißverstanden haben.

politische Vormachtstellung der bürgerlichen Mittelklasse zu verewigen. Die Mittelklassen halten noch heute eine solche *statische* Synthese,[31] die *Mannheim* ‚Karikatur einer wahren Synthese' nennt, für richtig; in Wirklichkeit galt es vielmehr, eine *dynamische* Synthese zu finden, das heißt: eine Formel, die zu jedem historischen Zeitpunkt die Möglichkeiten für ‚eine progressive Weiterbildung der Geschichte in der Weise fördert, daß in ihr möglichst viel von den akkumulierten Kulturgütern und sozialen Energien erhalten bleibt'.

Die Bildung einer solchen Synthese kann nur von ‚einer nicht eindeutig festgelegten, relativ klassenlosen Schicht, die sozial freischwebend ist', erwartet werden. *Die Intellektuellen* erfüllen diese Bedingung (*A. Weber*). Die Mitglieder der Gesellschaft, die unmittelbar am Produktionsprozeß beteiligt sind, haben ihren von vornherein gegebenen Standpunkt auch im politisch-sozialen Meinungsstreit. Die Intellektuellen dagegen verteilen sich über alle Fronten, weil keine dieser Fronten einer ökonomischen Position entspricht, die ‚den Intellektuellen' als einer Gesellschaftsschicht gemeinsam wäre. Ihre politische Orientierung ist zumindest *auch* geistig bestimmt, während die politische Orientierung der erwerbstätigen Bevölkerung rein wirtschaftlich bestimmt ist. Der Intellektuelle wählt seinen politischen Standpunkt, die anderen erhalten ihren Standpunkt zugeteilt. – Der Intellektuelle nimmt in der politischen Richtung, der er sich angeschlossen hat, in der Regel einen Platz als Außenseiter ein; er ist kritisch, und die anderen verdächtigen ihn zu Recht, in seinem politischen Bekenntnis nicht besonders ‚bibelfest' zu sein. – Die Intellektuellen sind deshalb geeignet und dazu berufen, die ‚dynamische Synthese' vorzunehmen.

Soviel über *A. Webers* und *Mannheims* Lehre. Sie enthält einige richtige Einzelbestandteile, ist aber in ihrer Gesamtheit nicht stichhaltig. Das freiere Verhältnis der Intellektuellen zur Klasseneinteilung der Gesellschaft ist bereits von *K. Kautsky* und *G. Sorel* hervorgehoben worden, aber diese Autoren haben auch erkannt, daß es andere Interessenideologien gibt als die der Klassen: ‚*Les intellectuels ont des intérêts professionnels et non des intérêts de clas-*

[31] Vgl. den Abschnitt über die Mittelklassen in § 34, Seite 649 f.

*se généraux.*'[32] Die Intellektuellen haben, wie jeder andere Gesellschaftsteil, ihre gegebene Position mit den daran geknüpften besonderen Perspektiven. Sie sind zum Beispiel geneigt, dem Geist und seinen Leistungen größere Bedeutung für den Gang der Geschichte beizumessen, als es der Wirklichkeit entspricht. Der Politiker weiß, *‚quantilla prudentia mundus regatur'*, und ein überlegener Politiker wie *Oxenstierna* wagt es sogar offen auszusprechen. Die Intellektuellen wünschen, daß Politik eine Wissenschaft werde – denn dann würden Wissenschaftler Politik machen; sie wünschen, daß politische Entscheidungen nicht einseitig dem Machtanspruch des Kapitals oder der Massen folgen, sondern der theoretischen Ratio; sie wünschen, daß die politische Lebensform Spielraum für die Entfaltung der reinen Geistigkeit gewähre. Der Niederschlag dieser Forderungen und Wünsche ist *Mannheims* Beschreibung der richtigen Synthese. Das gleiche Scheltwort ‚Karikatur einer wahren Synthese', das er für den Gedanken vom *‚juste milieu'* des Erwerbsbürgertums benutzt, trifft auch seine eigene Auffassung. Ist diese überhaupt eine Synthese – oder stellt sie eine partikulare Sicht dar, die den Anspruch erhebt, überlegen zu sein?

Es ist richtig, daß die Intellektuellen im Klassenschema verhältnismäßig ‚freischwebend' sind, das heißt: im Hinblick auf das Produktionsverhältnis. Dadurch besäße die partikulare Sichtweise der Intellektuellen eine gewisse Überlegenheit über den Meinungsstreit der Parteien[33] – wenn die Gegensätze zwischen den Parteien Ausdruck der Klasseneinteilung wären. Dieses trifft jedoch nicht annähernd so zu, wie manche annehmen.[34] Die Gründe für den Widerspruch zwischen beruflicher Schichtung und politischer Frontenverteilung sind teils das beschriebene lose Verhältnis zwischen Realgrundlage, Mentalität und Ideologie, teils die Tatsache, daß Ideen, die nicht nur beschönigender Ausdruck für berufliche Interessen sind, eine bedeutend größere Rolle in der parlamentarischen Parteipolitik spielen, als die Gegner des Parlamentarismus wahrhaben wollen. Die Denkweise der Parteien ist sicher ideologisch, an Positionen geknüpft, aber diese Positionen werden bei weitem nicht nur vom

[32] *G. Sorel: Matériaux d'une théorie du prolétariat.* 1919. Seite 96.

[33] Nicht in der Eigenschaft einer Synthese, sondern in dem Sinne, daß sie auf einer Orientierungsebene läge, die quer durch die heutige klassenmäßige Frontenverteilung verläuft.

[34] Vgl. Seite 181 f.

Produktionsverhältnis bestimmt; und es ist nicht das Produktionsverhältnis allein, das die Wahl des politischen Standpunktes bei der ‚unmittelbar in der Produktion tätigen' Bevölkerung bestimmt. Andere Motive (Herkunft, Tradition, Bildungsstand, religiöse Überzeugung usw.) wirken mit.

Man kann sich vorstellen, daß eine Reihe von partikularen Sichtweisen, von den politischen Parteien der Zeit repräsentiert, den Stoff für verschiedene mögliche Synthesen bilden könnte. Unter diesen sollte diejenige die ‚richtige' sein, die ‚eine progressive Weiterbildung der Geschichte in der Weise fördert, daß in ihr möglichst viel von den akkumulierten Kulturgütern und sozialen Energien erhalten bleibt'. Die Meinungen darüber, welche der erhaltenen Kulturgüter der Zeit man als Güter betrachten sollte und welche man eher als Degenerationszeichen bewerten würde, sind geteilt. Die Entscheidung ist – wie alle Werturteile – zwangsläufig subjektiv. Die erwähnte nähere Bestimmung der ‚richtigen' Synthese ist rein formal. Aber selbst diese nur formalen Ansprüche verraten deutlich eine bestimmte Ideologie. Die Synthese soll dynamisch sein – nicht statisch; darin liegt eine Ablehnung des Konservativismus, ja – verborgen im Hintergrund – eine ganze Geschichtsphilosophie; eine dynamische Synthese setzt voraus, daß das Wesen der Geschichte Bewegung sei. Und eine geschichtsphilosophische Auffassung des Endziels der Geschichte steht auch hinter dem Gedanken einer besonderen Form der Dynamik, die ‚möglichst viel von den akkumulierten Kulturgütern' bewahrt usw.; dieses entspricht nämlich einer fortschrittsgeprägten und evolutionären, entschieden antirevolutionären Geschichtsauffassung. Kurz gesagt: Die historisch-politische Ideologie des bürgerlichen Freisinns ist hier zu ‚der richtigen Synthese' erhoben worden.

*Mannheims* Lösungsvorschlag ist eine modernisierte Wiederholung der politischen Auffassung, die wir bei den Publizisten und Journalisten der französischen Revolutionszeit finden: Die öffentliche Meinung soll die Politik bestimmen; die Diskussion soll die öffentliche Meinung klären; die Intellektuellen sind auf Grund ihrer überlegenen Aufgeklärtheit zu Diskussionsleitern berufen. –

Politisches Denken mit dem Zweck, über das, was politisch richtig oder falsch ist, zu urteilen und politische Beschlüsse zu fassen, ist pragmatisches Denken und kann deshalb nicht von ideologischer

Gebundenheit befreit werden. Ein nichtpragmatisches Denken über politische Themen ist (bis zu einem gewissen Grade) möglich – aber in dem gleichen Umfange, wie es ideologiefrei ist, hat es auch keine *unmittelbare* Bedeutung für politisches Handeln.

Damit ist nicht gesagt, daß ein solches Denken für das politische Handeln wertlos sei. Im Gegenteil – es bildet die Grundlage für eine Kritik der Vernunft am politischen Handeln, auch für die Kritik jedes einzelnen Bürgers der Gesellschaft an den politischen Forderungen und Verfahrensweisen seiner eigenen Partei und Gesellschaftsschicht. Erziehung zu einem solchen kritischen Denken stellt eine wichtige Aufgabe dar; *A. Ahlberg* hat recht: ‚Die bürgerliche Revolution hat nur den Mechanismus der freien bürgerlichen Meinungsäußerung ausgebaut, sie hat aber vergessen, zunächst für eine wirklich freie bürgerliche Meinungsbildung zu sorgen.' – Ein gewisser Grad politischer Kritik – auch Selbstkritik – und ein gewisses Verständnis für die abweichende Denkweise politischer Gegner ist jedem Staatsbürger möglich und müßte als allgemeine Staatsbürgerpflicht betrachtet werden. Aber die Chance, daß sich diese kritische Haltung geltend mache, ist bei den Intellektuellen besonders günstig – und hier kommen wir nun zum Richtigen in *A. Webers* und *Mannheims* Lehre. Soweit politische Sichtweisen im marxistischen Sinne klassenbestimmt sind, nehmen die meisten Intellektuellen von vornherein einen vageren Standpunkt ein als die erwerbstätige Bevölkerung; ihre Stellung im Hinblick auf das Produktionsverhältnis ist relativ indifferent. – In diesem – und *nur* in diesem – Sinne können sie als eine ‚sozial freischwebende' Schicht bezeichnet werden. In anderer Hinsicht sind sie, wie der Rest der Bevölkerung, existentiell gebunden, nur mit einem anderen Vorzeichen; ihre intellektuelle Schulung aber setzt sie in besonderem Grade in den Stand, sich von ihrem vitalen Ich zu distanzieren, und ein geschärftes geistiges Gewissen verpflichtet sie in besonderem Maße dazu, es zu tun. Dieses führt jedoch nur zu einem gradmäßigen, nicht zu einem prinzipiellen Unterschied zwischen den Intellektuellen und der übrigen Bevölkerung; die Intellektuellen sind besser ausgerüstet und deshalb auch zu politischer Selbstkritik besonders verpflichtet – aber die übrigen Staatsbürger sind bei weitem nicht von der gleichen Pflicht entbunden.

Eine prinzipielle Sonderstellung in politischer Hinsicht nimmt nur der sozialwissenschaftlich geschulte Teil der Intelligenz ein, der auf Grund spezieller Sachkenntnis zu besonderen politischen Leistungen imstande und verpflichtet ist, nämlich:

1) Die politischen Machtfaktoren stellen aus nichtrationalen Beweggründen heraus gewisse politisch-praktische Ziele auf. Die sozialwissenschaftliche Intelligenz hat die Aufgabe, die Mittel zu finden, durch welche diese gegebenen Ziele erreicht werden können; sie klärt ferner, welche Folgen gewisse beabsichtigte politische Maßnahmen haben werden. Der Intellektuelle nimmt insoweit eine dienende und beratende Stellung gegenüber der politischen Macht ein.

2) Die sozialwissenschaftliche Intelligenz legt dem Tun und Wirken der politischen Macht gegenüber den Maßstab der Vernunft an; ihre Funktion ist insofern kritisch, denn sie ist das Gewissen der politischen Macht.

Eine eigentliche schöpferische Funktion – in politischer Hinsicht – kommt dem theoretischen Geist nicht zu und bildet deshalb nicht den Inhalt der Aufgabe, die die Intellektuellen[35] als eine geschlossene Gesellschaftsschicht gegenüber der Gesellschaft haben.[36]

c) *Spezialisierung.* – Je spezialisierter das Denken ist, desto ideologiefreier *kann* es sein; nicht weil der Spezialismus zu einer *Vertiefung* des positiven Wissens über eine Sache führt[37] – ‚ein Spezialist ist ein Mensch, der unglaublich viel über ein winziges Gebiet weiß' –, sondern weil ein engbegrenzter Gegenstandskomplex sich sicherer aus den großen Lebenszusammenhängen herauslösen läßt als ein umfassender Bereich. Der Gegensatz läuft vor allem auf den Unterschied zwischen Fachwissenschaft und Weltanschauung hinaus. Die ideologische Gefahr droht, wenn das Denken wechselseitige

[35] Vgl. meine Studie *„Aufgabe und Schicksal der Intellektuellen"*, in *Freie Wissenschaft*, herausgegeben von *E. J. Gumbel*. 1938.

[36] Damit ist natürlich nichts über die Funktion des einzelnen Intellektuellen in seiner Eigenschaft als Politiker gesagt.

[37] Es ist überhaupt nicht von der Überlegenheit des Spezialisten, sondern von der Überlegenheit der Spezialkenntnisse über die Ideologien die Rede. Es gibt dennoch eine besondere Spezialistenideologie, nämlich die Überschätzung der Bedeutung ihrer Spezialgebiete für das Wissen als Ganzes und eine Weltanschauung mit ihrem kleinen Fach als Kern. Aber diese Ideologie erhält keinen Einfluß auf die speziellen Erkenntnisse, die der Wissenschaftler findet, wie ideologisch er auch in dieser Hinsicht sein mag. – *Dumas'* Satz *„Le spécialisme est l'idiotie de notre temps"* ließe sich gut umkehren: „Allgemeinbildung ist die beschönigende Bezeichnung unserer Zeit für Unwissenheit."

Relationen zwischen seinen einzelnen Gegenständen zu knüpfen versucht, und die Gefahr wächst im geometrischen Verhältnis zur Ausdehnung des Relationssystems; man kann sich dann nicht mehr mit Zählen und Messen begnügen, sondern beurteilt und stellt Maßstäbe auf. Jede synthetische Gesamtschau ist zwangsläufig mehr oder minder ideologisch belastet, denn sie ist nicht nur ein Mosaik einzelner Wissensinhalte, sondern sie stellt ein einheitliches System dar. Der Denkende sucht dann von seinem gegebenen Platz aus Orientierung in seiner potentiellen und faktischen Objektwelt; das Denken ordnet die Einzelheiten um das denkende Subjekt herum. – Spezialisierung hat also demgegenüber nicht in erster Linie die übliche Bedeutung, daß der Denkende sich dauernd einem engen Forschungsgebiet widme, sondern daß er sich in jedem Einzelfalle auf einen einzelnen Untersuchungsgegenstand konzentriere und beschränke. Heutzutage, da die Philosophen zu rechnen und zu experimentieren begonnen haben, ist die Welt zweifellos der objektiven Erkenntnis näher gekommen als damals, als die Naturwissenschaftler gern grübelten und sannen.

Je umfassender das Objektfeld für den einzelnen Denkprozeß ist, desto schmaler wird der Gürtel ‚außerhalb' des Feldes, von dem aus ich meine Gebiete von einem Zuschauer*aspekt* her betrachten kann. In der Weltanschauung entfällt der äußere Gürtel völlig; diese Form des Denkens ist wesensmäßig an eine Teilnehmer-Zirkumspektive gebunden; sie ist im besten Sinne pragmatisch, da sie mein Verhältnis zu der Welt, in der ich stehe, intendiert. *Dilthey* sagt, daß die metaphysischen Systeme ‚nur verschiedene Seiten dieser Welt ausdrücken'; Weltanschauungen – und alles Denken, das von einer Weltanschauung beeinflußt ist – haben ihr Stilgepräge, und Denkstilarten sind Möglichkeiten für Richtung und Form der Erkenntnis. Aber in genau dem gleichen Umfange sind die Leistungen des Denkens nicht rational im strengen Sinne, sondern mehr oder minder künstlerisch; insofern ist auch der Maßstab ‚Allgemeingültigkeit' ‚weder dem Beweis noch der Widerlegung zugänglich', wird aber dann – wie in der Kunst und stilbestimmten Kunstwerken gegenüber – durch ein anderes Kriterium ersetzt: ‚Sind sie vollkommen?' –

Spezialkenntnisse können jedoch als Bestandteile in eine Weltanschauung eingehen. Je mehr Spezialkenntnisse vorhanden sind,

desto schwieriger ist es für uns, eine Weltanschauung, die auf der ‚Verarbeitung des gesamten Wissens der Zeit' beruht, zu bilden. Und je mehr Wissen der einzelne beherrscht, desto wahrscheinlicher wird es, daß er überhaupt auf die Bildung einer persönlichen Weltanschauung verzichtet. Die synthetische *Weltanschauung* des einzelnen wird immer mehr durch ein unpersönliches *Weltbild*, das seine Entstehung der sachlichen Zusammenarbeit der Spezialgebiete verdankt, ersetzt. Das Weltbild nähert sich einem Mosaik. Dadurch wird sogar das kosmisch-zirkumspektive Denken in gewissem Umfange durch ein verhältnismäßig ideologiefreies kaleidoskopisches Ganzheitsdenken ersetzt.

Man mag einwenden, daß Spezialisierung in der Bedeutung der Selbstbeschränkung des Denkenden auf konkrete Einzelthemen doch von Einwirkungen, die nicht zur Theorie gehören, gesteuert werde. Die Problemwahl stelle einen Willensakt dar und müsse deshalb von vitalen Kräften mitbestimmt sein. Ein gegebener Platz im Leben öffne den Blick für ein Problem, dessen Lösung vielleicht für die Gesellschaft der Zeit ein *to be or not to be* bedeute. Wir entsinnen uns aber, daß eine gegebene Konstellation der Existenzfaktoren im Hinblick auf das Angehen eines Problems psychisch sowohl anspornend als auch hemmend zu wirken vermag, daß sie jedoch niemals eine Problemstellung noologisch aufzwingen oder unmöglich machen kann. So ist die zuvor erwähnte betriebssoziologische Frage in der Industrie des Spätkapitalismus zwar besonders akut; *Tolstoi*[38] hat sie dennoch in einer ganz anderen sozialgeschichtlichen und wirtschaftspolitischen Konstellation wahrgenommen. – Wenn übrigens ein Problem zu einem Zeitpunkt, an dem es aktuelle Bedeutung gehabt hat, untersucht worden ist, beeinflußt dieses genetische Verhältnis ebensowenig die Allgemeingültigkeit der Resultate, wie die Ausarbeitung einer Methode zur synthetischen Gummiherstellung in der chemischen Technologie ideologisch belastet ist, weil Autarkiebestrebungen den Anstoß gegeben haben. – Die Behandlung des Problems und die Resultate bleiben von der ‚Bedeutungsgenesis' nur abhängig, wenn die Problematik zum Beispiel in der Betriebssoziologie auf das kapitalistische Industrieunternehmen begrenzt ist; aber diese Begrenzung wird durch Theoretisierung überwunden, die das Problem über

[38] Anna Karenina. VII, 3.

den konkreten Bereich (spätkapitalistische Industrie) hinaus, wo es zuerst praktische und aktuelle Bedeutung erhalten hat, erweitert und es auf einer breiteren Basis, die Werkstatt, Güter, staatlichen oder kommunalen Verwaltungsapparat usw. umfaßt, behandelt.

d) Die *Formalisierung*, die *Mannheim* unterstreicht,[39] stimmt in großem Umfange mit der Theoretisierung überein, ja sie ist eine Form dafür. Alle Formalisierung beruht auf einer Abstraktion, bei der die konkreten Daseinsrelationen des untersuchten Gegenstandes in Parenthese gesetzt werden,[40] und dieses führt zu einer Theoretisierung des Denkgegenstandes. Die Folge davon ist nicht nur, daß die auf diese Weise gewonnenen Denkresultate dem Einfluß der Vitalsphäre entzogen sind, sondern daß sie darüber hinaus die Reduktionsgrößen für die sogenannte Umrechnungskontrolle bilden. Die Formalbegriffe ermöglichen erst eine vernünftige Diskussion zwischen Parteien, die unterschiedliche, vital aufgeladene Behauptungen über das gleiche Thema vertreten; nur mit Hilfe von Formalbegriffen kann vermieden werden, daß die Parteien gleich von Anfang an aneinander vorbeireden, das heißt: über verschiedene Seiten oder Ausschnitte des gleichen Wirklichkeitskomplexes sprechen. Die in *materieller Hinsicht entgegengesetzten* Behauptungen müssen zunächst auf eine *gemeinsame formale Grundlage* zurückgeführt werden; danach wird es möglich sein, deutlich hervorzuheben und auszusondern, was sie tatsächlich unterscheidet und trennt.[41]

Es wird behauptet, daß die Formalbegriffe selbst den Gesetzen der Seinsverbundenheit unterlägen;[42] so glaubt man, daß *M. Webers* Typen ‚traditionales' oder ‚zweckrationales' wirtschaftliches Handeln das Gepräge eines historischen Zustandes trügen, wo noch ein Kampf zwischen Tradition und Rationalismus stattfindet. Hier gilt jedoch etwas ganz Ähnliches wie für die Genesis der Problemstellung: Es lag auf Grund der zeitlichen Umstände für *M. Weber* ganz nahe, gerade diese Typen aufzustellen; aber als theoretische Mög-

[39] Artikel *Wissenssoziologie*. Seite 674 ff.

[40] Vgl. das früher genannte Beispiel: Klasse – Gesellschaftsschicht – Schichtung – Sozialstruktur. Hier hat man verschiedene Stufen einer aufsteigenden Formalisierungsleiter.

[41] Ein Beispiel für dieses Verfahren findet man in § 34, dessen Thema „Soziale Schichtung" besondere vitale Bedeutung besitzt.

[42] *Mannheim*. Artikel *Wissenssoziologie*. Seite 675.

lichkeiten besitzen sie dennoch Allgemeingültigkeit. Man darf nur nicht vergessen, daß man auf einer anderen Betrachtungsebene andere, ebenso allgemeingültige Typen aufstellen würde. Die Situation der Konfliktepoche prägt ein ganzes ökonomisch-soziologisches Denksystem nur, wenn der Gegensatz ‚rational – traditionell' als ein Patentschlüssel angewandt wird; in dem Falle haben die Formalbegriffe eine Pragmatisierung mit der historischen Gegenwart als Mittelpunkt einer Zirkumspektive erfahren. Ein solches Vorgehen prägt in der Regel die wissenschaftlichen Leistungen genialer Dilettanten. Da die Anwendung gewisser Formalbegriffe die Folge einer materiell bestimmten Sicht sein oder die materielle Erkenntnis in eine bestimmte Richtung treiben *kann*, erfordert wissenschaftliche Vorsicht, daß man einem Gegenstandskomplex gegenüber verschiedene Formalisierungsprinzipien nebeneinander anwendet und ihre äußersten Konsequenzen vergleicht.

e) *Selbstdiagnose.* – Ein Denken, das innerhalb der hier gezogenen Grenzen bleibt, ist ideologiefrei, aber es wird behauptet (von *Freyer, Mannheim, Müller-Armack* und anderen), daß es unfruchtbar sei, weil es ‚die Wirklichkeit denaturiert'. Man glaubt, daß die Forderung nach Ideologiefreiheit gleichbedeutend sei mit der Begrenzung des Denkens auf die, vital gesehen, indifferenten Seiten der Wirklichkeit. Demgegenüber muß zunächst bemerkt werden, daß der Anspruch durchaus nicht auf die unbedingte Ideologiefreiheit *allen* Denkens als erreichbares Ziel hinausläuft, sondern auf ein Vorwärtsschreiten in Richtung auf die Emanzipation des Denkens als intellektuelle Aufgabe. Die Pflicht kann nur erfüllt werden, wenn man zunächst die Quellen der Ideologiebildung untersucht hat, wenn man danach festgestellt hat, welche Denkresultate als von der Seinsverbundenheit befreit betrachtet werden können und in welchem Umfange sie es vermutlich sind, und wenn man endlich in allem Denken sich bewußt bleibt, mit welchen Denkoperationen man den ideologiegeschützten Bereich überschreitet. Es gibt nur eine unheilbare Ideologie – die Überzeugung des Denkenden, er allein wäre im Besitz der unbedingten Objektivität. *‚Der Weise sucht die Wahrheit, der Tor glaubt, sie zu besitzen'* (*Talmud*).

Wenn der ideologisch bedrohte Gürtel abgegrenzt ist, muß der Denkende durch eine *Selbstdiagnose* vor sich selbst und anderen enthüllen, in welcher Richtung er seine Resultate als ideologisch

irreführend im Verdacht haben muß. Die Selbstdiagnose besteht in einer Bestandsaufnahme und Beschreibung der Vitalfaktoren, die die Stellung des Denkenden im Leben bestimmt; ‚wie können diese Faktoren, jeder für sich, möglicherweise meine Sicht vom Gegenstand der jetzigen Untersuchung psychisch beeinflussen?' Und da die Vitalfaktoren das Denken nicht *unmittelbar*, sondern durch die Mentalität beeinflussen, wird ein ergänzendes Mentalitätsbekenntnis zulässig sein. *Fr. Zeuthen* hat ein Beispiel gegeben, das der Nachahmung wert ist; er schreibt in einer Fußnote zu seinem Artikel über ‚Socialpolitik som Fagomraade'*[43]: ‚Die Diagnose, die der Autor dieses Artikels sich selbst stellt, lautet zum Beispiel: Sympathie für soziale Gleichheit, eine gewisse Vorsicht, akademisches Beamtenmilieu, teilweise aber konträre Reaktion auf das Milieu, dem noch – um die Korrektur des Lesers nicht allzu stark werden zu lassen – vielleicht hinzugefügt werden muß: große Sympathie für Objektivität ...' Die Diagnose könnte noch konkreter sein; persönliche und soziale Einschätzung, die Beschreibung der Realfaktoren und das Mentalitätsbekenntnis könnten gesondert gegeben werden – diese Einzelheiten aber treten in den Hintergrund gegenüber dem Verdienst, daß der Autor überhaupt Rechenschaft über die nichtwissenschaftlichen Voraussetzungen seines Denkens ablegt. *Zeuthen* selbst denkt anscheinend in erster Linie daran, seinen *Lesern* Korrekturgesichtspunkte sich selbst gegenüber zu geben, aber die Selbstdiagnose wirkt wesentlich tiefer; sie ist eine intellektuelle *‚Autopsychoanalyse'*. Indem der Denkende sich selbst über seine Voraussetzungen Rede und Antwort steht, sie analysiert und sie in formulierten Ausdrücken niederlegt, löst er ihre ideologische Wirkung weitgehend auf; *Zeuthens* Warnung an den Leser vor einer ‚allzu starken Korrektur' ist deshalb völlig berechtigt.

Es kann nicht verboten werden, daß das Denken den ideologiefreien Schutzgürtel überschreitet und sich auch mit der Vitalzone beschäftigt. Aber es ist ebenfalls klar und eindeutig, daß eine selbstdiagnostische Standortbestimmung sowohl auf dem Gebiet des politisch-pragmatischen Denkens als auch im Bereich der Weltanschauung die Voraussetzung für eine weitere Begrenzung der

* „Sozialpolitik als Fachgebiet"

[43] Socialt Tidsskrift. 1936.

ideologischen Gefahrenzone schaffen wird" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

44 *Und wie könnte ich den Denkstil in der Wissenschaft als illegitim bezeichnen (Seite 498), wenn ich ihn für unumgänglich hielte?* – „Die Erkenntniskultur einer Epoche", so argumentierte Geiger hier in seiner „Sociologi", „wird niemals vom Stilgepräge der übrigen zeitgenössischen Kultur und von den Realfaktoren, die im Hintergrund wirksam sind, ganz unberührt sein; aber dieses muß man als den Übergriff systemfremder Einflüsse auf das Feld des rationalen Geistes auffassen; sie sind *illegitim im Verhältnis zum Wesen der Ratio.* Der Denkstil stellt eine spezielle Erscheinungsform des Kulturstils dar und fällt deshalb in das Arbeitsgebiet der Kultursoziologie, das keine unmittelbare Verbindung zur Erkenntnistheorie und zur Erkenntniskritik besitzt. Die Erkenntniskritik fragt nach der *Richtigkeit* des Denkens, die Kultursoziologie untersucht die *Richtung* des Denkens (und aller anderen geistigen Tätigkeit)" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

44 *Für meinen ersten und gegen meinen zweiten Satz führt er Herbert Iversen als Zeugen an, dem zufolge vitale Interessen die Wahrheitserkenntnis geradezu begünstigen könnten.* – Ranulf stützte sich in seiner „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 40 in der Fußnote 50 auf die Studien des finnischen Mathematikers Iversen (1887 bis 1973) „To Essays om vor Erkendelse"*, København 1918, Seite 154 ff.

45 *Der erstgenannte Satz kommt in einer ausdrücklich als solcher bezeichneten Würdigung von Mannheims Lehre vor, die von* seinen *eigenen Voraussetzungen ausgeht* (Sociologi, *Seite 488*), *und bezieht sich auf die Seinsverbundenheit in seinem panideologischen („noologischen") Sinne.* – Geiger wählte zu diesem Zweck drei Hauptgesichtspunkte aus Mannheims Lehrgebäude aus, nämlich „1) Das Verhältnis zwischen der Seinsverbundenheit einer Aussage und ihrer Gültigkeit. – 2) Die Bedeutung der Distanzierung. – 3) Die Frage nach der Möglichkeit, zu einer überlegenen Perspektive zu gelangen" (Seite 488) und

* „Zwei Essays über unsere Erkenntnis"

diskutierte diese dann im einzelnen in seiner „Sociologi" auf den Seiten 488–493 (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

45 *Der zweite Satz steht in der Darstellung* meiner *Theorie über die Emanzipationsmöglichkeiten des Denkens* (Sociologi, *Seite 501*) *und behandelt nicht die noologische Seinsverbundenheit (die ich bestreite), sondern die psychologische Bestimmung durch Willensimpulse, die man auch als „Vitalfaktoren" und „Vitalperspektive" bezeichnet.* – Geiger drückte es wörtlich so aus: „In dem Ausmaße, wie der Mensch sich selbst theoretisches Denken als Aufgabe stellt, muß er es auch als seine Pflicht anerkennen, den Verstandeskompaß so weit wie irgend möglich vor den störenden Magnetströmen des Vitalen und Emotionalen zu schützen. Leistungswissen (*Scheler*) ist etwas Besonderes; hier begibt sich das Denken selbst in den Dienst des vorgegebenen praktischen Ziels des Willens. Aber die Behauptung: ‚Nicht Erkennen und Wollen sondern Wollen im Erkennen selbst erschließt in bestimmten Gebieten allein die qualitative Fülle der Welt'[44] gilt nicht für theoretisches Denken; hier führt ‚der Wille in der Erkenntnis' zu einer Irreführung und Verzerrung. Das Denken ist in genau dem gleichen Umfange *wissenschaftlich*, wie es von den Impulsen des Willenslebens befreit ist und Erkenntnisse um ihrer selbst willen erstrebt, selbst wenn die Wahrheit vielleicht beunruhigend ist und mit dem Verlust eines vitalen Halts droht (Lebenslüge). Wissenschaftlichkeit bedeutet Askese – auch in dieser Richtung" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

45 *Der Schlüssel liegt im Unterschied zwischen der Faktizitäts- und Meinungsgenesis einer Aussage* (Sociologi, *Seite 494 f.*). – Geiger führte dazu erläuternd aus: „Die Wissenssoziologie räumt ein, daß die Naturwissenschaften in weit geringerem Grade als die Geisteswissenschaften der konstitutiven Seinsverbundenheit unterliegen. Hier kann man tatsächlich von geradlinigem Fortschritt der Erkenntnis sprechen; die genetische Bedeutung der Realfaktoren ist hier im wesentlichen auf *Faktizitätsgenesis* beschränkt, das heißt: die Realfaktoren geben hier nur den Anstoß zu einer neuen Erkenntnis.[45] Neben der Faktizitätsgenesis gibt es ei-

[44] *Mannheim*. Artikel *Wissenssoziologie*. Seite 672.
[45] *Mannheim*. Artikel *Wissenssoziologie*. Seite 662.

ne Meinungs- oder *Intentionsgenesis* (*Sinngenesis*) im Hinblick auf Themen, die eine unmittelbare Botschaft an den Menschen enthalten. Neue Realfaktoren fördern hier nicht nur den Erkenntnisprozeß, sondern gehen selbst als intentionale Bestandteile in die Erkenntnis ein. Die dementsprechende Geschichte der Wissenszweige ist deshalb kein geradliniger Vormarsch, sondern eine jede Epoche ‚und darin verschiedene mögliche Betrachtungsweisen haben die Eigenart, daß sie weitgehend von Grund aus neu ansetzen und in einer neuen Aspektstruktur »dieselbe« Gegenständlichkeit erfassen' (*Mannheim*). Diese Wissenszweige bilden den eigentlichen Wirkungsbereich der Seinsverbundenheit. Der Denkstil, die unterschiedliche geistige Verarbeitung des gleichen Denkstoffes, wird deshalb als Folge und als Beweis der Seinsverbundenheit des Denkens betrachtet" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

46 *Ich hebe zum Beispiel ausdrücklich hervor, daß die Übereinstimmung einer Behauptung mit einem dafür bestehenden Interesse kein Beweis dafür ist, daß sie der Behauptung* geschuldet *oder eine Folge des Interesses ist* (*Seite 441*). – Geiger zog diesen Schluß in seiner „Sociologi" aus folgendem Beispiel: „Die Industriearbeiter, jedenfalls die meisten von ihnen, sind der Auffassung, daß der Lohnanteil des Arbeiters am Warenpreis und folglich sein Konsumentenanteil am gesamten Sozialprodukt größer sein müßte. Die Behauptung stützt sich auf den Satz, daß die Arbeit die eigentliche Quelle aller ökonomischen Werte sei. Der Unternehmer hebt dagegen seinen Einsatz in der Produktion hervor, sieht in dem Unternehmergewinn die ihm zustehende Prämie für das Unternehmensrisiko, bezeichnet den Gewinn als unentbehrlich für die Kapitalbildung und unterstreicht dessen anspornende Funktion als Triebfeder des wirtschaftlichen Fortschritts. Es ist hier gleichgültig, welcher Gedankengang – ob überhaupt einer von ihnen – der richtige ist; sie stehen auf jeden Fall beide in Übereinstimmung mit den Interessen der Parteien. Man *kann* sie als interessegeleitete Verzerrungen auffassen; man kann aber auch sagen, daß sie verschiedenen Perspektiven entsprechen. Der Arbeiter sieht den Anteil der Arbeit, der Unternehmer aber sieht den Beitrag des Kapitals und des Unternehmergeistes zur Produktion aus größerer Nähe, und insofern lassen

sich die Behauptungen als Folge positionsbedingter Verschiebungen der Perspektive erklären. Die Übereinstimmung eines Urteils mit den wirtschaftlichen Interessen des Urteilenden ist kein Beweis dafür, daß das Urteil dem Interesse *entspringt* – nach dem Muster: *post hoc, ergo prompter hoc* –" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

## V. Verifikation

48 *Simiand und Ranulf verbannen das Einschmuggeln von* affirmations *ou* présomptions *aus wissenschaftlichen Gedankengängen.* – Simiand, der diese methodische Überlegung vortrug und die Ranulf vorbehaltlos übernahm, verwandte die Begriffe im Vorwort seiner Abhandlung „Le salaire. L'évolution sociale et la monnaie. Essais de théorie expérimentale du salaire – introduction et étude globale –". Tome premier, Paris 1932, Seite X f., in folgendem Zusammenhang: „Notamment: *a*) on ne fera pas état ici de tous ces prétendus faits, même dits d'observation générale, qui, formulations sans date ni localisation précises, sans référence explicite et sans contrôle possible, sont *affirmations* ou *présomptions*, mais non pas constatations (...)."

48 *Ranulf weist auf Durkheims von Bayet aufgedeckte Verstöße hin (Seite 43) (...)* – Ranulf hielt, gestützt auf die Studie des französischen Soziologen Albert Bayet (1880 bis 1961) „La science des faits moraux" (Paris 1925), Durkheim vor allem eine unzureichende methodologische Diskussion in seiner Dissertation „De la division du travail de social" (1893) vor. „Durkheim's insistence on inductive verification in sociology", so hob Ranulf an anderer Stelle kritisch hervor, „gives rise to the following problems: 1) the collection of knowledge about social facts, 2) the formulation of such knowledge, as far as possible, in numerical or quasi-numerical terms, 3) the establishment of correlations between the variations in quantity or intensity thus expressed, and 4) the interpretation of the correlations established", in: Svend Ranulf: Methods of Sociology. With an essay *Remarks on the Epistemology of Sociology* (ACTA JUTLANDICA. Publications of the University of Aarhus. AARSSRIFT FOR AARHUS

UNIVERSITET XXVII, 1. HUMANISTIK SERIE 39), Aarhus, København 1955, Seite 20.

48 *(...) beklagt sich über Paretos mangelhafte Verifikation (Seite 83 f.) (...)* – Vilfredo Pareto (1848 bis 1923) untersuchte die für das gesellschaftliche Leben so bedeutsam von ihm angesehenen „nichtlogischen" (irrationalen) Handlungen in seinem Hauptwerk „Trattato di sociologia generale" (Florenz 1916) auf der Grundlage einer dort entwickelten hermeneutischen Methode als den zentralen Gegenstandsbereich.

48 *(...) und führt berechtigte Einsprüche gegen Neuraths unbewiesene Kausalbehauptungen an (Seite 135 f.).* – Diese richtete Ranulf vor allem gegen Neuraths vorgetragene Gedanken in seiner Schrift „Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie (Schriftenreihe zur wissenschaftlichen Weltauffassung. Herausgegeben von Philipp Frank und Moritz Schlick, Band 5)", Wien 1931, in der Neurath die These aufstellt, daß nur akademisch geschulte sozialistische Soziologen den Charakter der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur auf der Grundlage einer quantifizierenden statistischen Analyse untersuchen können. „Scientific sociology is, in Neurath's opinion, identical with Marxism. Marxians differ from other sociologists by knowing in advance what is cause and what is effect in social developments. Given a correlation between religion and social structure, it is only a bourgeois like Max Weber who could suppose religion to be the independent variable; a Marxian knows that religious change can only be an effect, and not a cause, of social developments. It would, according to Neurath, be possible to write an economic history without reference to other aspects of social life, but it would not be possible in the same way to write an autonomous history of religion, of art, of mathematics, etc. How does Neurath know this? There are, in many cases, no scientific means of deciding which of two correlated phenomena is cause and which is effect, or, in other words, whether Max Weber or the Marxians are right. It follows that Marxism, as defined by Neurath, is not identical with empirical sociology, but rather an unwarrantable addition to, or an arbitrary interpretation of, the

results that may have been empirically established", in: Svend Ranulf: Methods of Sociology. With an essay *Remarks on the Epistemology of Sociology* (ACTA JUTLANDICA. Publications of the University of Aarhus. AARSSRIFT FOR AARHUS UNIVERSITET XXVII, 1. HUMANISTIK SERIE 39), Aarhus, København 1955, Seite 72.

49 *An einer Stelle in meiner* Masse, *wo ich gewisse vermeintliche Attitüden bei jeweils einem deklassierten Adligen und Parvenu anführe (...)* – Geiger führte dazu in seiner Studie „Die Masse und ihre Aktion. Ein Beitrag zur Soziologie der Revolutionen" (Stuttgart 1926) auf Seite 72 in der Fußnote 1 folgendes aus: „Ein Beispiel dafür, daß dem Proletariat als Schicht der Gruppencharakter fehlt, ist uns gegeben im Verhalten des aus seiner Klasse ausgeschiedenen Proletariers. Der deklassierte Bürger oder Adlige behält Zeit seines Lebens gewisse Haltungen und Verhaltensweisen bei, die ihm als ehemaligem Glied der Gruppe anhaften, welcher er lange Zeit angehört hat. Er ist von seiner Gruppe geprägt. Der Parvenu aus der proletarischen Schicht zeigt in seiner Haltung zwei hervorragende Eigentümlichkeiten: schlechtes Benehmen und eine seltsam anmutende Härte gegen die früheren Klassengenossen."

49 *(...) „vielleicht keinen Grund, zu bestreiten, daß dies im allgemeinen richtig sein kann".* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 17 wieder.

49 *Vor mir liegt Ranulfs* Moral Indignation *(...)* – Gemeint ist mit dieser verkürzenden Titelwiedergabe Ranulfs Buch „Moral Indignation and Middle-Class Psychology. A Sociological Study", København 1938.

50 *Ich erinnere mich, vor etwa 15 Jahren eine Untersuchung darüber gelesen zu haben, wie viele unterschiedliche „Funktionen" die Lehrer an den verschiedenen Schularten ausüben und nach wie vielen besonderen „Eigenschaften" die Erfüllung dieser Funktionen verlangt.* – Geiger dachte zweifellos an die Studie Rudolf Lochners (1895 bis 1981) „Deskriptive Pädagogik. Umrisse einer Darstellung der Tatsachen

und Gesetze der Erziehung vom soziologischen Standpunkt" (Reichenberg 1927), in der dieser die vielfältigen Funktionen im „§ 26. Individuelle Subjekttypen" (Seite 155–165) beschrieben hatte, wovon allein schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis auf Seite VII beredtes Zeugnis ablegte: „1. Die Methoden der Typenaufstellung; die sechs Kategorien Sprangers und seiner Schule: a) Der soziale, b) der politische, c) der ökonomische, d) der theoretische, e) der ästhetische, f) der religiöse Erziehertyp. – 2. Soziologische Typen: a) Der Erzieher als Führer; b) der Erzieher als Vermittler; c) der Erzieher als Freund. – 3. Formen des praktischen Lebens: a) Der natürliche Erzieher; b) der vormundschaftliche Erzieher; c) der Berufserzieher; d) der Lehrer; Versuche zur Lehrerpsychologie, Lehrertypen."

50 *Es ist eine dogmatische Übertreibung und schlicht falsch, wenn Simiand den Wert nicht vollständig verifizierter Theorien und Hypothesen als* exactement nulle *(zitiert nach Ranulf, Seite 83) bezeichnet.* – Geiger beruft sich hier auf eine entsprechende Referenz in Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære", der in ihr als Beleg auf Simiands Abhandlung „Le salaire. L'évolution sociale et la monnaie. Essais de théorie expérimentale du salaire – introduction et étude globale –". Tome premier, Paris 1932, Seite 9, verwiesen hatte.

52 *Ich bin nicht besonders stolz auf das, was ich vor 20 Jahren in jugendlichem Leichtsinn über Straßenaufläufe geäußert habe, und Ranulf rügt hier mit Recht meine voreiligen Schlußfolgerungen.* – Geiger spielte hier auf die in seiner Studie „Die Masse und ihre Aktion. Ein Beitrag zur Soziologie der Revolutionen" (Stuttgart 1926) geäußerten Überlegungen im 3. Kapitel „Die Menschenvielheiten und ihre soziologische Struktur" (Seite 12–37) an, insbesondere wohl auf die von ihm auf Seite 18 geschilderten Beispiele und die daraus gezogenen Konsequenzen.

52 *Er selber faßt ihn als einen Gegensatz zur Psychologie auf, nämlich eben als: Behaviorismus, das heißt: er befaßt sich mit dem äußeren Verhalten und sagt überhaupt nichts darüber aus, was „innen vor sich geht" (vgl. J. B. Watson:* Behaviorism, *I. Kapitel).* – Watson (1878

bis 1958) begründete das zugespitzt in der ersten Lektion „WHAT IS BEHAVIORIM? The Old and New Psychology Contrasted", in: John B. Watson: BEHAVIORISM, New York 1924, Seite 3–18.

53 *Es ist wohl kein Zufall, daß Ranulfs Kapitel über „Psychologie und Soziologie" vom Umfang (...) her (...)* – nur 7 ½ Seiten umfaßt.

53 f. *„Exakte" Studien über moralische Bewertungen der Menschen sind ein ausgezeichnetes Beispiel, worüber ich schon früher skeptische Bemerkungen gemacht habe (Nationaløkonomisk Tidsskrift, 1943, Seite 281 ff.).* – Gemeint ist damit Geigers Aufsatz „Om Erhvervsetik", der in der „Nationaløkonomisk Tidsskrift for Samfundsspørgsmål, Økonomi og Handel", Band LXXXI, Heft 2, København 1943, Seite 273–291, abgedruckt ist.

54 *In meinen früheren Reklamestudien habe ich amerikanische Enquêten über den professionellen Moralstandard von Geschäftsleuten ausgewertet. Die Befragten sollten gewisse, im Fragebogen kurz beschriebene Formen des Geschäftsverhaltens moralisch beurteilen. Das Resultat: Ein vernichtendes Mehrheitsvotum gegen eine Praktik, die ganz offensichtlich von der Mehrheit nicht verurteilt wurde.* – Geiger resümiert damit ein Ergebnis seiner Studie „Kritik af Reklamen"* (København 1943) im Abschnitt „Ærlig Handel og sanddru Reklame"**, in dem es auf Seite 120 heißt: „Das Geschäftsleben hat seinen eigenen Moralkodex, dessen Forderungen entschieden weniger streng sind als diejenigen, die auch die Geschäftsleute selbst in ihrem Privatleben anerkennen. Zu persönlichen Bekannten sagen sie oft etwas anderes über ihre Ware als zu jenen, die sie nur als Käufer kennen. ‚Der Reklamist bringt in seiner Reklame oft Behauptungen und Beteuerungen vor, deren er sich bei Überlegung außerhalb der Atmosphäre des Wettbewerbs schämen würde' (...)" (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

55 *Er [Ranulf] schließt sich Lundbergs Zurückweisung der an den Intelligenztests geäußerten Zweifel an, ob es wirklich Intelligenz ist, die hier gemessen wird (...)* – und verweist in der entsprechenden Fußnote

* „Kritische Betrachtungen zur Reklame"
** „Ehrlicher Handel und wahrhaftige Reklame"

auf die Studie des amerikanischen Soziologen George A. Lundberg (1895 bis 1966) „Foundations of Sociology", New York 1939, Seite 59 ff.

## VI. Deutschtümelei und unzulässige Generalisierung

60 *(...) es ist unter den elf Kapiteln eines von vieren in seinem Buch, in denen mein Name gar nicht erwähnt wird.* – Die elf Kapitel überschrieb Ranulf mit: I. Empirische Daten (Seite 7–43); II. Begriffsbildung (Seite 43–74); III. Kausalität (Seite 74–130); IV. Kulturstilforschung (Seite 130–141); V. Nationalcharakter (Seite 141–153); VI. Psychologie und Soziologie (Seite 154–161); VII. Der Lügner (Seite 161–164); VIII. Die axiomatische Methode (Seite 164–201); IX. Aristoteles und Galilei (Seite 202–214); X. Propaganda (Seite 214–240); XI. Negativistische Philosophie (Seite 241–260). In ihnen wurde Geiger in fünf, und zwar im V., VI., VII., IX. und XI. Kapitel, und nicht, wie er wohl irrtümlich schrieb, in vier Kapiteln nicht erwähnt.

60 *Ranulf hätte gerechterweise darauf aufmerksam machen können, daß der Volkscharaktermystizismus keine spezifisch deutsche Erfindung ist. Die Nazis hatten gute Vorbilder in Frankreich. Er hätte in unserer unmittelbaren Nachbarschaft auf Herbert Tingstens vorzügliche Kritik des Phänomens hinweisen können* (Idékritik*, *1941, Seite 95–127*). – Dieser hatte im Kapitel „Nationell Självprövning"** seiner Studien zur „Idékritik" (Stockholm 1941) darauf aufmerksam gemacht, daß Analysen des Nationalcharakters in unterschiedlichen Ländern zu annähernd gleichen Resultaten führten und Anhaltspunkte für eine harsche Kritik dieses Phänomens böten.

60 *Ranulf hätte endlich als einen mildernden Umstand für mich anführen können, daß ich in diesem Streit an seiner Seite stehe, insbesondere, was die rassenbedingte nationale Eigenart betrifft. Das geht aus meiner* Sociologi *auf den Seiten 455, 468, 472 und ganz besonders auf Seite 495 hervor, wo ich Troels-Lunds charakterologischen Beweis für Kopernikus' Polentum angreife.* – Geiger wandte sich in seiner „Sociologi" zunächst gegen

---

* „Ideenkritik"

** „Nationale Selbstprüfung"

die Auffassung des dänischen Historikers Troels-Lund (1840 bis 1921), man könne von vornherein wissen, „welche Faktoren die unterschiedliche Denkweise der Nationen bestimmen und in welchem Stärkeverhältnis sie es tun" (Seite 455), machte dann darauf aufmerksam, daß die „Kulturmentalität (...) in großem Ausmaße historischer und sekundärer Art" sei und demzufolge die „rassen- und stammesmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung (...) viel von ihrer Bedeutung" (Seite 468) einbüße, fragte sodann: „Aber wird die Skepsis hier nicht zu weit getrieben? Jeder rechnet doch mit dem typischen Denken gewisser Kreise, mit dem Geist der Zeit, der Denkweise kleiner Leute, der Beamtenseele, dem englischen Nationalcharakter und ähnliches. Die Praxis in Politik, Reklame usw. lehrt, daß man sich zu Recht auf solche typischen Formen des Denkens verläßt. Eine wissenschaftliche Analyse wird im übrigen genau nachweisen können, wieviel Realität sich hinter der allgemein verbreiteten Annahme eines zeit-, gruppen- oder klassenbedingten Denkens verbirgt" (Seite 471 f.) und gelangte zu dem Schluß, daß man nur allzu oft „den Eindruck einer gezwungen wirkenden, nicht überzeugenden Auslegung" (Seite 495) erhielte, wie die Formulierungen Troels-Lunds über Kopernikus und Geigers Einwand Troels-Lund gegenüber beispielhaft zeigten: „‚In seinem Werk und dessen Entstehungsweise kommen nicht nur die besten polnischen Eigentümlichkeiten zum Vorschein, sondern es werden die volkstümlichen Mängel durch seine eigenen persönlichen Züge ausgeglichen. Es gehörte das ganze feurige Temperament und der rücksichtslose Freiheitsdrang eines Polen dazu, um – von so unvollkommenen astronomischen Voraussetzungen aus, wie Kopernikus sie doch besaß – den Mut zu haben, mit all dem Bestehenden und gemeinsam Angenommenen zu brechen. Es lag die Zähigkeit eines schwer geprüften, geduldigen Volkes hinter der schweigsamen Ruhe, mit der er ein Leben lang seine Jugendidee hegte und sie im Herzen trug, bis er sie schließlich als Greis wie einen Kampfruf hinausschleuderte.' (*Nye Tanker i det 16de Aarhundrede*[***]. 1909, Seite 102). *Kopernikus'* Leistung zeugt weder von Deutschtum noch von Polentum, sondern vom unersättlichen Drang des astronomischen Genies nach neuer Wahrheitserkenntnis" (Seite 495, Fußnote 108) (Deutsch von Elisabeth Bergunde).

[***] „Neue Gedanken im 16. Jahrhundert"

60 *(...) „denkt sich die Sache so" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" auf Seite 10 wieder.

61 *Da er hier auf Urteile zurückkommt, die er schon vor sieben Jahren in seinem schmalen Buch über* Videnskabens Stilling i moderne Stater *von 1939 gefällt hat, ist es höchste Zeit, sich mit dieser älteren Arbeit zu beschäftigen, insbesondere mit dem Kapitel über die Wissenschaft in der Weimarer Republik.* – Ranulf überschrieb das III. Kapitel seines Buches mit „De tyske Universiteter under Weimar-Republiken"* (Seite 51–62).

61 *Das angesprochene III. Kapitel in der* Videnskabens Stilling *beruht auf einigen Beiträgen zur deutschen universitätspolitischen Debatte (...)* – nämlich den Schriften des Psychologen, Philosophen und Pädagogen Eduard Spranger (1882 bis 1963) „Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren" (Leipzig 1913), des Philosophen Karl Jaspers (1883 bis 1967) „Die Idee der Universität" (Berlin 1923), des ehemaligen preußischen Kultusministers Carl Heinrich Becker (1876 bis 1933) „Vom Wesen der deutschen Universität" (Leipzig 1925), des Staatswissenschaftlers Ludwig Bernhard (1875 bis 1935) „Akademische Selbstverwaltung in Frankreich und Deutschland" (Berlin 1930) und des Romanisten Ernst Robert Curtius (1886 bis 1956) „Deutscher Geist in Gefahr" (Stuttgart, Berlin 1930).

61 *(...) und auf zwei amerikanischen Verfassern (...)* – und zwar den Studien der amerikanischen Soziologen Edward Yarnall Hartshorne (1912 bis 1946) „The German Universities and National Socialism" (London 1937) und Abraham Flexner (1866 bis 1959) „Universities. American, English, German" (New York, London, Toronto 1930).

62 *(...) ‚Wesensschau' (...)* – Im Original deutsch (Th. Geiger: Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar, a. a. O., Seite 87).

63 *(...) „zu gewissen Zeiten" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 53 wieder.

* „Die deutschen Universitäten in der Weimarer Republik"

63 *Die „gewissen Zeiten", auf die Flexner anspielt, waren übrigens die Inflationszeit, die für alle Festbesoldeten hart war.* – Die wirtschaftliche Misere (Kriegsschulden, Reparationszahlungen und umfangreiche Unterstützungszahlungen an das von Frankreich besetzte Ruhrgebiet) sowie die Versuche der Regierung, ihr mit immer höheren Krediten der Reichsbank und durch immer häufigere Betätigung der Notenpresse (Geldvermehrung) zwischen 1919 und 1924 Herr zu werden, belasteten den Haushalt der Republik besonders schwer im Jahre 1923 und sorgte infolge steigender Massenarbeitslosigkeit und ins Bodenlose fallender Löhne und Gehälter für einen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft; dieser wirtschaftliche Niedergang ruinierte zahlreiche Rentiers und ein Großteil des Mittelstands und des Kleinbürgertums.

63 *Ranulf führt im weiteren, teils von Flexner, teils vom Nazi Mannhardt übernommen, an, daß die Universitäten Paukanstalten ohne Niveau waren, langweilig und verschult, so daß die Studenten zum großen Teil nie ein Gefühl für Forschung bekamen und anderes der Art mehr.* – Ranulf entnahm diese Charakterisierungen den Büchern Abraham Flexners „Universities. American, English, German" (New York, London, Toronto 1930) und Johann Wilhelm Mannhardts (1883 bis 1969) „Hochschulrevolution" (Hamburg 1933), der an der Philipps-Universität Marburg Politikwissenschaft und Soziologie lehrte.

65 *Einer davon war wahrscheinlich die Berufung des später in New York verstorbenen Emil Lederer nach Berlin – bestimmt keine Herabsetzung des Universitätsniveaus.* – Lederer (1882 bis 1939) arbeitete als Soziologe über die Funktion der Intellektuellen als Träger revolutionärer Ideen und Ideologien für die Massen sowie über Analysen zur sozialen Schichtung, die insbesondere die Umstrukturierung des Proletariats und des gewerblichen Bürgertums zum neuen Mittelstand (Angestellte) behandelten – alles Themen, die Geiger ebenfalls außerordentlich beschäftigten.

65 *(...) „Eingriffe in die akademische Freiheit" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 71 wieder.

66 *In Deutschland war man in der ersten Zeit der (...) Deflation sogar zu großer Sparsamkeit gezwungen.* – Sie war Folge der Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre, die in der Weimarer Republik mit Lohn- und Gehaltskürzungen, Preiseinbrüchen und mit einem starken Anstieg der Massenarbeitslosigkeit auf mehr als sechs Millionen (= 20 % der Erwerbsbevölkerung) verbunden war, und führte zur Verbitterung der Lohn- und Gehaltsabhängigen und zu massiven Deklassierungsängsten.

66 *Auf meinem Arbeitstisch liegt Francis Watsons* Art Lies Bleeding, *London 1939, das den Eindruck vermittelt, daß Englands demokratische Politiker gegenüber der Kunst viel schlimmere Geizhälse sind als die Regierenden Deutschlands der Weimarer Republik es jemals der Wissenschaft gegenüber waren.* – Watson (1907 bis 1987) kritisierte in diesem Buch die unzureichenden finanziellen Bedingungen, unter denen Künstler in Großbritannien arbeiteten und leben mußten, und konnte sich dabei auf seine Erfahrungen als Kurator am Londoner Kunstmuseum „Wallace Collection" und auf einen von Henry Moore ausgefüllten Fragebogen zum jährlichen Einkommen und Aufwand stützen.

67 *Der von Ranulf als Positivist anerkannte Lamprecht ist Deutscher (...)* – Karl Lamprecht (1856 bis 1915) lehrte seit 1891 mittlere und neuere Geschichtswissenschaft in Leipzig und löste mit seinem Hauptwerk „Deutsche Geschichte" (Berlin 1891–1909) einen Methodenstreit in der Geschichtswissenschaft aus. Lamprecht, der sich früh wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Fragen zuwandte, strebte an, die Geschichtswissenschaft in den Rang einer exakten Wissenschaft zu erheben, indem er in ihr die gesetzmäßige Entwicklung sozial-psychischer Kräfte wirken sah.

67 *(...) wurde in Frankreich ein gewisser Henri Bergson geboren, der als Begründer des Intuitionismus und Erzfeind des Positivismus gilt.* – Bergson (1859 bis 1941) lehrte Philosophie am Collège de France in Paris und war ein Vertreter der spiritualistischen Lebensphilosophie, die sich in Frankreich unabhängig von der gleichzeitigen Entwicklung in Deutschland etablierte.

67 *„Woher weiß Böhm, was echt deutsch ist und was nicht?"* – Ranulf hielt diese Frage im Kapitel „Nationalcharakter" auf Seite 153 in seiner „Socialvidenskabelig Metodelære" dem Heidelberger Philosophen Franz Böhm (1895 bis 1946) vor und begründete sie mit Überlegungen in dessen Schrift „Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand", Leipzig 1938.

67 *(...) „Kampfes gegen den Positivismus"*. – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 58 wieder.

67 f. *(...) „Beschäftigung mit Ganzheitsgesichtspunkten" und „religiöse, künstlerische und sozialethische Werte, die im Zeitalter des Rationalismus, Positivismus und Materialismus versäumt wurden" (...)* – Geiger gibt hier Formulierungen aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 52 und 53 wieder.

68 *Lies: „Junge Freunde, wir verstehen euren Hang zu Gemeinschaft und irrationalen Werten – aber hier an den Universitäten gilt das ehrliche Arbeiten und saubere Denken."* – Geiger faßt hier Gedanken Beckers aus dessen Schrift „Vom Wesen der deutschen Universität" (Leipzig 1925) auf den Seiten 36–45 in eigenen Worten zusammen.

69 *Wie ich nährt er eine tiefe Achtung für Max Weber, der Zeit und eine ungeheure Arbeitskraft auf empirische Untersuchungen verwendete* (ohne *Apparat und Stab*). – Geiger wollte damit wohl zunächst an Webers Studie „Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland 1892" (Herausgegeben von Martin Riesebrodt. Max Weber Gesamtausgabe. Im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Horst Baier, M. Rainer Lepsius, Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann. Abteilung I: Schriften und Reden. Band 3. 1. und 2. Halbband), Tübingen 1984, erinnern. Diese Studie, die auf einer vom „Verein für Socialpolitik" veranstalteten Enquête basierte, entstammte keiner eigenen empirischen Untersuchung Webers; er hatte vielmehr das vorliegende Material ausgewertet und aufgrund der von ihm aufgedeckten methodischen Mängel in der von ihm zusammen

mit Paul Göhre im Rahmen des Evangelisch-sozialen Kongresses organisierten Landarbeiterenquête eine Nachfolgeuntersuchung initiiert. Dieses Interesse an Fragen des (Agrar-)Kapitalismus beschäftigte Weber – daran dürfte Geiger mit seiner Bemerkung ebenso gedacht haben – auch in den folgenden Jahren, und im Jahre 1904 publizierte er auf der Grundlage bereits erhobener Daten seine Studie „Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen zur Fideikommissfrage in Preußen" (Max Weber: Wirtschaft, Staat und Sozialpolitik. Schriften und Reden 1900–1912. Herausgegeben von Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Peter Kurth und Birgitt Morgenbrod. Max Weber Gesamtausgabe. Im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Horst Baier, M. Rainer Lepsius, Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann †. Abteilung I: Schriften und Reden. Band 8), Tübingen 1998, Seite 92–188, der dann im Jahre 1909 seine Studie „Zur Psychophysik der industriellen Arbeit" (Max Weber: Zur Psychophysik der industriellen Arbeit. Schriften und Reden 1908–1912. Herausgegeben von Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Sabine Frommer. Max Weber Gesamtausgabe. Im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Horst Baier, M. Rainer Lepsius, Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann †. Abteilung I: Schriften und Reden. Band 11), Tübingen 1995, Seite 162–380, folgte, für die Weber selbst Daten in einer Weberei in Oerlinghausen erhoben hatte.

69 *(...) „deutsche Soziologen der Bekämpfung Webers eine enorme Zahl Schriften gewidmet haben" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 59 wieder.

70 *(...)* Wesensschau *(...)* – Im Original deutsch (Th. Geiger: Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar, a. a. O., Seite 99).

70 *(...) „Wesensschau" (...)* – Im Original deutsch (Th. Geiger: Ranulf ctr. Geiger. Et Angreb og et offensivt Forsvar, a. a. O., Seite 99).

70 *Gäbe es mehr Husserlianer im Fach, sollte man glauben, man müßte sie alle als Mitautoren in Vierkandts* Handwörterbuch der Soziologie *finden.* – Das Handwörterbuch wurde – in Verbindung mit Prof. Dr. G. Briefs, Berlin, Prof. Dr. F. Eulenburg Berlin, Prof. Dr. F. Oppenheimer, Frankfurt/M., Geheimrat Prof. Dr. W. Sombart, Berlin, Geheimrat Prof. Dr. F. Tönnies, Kiel, Geheimrat Prof. Dr. A. Weber, Heidelberg und Prof. Dr. L. v. Wiese, Köln – im Jahre 1931 im Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, publiziert und zog zum ersten Male nach der akademischen Etablierung der Soziologie eine Bilanz, an der sich die wichtigsten Vertreter dieser Wissenschaftsdisziplin in der Weimarer Republik beteiligten.

70 *Scheler war, soviel ich weiß, Phänomenologe und genoß größeres Ansehen unter Philosophen als unter Soziologen.* – Max Scheler (1874 bis 1928), von Husserls Phänomenologie beeinflußt, lehrte Philosophie und Soziologie in Köln (1919–1928) und zählte zu den Begründern der philosophischen Anthropologie und Wissenssoziologie.

70 *Freyer, ein Junghegelianer ultrareaktionären Schlages, wurde von den meisten unter uns als geistreicher intellektueller Bluffer angesehen.* – Hans Freyer (1887 bis 1969) lehrte Soziologie in Leipzig (1925–1947) und plädierte, darauf zielte Geigers Bemerkung vom „Junghegelianer ultrareaktionären Schlages" wohl ab, für eine „Revolution von Rechts" (Jena 1931), für einen Aufstand des Volkes gegen Klassen und materialistische Interessen und für ein Wiederherstellen gemeinschaftlicher Sozialbindungen.

70 *(...) Høffdings (...)* – Harald Høffding (1843 bis 1931), von Kant, Schopenhauer und dem englischen Positivismus beeinflußt, lehrte an der Universität Kopenhagen Philosophie (1871–1915), die er in Wort und Schrift auf einer strengen empirischen Grundlage und Klarheit der Gedanken betrieb, und wandte sich entschieden gegen Metaphysik und Intuitionismus.

70 *(...) Tönnies (...)* – Ferdinand Tönnies (1855 bis 1936) war 1909 Gründungsmitglied der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie", deren Mitvorsitzender beziehungsweise Präsident er bis zur Auflösung durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 blieb; er hatte von

1913 bis 1916 ein Ordinariat für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Kiel inne und nahm später hier einen Lehrauftrag für Soziologie wahr.

70 *(...) der unter die Sozialbehavioristen rubrizierte von Wiese (...)* – Leopold von Wiese (1876 bis 1969) lehrte an der Universität Köln Nationalökonomie und Soziologie und entwickelte in Auseinandersetzung mit Herbert Spencer und in Anlehnung an Georg Simmel eine Beziehungs- und Gebildelehre, die der formalen Soziologie zugerechnet wird.

70 *(...) Franz Oppenheimer (...)* – Oppenheimer (1864 bis 1943) lehrte Soziologie und theoretische Nationalökonomie an der Universität Frankfurt am Main und begriff die Soziologie – in Anknüpfung an Comte und Marx – als eine geschichtsphilosophische Universalwissenschaft, die sich mit dem historisch-gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang beschäftigte; Oppenheimer emigrierte 1929 und lehrte danach als Gastprofessor in verschiedenen Ländern.

70 *(...) Werner Sombart (...)* – Sombart (1863 bis 1941) lehrte Nationalökonomie und Soziologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin und widmete sein Leben der Erforschung des Kapitalismus auf historisch-soziologischer Grundlage einer noologischen Betrachtungsweise und des Prinzips wissenschaftlicher Werturteilsfreiheit; zu seinen wichtigsten Werken gehören „Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen", München und Leipzig 1913, das zweibändige Werk „Der proletarische Sozialismus (‚Marxismus')", Jena 1924 und sein dreibändiges Hauptwerk „Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart", München und Leipzig 1916, 1927.

70 *(...) „achtbare Ausnahme" (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 60 wieder.

70 *(...) „soliden Monographie".* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 60

wieder. Gemeint ist damit sicherlich Geigers „Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage (Soziologische Gegenwartsfragen. Herausgegeben von Alfred von Martin, Universität Göttingen, Sigmund Neumann, Deutsche Hochschule für Politik, Berlin, Albert Salomon, Berufspädagogisches Institut, Köln, Heft 1)", Stuttgart 1932.

71 *(...) Verfasser einer fast klassischen Untersuchung* Über die Mobilität der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, *1929, hoch geschätzt auch in den USA, wo Heberle nun lehrt.* – Sie lag als Manuskript der Philosophischen Fakultät an der Universität Kiel als Habilitationsschrift vor und wurde im wesentlichen unverändert im Gustav Fischer Verlag, Jena, veröffentlicht. Heberle (1896 bis 1991) emigrierte 1938 in die USA und lehrte hier Soziologie an der Louisiana State University in Baton Rouge; er wurde dort zum Mitbegründer einer empirisch orientierten politischen Soziologie.

71 *(...) Steinmetz (...)* – Der niederländische Ethnologe und Soziologe, Sebald(us) Rudolph Steinmetz (1862 bis 1940), begründete die Forschungsrichtung der Soziographie 1913 als Gegenposition gegen die damals einseitig theoretisch-abstrakt oder historisch arbeitende Soziologie. Es ist das Anliegen der Soziographie, geographisch zusammenhängende soziale Strukturen eines Gebietes (Dörfer, Städte, Regionen) in ihrer gesamten Komplexität empirisch zu beschreiben.

71 *Tingsten hat in seinem vorzüglichen Büchlein über* Political Behavior, *1937, in großem Ausmaß von den genauen deutschen Bearbeitungen der Wählerstatistik Gebrauch gemacht.* – Er hat sie vor allem nach Geschlecht, Alter, Beruf und Sozialstatus sowie auch im Kontext der Wahlstatistik anderer europäischer Länder analysiert.

71 *Soziologische Einzelstudien auf der Grundlage von Enquête und Statistik wurden in Schweden, so weit ich weiß, zum ersten Mal von dem aus Deutschland eingewanderten Fritz Croner betrieben (...)* – Croner (1896 bis 1979) lehrte hier unter anderem als politisch verfolgter Emigrant an der Hochschule in Stockholm als Honorarprofessor; ihn beschäftigte besonders die Sozialstruktur der Angestelltenschaft und ihre Funktionen in der Industriegesellschaft, der er am Beispiel Schwe-

dens in mehreren empirischen Studien nachging; er befaßte sich in diesem Zusammenhang auch intensiv mit dem Ausbau der Berufsklassifizierung in der Sozialstatistik zu einer Berufsnomenklatur, ohne die etwa keine Berufsstatistik, Lohn- oder Gehaltsstatistik denkbar wäre.

71 *(...) „unausweichlich an einer Senkung des wissenschaftlichen Niveaus" (...).* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Videnskabens Stilling i moderne Stater" auf Seite 61 wieder.

71 *(...) und er hat sich in seiner Lehre für Fortgeschrittene systematisch mit Feldstudien beschäftigt (...)* – Leopold von Wiese hat sie dann unter dem Titel „Das Dorf als soziales Gebilde. Mit Beiträgen von Willy Gierlichs, Hubert A. Kehren, Gerhard Kirch, Willy Latten, Elsbet Linpinsel, Hanna Meuter, Herbert Rüssel. Eingeleitet und herausgegeben von Leopold von Wiese" (Ergänzungsheft zu den Kölner Vierteljahrsheften für Soziologie. Herausgegeben von Leopold von Wiese), München 1928, publiziert.

71 *Für eine genaue Beurteilung der Arbeitsrichtung unter den sozialwissenschaftlichen Universitätslehrern gibt es übrigens eine leicht zugängliche Quelle: die „Vereinigung der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Hochschullehrer" (ohne Juristen) gab im Jahre 1929 ein 337 Seiten umfassendes Buch heraus, in dem die Werdegänge und vollständigen Schriften der Mitglieder enthalten sind.* – Die Publikation erschien unter dem Titel „Werdegang und Schriften der Mitglieder" in der Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft.

71 *(...) daß es zwei große Fachzeitschriften gab, von denen die eine vom Positivisten Thurnwald herausgegeben wurde, die andere vom eben erwähnten Behavioristen Leopold von Wiese.* – Thurnwald war der verantwortliche Herausgeber der seit 1925 erscheinenden „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie", von Wiese zunächst Mitherausgeber der im Auftrage des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln im Jahre 1921 und 1922 erscheinenden „Kölner Vierteljahrsheft für Sozialwissenschaften" und dann seit 1923/24 alleinverantwortlicher Herausgeber der im Auftrage des Forschungs-

instituts für Sozialwissenschaften in Köln erscheinenden „Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie".

71 f. *Vierkandt hat, soweit ich weiß, mit Ausnahme eines kleinen Beitrages im Jahre 1921, nie in von Wieses* Kölner Vierteljahrsheften *publiziert.* – Vierkandts Aufsatz erschien unter dem Titel „Programm einer formalen Gesellschaftslehre" in den „Kölner Vierteljahrsheften für Sozialwissenschaften. Zeitschrift des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln. Herausgegeben von den Direktoren des Instituts Christian Eckert, Hugo Lindemann, Max Scheler und Leopold von Wiese. Reihe A: Soziologische Hefte". 1. Jahrgang (1921), Heft 1, Seite 56–66.

## Postskriptum: Urteil und Beweismaterial

73 *2) einem meiner fünf Beiträge in Vierkandts* Handwörterbuch der Soziologie, *1931.* – Geiger hatte ihn, wie mit Vierkandt vereinbart, unter dem Titel „Soziologie. Hauptrichtungen, Aufgaben, Verfahren" als einen der zentralen Artikel zum Handwörterbuch beigesteuert; er zeichnete auch – neben „Führung", „Gemeinschaft" und „Revolution" – für den zentralen Artikel „Gesellschaft" im Handwörterbuch verantwortlich.

74 *Die* Sociologi *behandelt auf 85 Seiten (§§ 25, 26, 27, 35) dieselben Themen wie das Buch über* Die Masse, *beruft sich aber nur dreimal auf das ältere Buch.* – Die genannten Paragraphen sind bezeichnet mit „§ 25 Kritischer Überblick über Menge und Haufen. Psychologie und Soziologie der Massen", „§ 26 Menge (verstreute Masse)", „§ 27. Haufen (versammelte Masse)" und „§ 35. Revolution".

75 *Im Jahre 1927 unterzog ich die von Tönnies eingeführten Kategorien* Gemeinschaft *und* Gesellschaft *einer grundsätzlichen kritischen Analyse, die diese apriorischen Begriffe als praktisch unhaltbar ansieht.* – Diese Kritik Geigers bezog sich auf Tönnies Hauptwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie" (Leipzig 1887), in der Tönnies ein entscheidendes Begriffspaar soziologischen Denkens für eine Gesellschaftsanalyse sah.

75 *So „positiv" war diese Untersuchung, daß sie es mir erlaubte, ungefähr 46 Prozent als den maximalen Stimmenanteil für den Nationalsozialismus in der kommenden parlamentarischen Wahl zu beziffern.* – Damit ist natürlich ein von Geiger extrapolierter Schätzwert gemeint, den er aufgrund des bearbeiteten Datenmaterials zur Volks-, Berufs- und Betriebszählung des Deutschen Reichs von 1925, den Ergebnissen zur Reichspräsidentenwahl und zu den Reichstagswahlen sowie weiterer herangezogenen Quellen gewann. In seiner Studie „Die soziale Schichtung des deutschen Volkes" beziffert er im „Exkurs: Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus" ihr Rekrutierungspotential genauer: „Der ganze Zudrang zur NSDAP ist durch Verschiebungen innerhalb der bürgerlichen Parteien (mit Ausnahme des Zentrums) und durch den erwähnten Zugang aus den Reihen der jugendlichen Erwerbslosen hinreichend motiviert.

Die von den der NSDAP zwischen 1930 und 1932 gewonnenen 4,6 Millionen Stimmen (11,6%) müssen abermals, wie bisher alle Zugänge dieser Partei, aus den rund 9 Millionen Wählern der bürgerlichen Mittelparteien mit Ausnahme des Zentrums herausgeschnitten sein, soweit sie nicht (2,7 Millionen) durch Mobilmachung bisher politisch Indifferenter aufgebracht wurden. Die bürgerlichen Parteien (ohne Zentrum und Deutschnationale) würden also für sich allein bei der ersten Hindenburgwahl von 1932 statt bisher 8,9 nur noch 6,7 Millionen Stimmen aufgebracht haben.

Der Vergleich dieser Zahlen mit dem Bild der sozialen Volksgliederung ergibt aufs neue die bekannte Tatsache, daß die NSDAP sich aus den beiden Mittelständen und den Tagewerkern für eigne Rechnung rekrutiert. Nur ist leider keineswegs klar nachzuweisen, in welchem Verhältnis die einzelnen Elementarmassen dieser Blocks beteiligt sind.

Die Stagnation der nationalsozialistischen Stimmen in Pommern, Hessen und andern Wahlkreisen, die in letzter Zeit besonders hohe Stimmenziffern für diese Partei ergeben hatten, legt die Annahme nahe, daß fürs erste die Reserven erschöpft sind und der nach Lage der Dinge mögliche Höchststand erreicht ist.

Immerhin hat es zunächst den Anschein, als gelinge es dem Nationalsozialismus, ähnlich wie das Zentrum – nur mit zahlen-

mäßig größerem Erfolg –, als Volksbewegung alle Soziallagen zu durchdringen. Nach links setzen Sozialdemokratie und Kommunismus eine Ausdehnungsgrenze. Im Hinblick auf die mittleren Lagen aber ist, eben wegen dieser Verwandtschaft der Sozialstrukturen, das Zentrum der berufene und entscheidende Widerpart der NSDAP, was sich ja auch im Vergleich der Wahlergebnisse katholischer und evangelischer Wahlkreise immer wieder deutlich zeigt. Es ist daher ganz erklärlich, daß der tödliche Haß gegen ‚das System' sich mit doppelter Heftigkeit gegen das Zentrum richtet, das in den mittleren Lagen allein erfolgreichen Widerstand leistet und ungebrochen bleibt" (Seite 112).

75 *Es wurden dann, wenn ich mich nicht irre, 46,2 Prozent.* – Geiger irrte, denn es waren tatsächlich 37,4 Prozent in der Reichstagswahl am 31. Juli 1932. Es spricht aber einiges dafür, daß Geiger das Ergebnis der Reichstagswahl im Wahlkreis Südhannover-Braunschweig, zu dem der Freistaat Braunschweig gehörte, mit dem Endergebnis im Deutschen Reich verwechselte und es mit den 46,1 Prozent der gültigen Stimmen im Wahlkreis Südhannover-Braunschweig für die Nationalsozialisten gleichsetzte.

75 f. *(Ein nazistischer Rezensent bewies ein Jahr später die Wertlosigkeit der Methode und der Gesichtspunkte mit einem Hinweis auf die 96 Prozent der Wählerstimmen, die der Nazismus bekam – nach der Abschaffung des Parlamentarismus und unter Abstimmungszwang.)* – Die von Geiger angesprochene Rezension war nicht zu ermitteln. Mit seiner weiteren Bemerkung sprach er die ausschließlich von den Nationalsozialisten bestimmte Reichstagswahl am 12. November 1933 an, in der 92,1 Prozent der wahlberechtigten 43,4 Millionen Deutschen für die einzig zur „Wahl" stehende Partei der NSDAP stimmten.

76 *Hier also sogar*: science, d'où prévoyance. – Geiger greift hier eine Formulierung Ranulfs aus seiner „Socialvidenskabelig Metodelære" von Seite 32 auf, die dieser aus dem Hauptwerk des Philosophen und Soziologen Auguste Comte (1798 bis 1857) „Cours de philosophie positive. Tome deuxième: La philosophie astronomique et

la philosophie de la physique", Paris 1835, Seite 100, ohne Quelle angeführt hatte.

76 *(...) „von Anschauungen, gegen die meine (Ranulfs) Einwände sich richten" (Seite 10) (...)* – Geiger gibt hier eine Formulierung aus Ranulfs „Socialvidenskabelig Metodelære" wieder.

76 *Ranulfs Kritik wendet sich – außer gegen mich – ebenso gegen einige andere dänische Forscher. Das Vorwort drückt einen Dank an zwei von ihnen aus, die willens waren, Ranulfs Einwände mit ihm zu erörtern (Seite 9).* – Gemeint waren der an der Universität Kopenhagen lehrende Sprachwissenschaftler Louis Hjelmslev (1899 bis 1965) und der ebenfalls an der Universität Kopenhagen lehrende Nationalökonom Frederik Zeuthen (1888 bis 1959).

# Personenregister

Das Personenregister führt grundsätzlich alle Namen auf; die von Geiger erwähnten Namen erscheinen mit ihren Seitenverweisen recte, die in der Vorrede mit römischen Seitenverweisen ebenfalls und die im Apparat mit *kursiven* Seitenverweisen.


Adorno, Theodor W. XXIII, XXIV, XXX, XXXVI
Agersnap, Torben XIII
Ahlberg, Alf *126, 127, 145*
Albert, Hans XXIII–XXV, XXX, XXXVI
Aristophanes *88*
Aristoteles *130, 160*

Bachmann, Siegfried XXV
Bacon, Francis *104*
Baier, Horst *165, 166*
Barnert, Arno XXXVIII
Bayet, Albert 48, *155*
Becker, Carl Heinrich 62, 67, 68, *162, 165*
Benseler, Frank XXIII, XXV, XXX, XXXVI
Bergson, Henri 67, *164*
Bergunde, Elisabeth *91, 92, 98, 105, 116, 124, 129, 152–155, 159, 161*
Bernal, John Desmond XXXIV
Bernhard, Ludwig 62, *162*
Bernstein, Eduard *126*
Böhm, Franz 67, *165*
Bolzano, Bernard *95*
Bortz, Jürgen XIX
Borzeszkowski, Horst-Heino von *97*
Bouglé, Célestin *118, 120*
Brandt, Frithiof *85, 89*
Braun, Heinrich XVIII, *132*
Brentano, Franz *95*
Briefs, Goetz *167*
Brinkmann, Benjamin W. XXXIX
Buddha *121*

Clemmensen, Wolmer XXXIII, *93, 102*
Cohn, Georg 9, *93, 94*
Comte, Auguste *88, 168, 173*
Cromwell, Oliver *88*
Croner, Fritz 71, *169*
Cunow, Heinrich *126*
Curtius, Ernst Robert 62, 66, *162*

Dahrendorf, Ralf XXIII, XXIV, XXX, XXXVI
Davidsohn, Joseph 13, 28–30, 44, *85, 86, 94, 129*
Descartes, René 35, *133*
Dilthey, Wilhelm XVII, XXXVIII, *147*
Döring, Nicola XIX
Drüll-Zimmermann, Dagmar XXXVIII
Dumas der Jüngere, Alexandre *146*
Durkheim, Émile VII, 25, 48, *88, 104, 155*

Eckert, Christian *171*
Eisler, Rudolf 17, *94–96*
Engels, Friedrich *122*
Eubank, Earle Edward XV
Eulenburg, Franz *167*

Fahlbeck, Pontus Erland *116, 119, 120, 124, 128*
Flexner, Abraham 63, *162, 163*
Fode, Gert J. XXXIX
Fontane, Theodor XXXVIII
Frank, Philipp *133, 156*
Freyer, Hans XXVIII, 70, *88, 138, 150, 167*
Fricke, Günther XXXVIII
Frommer, Sabine *166*

Fuchs-Heinritz, Werner XIX
Fürstenberg, Friedrich XXIII, XXV, XXIX, XXX, XXXVI

Galilei, Galileo *160*
Geiger, Theodor VII–XVI, XIX, XXII–XXXI, XXXIII–XXXVIII, 10, 18–20, 24, 25, 36, 41, 47, *81–83*, *85*, *87*, *89*, *90*, *92–98*, *100–106*, *116*, *125*, *127*, *129*, *130*, *132–135*, *152–154*, *157–163*, *165–174*
Gelting, Jørgen VII, XIII, XIV, XXII, XXIII, XXV, XXVI, XXXVI
Gierlichs, Willy *170*
Gobineau, Joseph Arthur de *121*
Göhre, Paul *166*
Gumbel, Emil Julius *146*

Habermas, Jürgen XXIII, XXIV, XXX, XXXVI
Hallberg, Håkan XXXVIII
Hansson, Johan *100*
Hartfiel, Günter XIX
Hartshorne, Edward Yarnall *162*
Heberle, Rudolf 71, *169*
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich *122*
Hennis, Wilhelm XXVIII
Herodot *88*
Hillmann, Karl-Heinz XIX
Hitler, Adolf XII, 15, *92*
Hjelmslev, Louis IX, *174*
Holm, Kurt XIX, XXIV
Hübner, Peter XIX, XXIV
Husserl, Edmund 17–19, 62, 67, 70, *94*, *95*, *97*, *167*
Høffding, Harald 70, *167*

Iversen, Herbert 44–46, *152*

Jaffé, Edgar XVIII, *132*
Jaspers, Karl 62, *162*
Jellinek, Georg 31, *130*, *131*
Jørgensen, Jørgen VII, VIII, XIV, XXII, XXVI, XXXVII, 32, 35, *132*

Käsler, Dirk XV
Kant, Immanuel *167*
Kautsky, Karl *142*
Kehren, Hubert A. *170*
Ketkar, Shridhar Venkatesh *120*
Kirch, Gerhard *170*
Knudsen, Henrik XXXVIII
König, René VII, XVIII, XIX, XXIV
Kopernikus, Nikolaus 60, *160*, *161*
Kraft, Julius *107*
Kriz, Jürgen XIX
Kruse, Frederik Vinding 9, *93*, *94*
Kühne-Bertram, Gudrun XXXVIII
Kurth, Peter *166*

Lamprecht, Karl 67, *164*
Lassalle, Ferdinand *122*
Latten, Willy *170*
Lauridsen, John T. XXXVIII
Lautmann, Rüdiger XIX
Lawrence, David Herbert *137*
Lederer, Emil 65, *163*
Lepsius, M. Rainer *165*, *166*
Lévy-Bruhl, Lucien *88*
Lindemann, Ferdinand von *97*
Lindemann, Hugo *171*
Lindemann, Lisbeth von *97*
Linpinsel, Elsbet *170*
Lisch, Ralf XIX
Litt, Theodor XXVII, XXVIII
Lochner, Rudolf *157*
Lotze, Hermann *95*
Lukács, Georg *106–108*
Lundberg, George A. XVII, 55, *159*, *160*
Lykke, Palle XXXVIII

Macaulay, Rose *137*
Mach, Ernst XXIV, 19, 35, *97*, *133*
Machiavelli, Niccolò *139*
Mannhardt, Johann Wilhelm 63, 65, *163*
Mannheim, Karl 45, *88*, *136*, *140–145*, *149*, *150*, *152–154*
Martin, Alfred von *116*, *169*
Marx, Heinrich *107*
Marx, Karl *106*, *107*, *122*, *125*, *126*, *138*, *168*
Maus, Heinz XXIII, XXV, XXIX, XXX, XXXVI
Mayntz, Renate XIX, XXIV
Menzel, Adolph XXXVIII
Meuter, Hanna *170*

Micha, Philipp *90*
Mill, John Stuart VII
Mombert, Paul *126*
Mommsen, Wolfgang J. *165, 166*
Moore, Henry *164*
Morgenbrod, Birgitt *166*
Müller-Armack, Alfred *150*
Myrdal, Gunnar *101*

Neumann, Sigmund *116, 169*
Neurath, Otto 36, 48, *133, 156*
Nielsen, Axel *120, 122*
Noyes, Charles Reinold *115*

Oppenheimer, Franz 70, *88, 123, 124, 167, 168*
Overbergh, Cyrille van *126*
Oxenstierna, Axel *143*

Pareto, Vilfredo 48, *138, 156*
Pearson, Karl 35, *133*
Pedersen, Jørgen *85, 89*
Pfannenstill, Bertil 23, 25, *101–103*
Pilot, Harald XXIII, XXIV, XXX, XXXVI
Platon *88, 131*
Poincaré, Henri XXIV, 19, *97, 98*
Popper, Karl R. XXIII–XXV, XXX, XXXVI

Raddatz, Fritz J. XXXVIII
Rammstedt, Otthein XIX
Ranulf, Svend VII–IX, XI–XX, XXII–XXXI, XXXIII–XXXVIII, 3, 7–15, 17–20, 23–28, 30–32, 35, 36, 39–45, 47–53, 55–58, 60–74, 76, 77, *81, 85, 88–90, 92–94, 96–98, 101–104, 106, 107, 129, 133–135, 152, 155–160, 162–166, 168, 170, 173, 174*
Richter, Gerd XXXVIII
Riemer, Svend 23, *101, 102*
Riesebrodt, Martin *165*
Rodax, Annelie XXXIX
Rodax, Klaus XXXIX
Roretz, Karl *96*
Ross, Alf XXVII
Rüssel, Herbert *170*

Salomon, Albert *116, 169*
Schäffle, Albert *126*
Scheler, Max XXVII, XXVIII, 70, *138, 153, 167, 171*
Schelz-Brandenburg, Till XXXVIII
Scheuch, Erwin K. VII, XVIII, XIX, XXIV
Schlick, Moritz *133, 156*
Schluchter, Wolfgang XXXVIII, *165, 166*
Schmoller, Gustav von *126*
Schopenhauer, Arthur *167*
Seckel, Raymond-Josué XXXVIII
Segerstedt, Torgny XXVIII, *100*
Simiand, François XVI, XIX–XXI, XXXVII, 36, 39, 47, 48, 50, 51, 67, *88, 133, 155, 158*
Simkhovitch, Vladimir Gregorievitch *126*
Simmel, Georg *88, 168*
Sombart, Werner XVIII, 70, 71, *88, 126, 127, 132, 167, 168*
Sorel, Georges *142*
Spann, Othmar *88*
Spencer, Herbert *168*
Spengler, Oswald *128*
Spranger, Eduard 62, *158, 162*
Starcke, Carl Nicolai XXXII, 9, *93*
Steinmetz, Sebald(us) Rudolph 71, *169*
Stifter, Adalbert *139*

Thukydides *88*
Thurnwald, Richard 31, 70, 71, *129, 170*
Thurston, Edgar *120*
Thyrring Andersen, Lotte XXXIX
Tingsten, Herbert 60, 71, *85, 89, 160, 169*
Tönnies, Ferdinand 70, 71, 75, *88, 167, 171*
Tolstoi, Lew *148*
Trappe, Paul XXV, XXIX
Troels-Lund, Troels Frederik 60, *160, 161*

Vierkandt, Alfred IX, XXXII, 23, 70, 71, *73, 88, 92, 102, 134, 167, 171*

Wahsner, Renate *97*
Watson, Francis 66, *164*
Watson, John B. 40, 52, *158, 159*
Weber, Alfred 42, *88, 134, 140, 142, 145, 167*

Weber, Max VII, XVIII, XXVIII, 31, 32, 43, 62, 69, 75, *88*, *116*, *118*, *120*, *130–132*, *135*, *149*, *156*, *165*, *166*
Wienold, Hanns XIX
Wiese, Leopold von 70–72, *167*, *168*, *170*, *171*
Wieth-Knudsen, Knud Asbjørn 9, *93*, *94*
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von *128*
Wilken, George Alexander *93*
Wilkens, Claudius 9, *93*
Winckelmann, Johannes *165*, *166*

Zeuthen, Frederik VIII, *151*, *174*

# Sachregister

Das Sachregister ist ein Stichwortregister der Fachausdrücke Geigers.


Absolutismus 12
Adliger, deklassierter 49
Alltagsbeobachtung (auch: alltägliche Beobachtungen) 26, 48
Analyse, kritische 75
Analyse, statistische 49, 56, 57, 75
Analyse, strukturelle 42
Anforderungen, positivistisch-empirische 44, 48, 75
Antipathien 37
Antipositivismus 69, 71
Apparat, phänomenologischer 19
Arbeitnehmer, deutsche 57
Arbeitswille 70
Atmosphäre, kulturelle, in der Weimarer Republik 67
Atmosphäre, wissenschaftliche, in der Weimarer Republik 61
Ausbildung 10, 64, 73
Aussage, allgemeine/generelle 29, 66
Aussage, beschreibende 43
Aussage, unterschiedliche Ebenen einer 45, 46
Aussagen, exakt/nicht exakt verifizierbare 47, 50, 53, 56, 60
Aussagen, Isolierung einzelner 23
Aussagen, System von 40
Axiom(e), (auch: Axiomatisierung(en)) 18, 19, 32, 33, 59

Begriff(e) 12, 14, 15, 18, 19, 23–30, 33, 39, 41, 47, 55, 75
Begriffsanalyse 31
Begriffsbildung 20, 25, 28–30, 32, 34
Begriffsrealismus 24, 25, 28, 34
Begriffsrealist 24, 76
Begriffssprache, wissenssoziologische 69
Begriffssystem/begriffliche(s) System(e) 20, 29–33, 48
Begriffstypen (auch: begriffsmäßige Typen) 20, 31
Behaviorismus, dogmatischer 40, 52
Behaviorismus, methodologischer 40
Behaviorismus, soziologischer (auch: Sozialbehaviorismus, behavioristische Gesellschaftsforschung) 21, 40, 53
Beobachterperspektive 46
Beobachterrolle, kritische 13
Beobachtung(en), empirische 19, 20, 29–31, 41, 44, 50
Beobachtung(en), makroskopische 32, 40
Beobachtungen, mikroskopische 32
Beobachtungsmaterial 52
Berufsausbildung, fachliche 64
Berufung (auch: Besetzung von Lehrstühlen) 64, 65
Bevölkerung 56, 71
Bevölkerungskader (auch: Kader) 28, 57
Bevölkerungsschicht(en) 25, 26
Bewegung(en), (gesellschafts-)politische 11–13, 26, 52
Beweis (auch: Beweisführung, Beweismaterial) 19, 26, 36, 37, 46, 49, 55, 60, 62, 67, 69, 74, 76
Bildung 68
Brotstudium 64

Class, lower middle 49

Debatte, deutsche universitätspolitische 61
Déclassé 49

Deduktion 33, 34
Definitionsmetaphysik 24, 34
Demokratie 9, 11–15
Denken (auch: Denkmodi, Denkweisen) 11–13, 24, 27, 40, 44–46, 68
Denkprozesse 45
Denkstil 44, 69
Denkstruktur 45
Depression, economic 49
Detailforschung/Detailuntersuchung 29, 32, 33, 74
Deutschtümelei 59
Diktatur 7, 12
Disziplin, wissenschaftliche 68

Eidetik, phänomenologische 18
Einzel(er)forschung 32, 34
Einzelstudien, soziologische 71
Emigranten 9, 10
Empirismus 75
Entwicklung, soziologische 17
Entwurf, interimistischer 32
Epoche, phänomenologische 18
Erfahrungswissenschaft 26, 27
Erfahrungswissenschaftler 27
Erkenntnisinteresse(n) 55, 74
Erziehung 61, 68
Erzphilosophie 25
Experiment 36
Expressionismus, romantisch-einfühlsamer 68

Fachausbildung, schulische 64
Faktizitätsgenesis 45
Faktorenreihen 38, 39
Faschismus 11–15
Fehlerquellen, methodische 53–56
Feldstudien 71
Flair, wissenschaftliches 30
Forschung, empirische/positivistische 57, 68
Forschung, psychologische 17
Forschung, sozialwissenschaftliche 9, 41
Forschung, soziologische 9, 20, 32, 33, 37, 40, 42, 45, 57, 58, 69, 73, 75, 76
Forschung, unparteiische 12
Forschung, wissenschaftliche 15, 29, 51, 63, 68
Forschungsökonomie 48
Forschungsaufgaben 56
Forschungseinsatz 58
Forschungsinstitut, soziologisches 24
Forschungsinstitut, wirtschaftsethisches 24
Forschungsprogramm 74
Forschungsresultate 32, 56
Forschungsrichtung 41
Forschungsstadien 32
Forschungstechnik (auch: methodische Anwendungstechnik) 41, 55, 56
Forschungswille 70
Forschungszweig(e) 7, 40, 58
Freiheit, akademische 65
Freiheit, intellektuelle 15
Freiheit, politische 13

Ganzheitsgesichtspunkte 68
Gedankendisziplin 51
Geist, positivistischer 27
Geisteswissenschaften 24, 43, 44
Gemeinschaft 68, 75
Gesellschaft 75
Gesellschaft, differenzierte 20, 26
Gesellschaft, lebendige 51
Gesellschaft, moderne 28
Gesellschaftsaufbau 31
Gesellschaftsmetaphysik 75
Gesellschaftsmorphologie 31
Gesellschaftsphänomene 40, 50
Gesellschaftsspekulation 75
Gesetz, polykausales 37
Gesinnung(en) 11, 15, 37, 38, 56, 59
Gesinnungsgenosse(n) 24, 36, 55
Gewissen 18, 51, 54, 62, 63, 69
Größen, nichtberechenbare 56
Grundbegriffe, soziologische 18
Gruppe(n), soziale 9, 25, 26, 31, 54
Gruppenstandard 23

Handlung (auch: Handlungsmodi, Handlungsweisen) 13, 40, 55
Handlungssphäre 14
Hochschullehrer/Universitätslehrer 71

Husserlianer 70
Hyothese(n) 19, 50

Idealtypus, logisch-empirischer 31
Idealtypus, normativer 31
Ideologie(n) 13, 14, 25, 26, 36–39, 53, 56, 57
Ideologieanalyse 39
Ideologiebildung 38, 39
Ideologiegruppen 26
Ideologiekritik 13, 44
Idola fori 48
Indignation, moralische 7
Induktion 34
Intellektualismus 69
Intelligenz (gemessene) 55
Intelligenz, sozialwissenschaftliche 41
Intelligenzbegriff 55
Intelligenztest 55
Introspektion(en) 21, 52, 53
Intuitionismus (auch: Intuition) 11, 13, 17, 67, 68

Jugendbewegung 68
Jugendeinflüsse 37, 38
Junghegelianer 70

Kampfschrift, kulturpolitische 66
Kaste 28
Kausalaussage(n) 40, 42
Kausalbehauptungen 48
Kausalgesetz(e) 38, 42
Kausalität 35, 36, 39, 42, 43
Kausalitätsbegriff 35
Kausalnihilismus 35
Kausalverhältnis(se) 36, 39
Klasse(n) 25–28, 75
Klassenbegriff 75
Klassenbewußtsein 13, 49
Klassenproblem 75
Klischee (auch: Klischeebehauptungen) 54, 72
Kollektiva 56
Konvenienz, definitorische 26
Korrelation(en) 26, 27, 35–39, 56
Korrelationsstärke 26
Kovariationen 43
Kovariationsverhältnis 36
Kultur(en) 42
Kulturfeindlichkeit 66
Kulturleben 42
Kulturstil 42
Kulturstilforschung 42
Kulturstilfrage 41
Kultursubstanz 43
Kulturzweck 66
Kunst 66, 68

Lebensanschauung 68, 69
Lehrbuch (auch: Anfängerlehrbuch) 8, 10, 21, 33
Liberalismus 12
Liberalismusfeindlichkeit 12
Literatur, soziologische 71

Machtsystem(e) 13, 14
Manipulation, selbstherrliche 72
Marxismus 26, 69
Marxisten 42
Masse 40, 49, 73, 74
Massenbeobachtungen 52
Massenpsychologie, romanische 74
Massenuntersuchung 40
Materialismus 13, 68
Maximalanforderungen 47, 57
Meinungsgenesis 45
Menge 31
Mentalität(en) 25, 27, 39, 40, 53, 55–57, 67
Mentalitätsbegriff, abweichender 56
Mentalitätsproblem, soziologisches 55
Metaphysik 61
Methode(n) 9, 11, 15, 18, 23, 28, 31, 32, 37, 41, 43, 47, 48, 50, 52, 54–56, 67, 69, 76
Methodenlehre 62
Methodenrigorismus 51
Methodenstreit 11
Methodensynkretismus 18
Methodologie 31
Milieu (auch: Sozialmilieu) 7, 10, 14, 26, 27, 59, 61, 62
Milieugruppen 26
Milieuphänomen 61
Milieuprägung 61
Milieutypen 26

Mittelklasse 25, 28
Mittelstand 28
Modell, logisches 31
Modell, praktisches 46
Modell, Ursache-Wirkungs- 37
Modus/Modi 29, 30

Nachkriegsjugend, deutsche 68
Nationalcharakter 60, 61
Nationalsozialismus 18, 75
Naturforschung 24, 66
Naturgesetze 35
Naturwissenschaft(en) 24, 35, 41, 43, 66
Nazi(s) 25, 60, 63, 65
Naziphilosophen 60
Naziregime 65
Nazism 49
Nazismus 13, 14, 18, 24, 62, 76

Objektivität 9, 11, 14, 15, 18, 44
Ontologie, phänomenologische 19

Panideologismus 45
Parvenu 49
Personengruppen 55
Personenmenge 39
Phänomenologe(n) 17, 24, 67, 70
Phänomenologie 17–20, 71
Philosophen/Fachphilosophen 18, 70
Philosophie 7, 8, 17, 24, 62, 69
Philosophikum 8, 11
Polykausalität 35
Positivismus 14, 20, 23, 30, 47, 62, 67, 68
Positivismusmangel 9, 67
Positivist(en) 20, 28–30, 33, 51, 53, 67, 71
Prénotion 25, 26
Problem, positivistisches 26
Problem, wissenssoziologisches 46
Problemstellung(en) 32, 51, 56
Produktionsverhältnis 42
Professoren, Lebensverhältnisse deutscher 63
Prognosen 41, 42
Proletariat 49
Propagandaappell(e) (auch: Wiederholungspropaganda) 37, 38, 54
Protokollsatz 23
Psychologie 17, 40, 52, 53, 67
Psychosoziologie, introspektive 40, 53

Qualität, wissenschaftliche (auch: Qualitätsfrage) 8, 62, 66
Quelle(n), wissenschaftliche 32, 60, 66, 71
Quellenkritik (auch: quellenkritische(r) Vorsicht/Unterbau) 23, 62, 66, 67, 71

Raisonnement 12, 14, 28, 33, 36, 50–52, 75
Rang 25
Rasseninstinkt 11, 13
Rationalismus 68
Reaktivität 37
Realfaktoren 36, 39, 56, 61
Realgrundlage 27
Realität, soziale (auch: soziale Wirklichkeit) 19, 20, 24, 25, 28, 30, 33, 45, 62, 67
Religion 68
Revue sélective 36, 37, 63

Schätzung(en) (auch: Schätzgrundlage) 23, 27, 48–51
Schicht/Gesellschaftsschicht(en) 25, 26, 28, 39, 40
Schichtung, soziale 27, 28, 57, 75
Schullehrer, romantische 60
Seinsverbundenheit 44, 45, 61
Selbständige, wirtschaftlich 57
Selbstbeschränkung, wissenschaftliche 56
Selbststudium 73
Selbstverwaltung, akademische 64, 65
Solidität, wissenschaftliche 62
Sozialbehaviorist(en) 70, 71
Sozialethik 68
Sozialpsychologie 53
Sozialwissenschaft(en) 9, 15, 41, 50, 51, 57
Sozialwissenschaftler(n) 57
Soziologe(n) 9, 24, 31, 42, 53, 57, 62, 69, 70
Soziologie 7, 9, 10, 21, 25, 40, 41, 51–53, 58, 62, 63, 69–71, 73, 75
Soziologie, allgemeine 20

Soziologie, Arbeitsfelder der 32
Soziologie, elementare 20, 31, 33
Soziologie, exakte 28
Soziologie, präliminare 20
Soziologie, Prolegomena zur 20
Soziologie, spezielle 20, 33
Soziosophie 75
Spekulation 74–76
Staatsform 12
Stand/Stände 25, 27, 28
Standards, soziologische 72
Steinmetz, Sebald(us) Rudolph 169
Studien, soziologische 23
Studien, spezialsoziologische 33
Studien, wissenschaftliche 64
Studienfreiheit, akademische 64
Sympathien 37

Teilnehmerperspektive 46
Temperament 7, 14, 37
Theorie(n) 45, 50, 75
Trübung, ideologische 46
Typen, ideelle 31

Überblickswerk, systematisch soziologisches 74
Übung 51
Universität(en) 7, 9, 62–65, 67, 68, 73
Universitätsleben 63
Universitätslehre 64
Universitätspolitik 64
Universitätsverhältnisse 64
Untersuchung(en), empirische (auch: empirische Arbeiten) 25, 26, 28, 29, 39, 46, 51, 56, 57, 66, 69–71, 75
Untersuchungsfeld 29
Unwahrheit 53
Ursachengesetz 39
Ursachenzusammenhang/-hänge 35, 36, 41–43

Vererbung 61
Vergleichsmaterial: Längsschnitt 43
Vergleichsmaterial: Querschnitt 43
Verhältnis, polykausales 38
Verhältnis, Zweck-Mittel- 41
Verhältnisse, proletarische 36, 38
Verifikation 12, 19, 40, 47–49, 57, 60, 61, 67, 76
Verifikationsanforderungen 51, 57
Verifikationsfrage, Standpunkt in der 57
Verifikationsmangel 48, 57
Verifikationspflicht 49
Verifikationsprinzipien 68
Verifikationsschwierigkeiten 48
Verschulung 64
Vitalfaktoren 45, 46
Vitalimpulse 46
Vitalperspektive 45
Vitalverhältnis 45
Volkscharaktermystizismus 60
Volksdemokratie 13
Volkskundler, romantische 60
Volkslaune 60

Wahrheit 7, 23, 44–46, 64, 68
Wahrheitserkenntnis 44–46
Wahrheitskriterium 61
Werte(n) (auch: Lebenswerte) 68
Wißbegierde 41, 56
Willen 11, 44, 46, 54, 76
Willensimpulse 44, 45
Wirklichkeitsbegriff 23
Wirklichkeitserforschung 61
Wissen, empirisches 40, 50, 52, 53, 56
Wissen, philosophisches 17
Wissen, pragmatisches 41
Wissenschaft(en) 7, 11–15, 20, 24, 25, 32, 40, 41, 44, 48, 50, 51, 53, 61, 62, 66, 68, 69, 72
Wissenschaftler 7, 9, 11, 50, 67
Wissenschaftlichkeit 31, 64
Wissenschaftsdefinition 41
Wissenschaftsideal 48
Wissenschaftsniveau, deutsches 9, 63, 65, 66, 71, 72
Wissenssoziologie 44

## PLAN DER THEODOR-GEIGER-GESAMTAUSGABE

### Abteilung I
*Rechtswissenschaft und Rechtssoziologie*

Band 1: Die Schutzaufsicht (1919)

Band 2: Das uneheliche Kind und seine Mutter im Recht des neuen Staates. Ein Versuch auf der Basis kritischer Rechtsvergleichung (1920)

Band 3: Das Recht der Volks-, Mittel- und Berufsschulen im Freistaat Braunschweig. Quellen-Texte mit Erläuterungen (1930)

Band 4: Über Moral und Recht. Streitgespräch mit Uppsala (dänisch 1946, deutsch 1979)

Band 5: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts (1947)

Band 6: Aufsätze und Rezensionen

### Abteilung II
*Volkshochschulbildung und Erziehungssoziologie*

Band 1: Aufsätze zur Volkshochschulbildung und Rezensionen

Band 2: Aufsätze zur Erziehungssoziologie und Rezensionen

### Abteilung III
*Allgemeine Soziologie*

Band 1: Die Masse und ihre Aktion. Ein Beitrag zur Soziologie der Revolutionen (1926)

Band 2: Die Gestalten der Gesellung (1928)

Band 3: Führen und Folgen (1928)

Band 4: Soziologie. Grundriß und Hauptprobleme (dänisch 1939)

Band 5*: Ranulf contra Geiger. Ein Angriff und eine offensive Verteidigung (dänisch 1946)

Band 6: Ideologie und Wahrheit. Eine soziologische Kritik des Denkens (1953)

Band 7: Aufsätze und Rezensionen

* bereits erschienen

Abteilung IV
*Soziale Schichtung und Mobilität*

Band 1: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage (1932)

Band 2*: Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel (1949)

Band 3*: Die dänische Intelligenz von der Reformationszeit bis zur Gegenwart. Eine empirisch-kultursoziologische Untersuchung. Mit einer englischen Zusammenfassung (dänisch 1949)

Band 4: Die soziale Herkunft der dänischen Studenten (dänisch 1950, deutsch 1991)

Band 5: Soziale Umschichtungen in einer dänischen Mittelstadt (1951)

Band 6: Aufsätze und Rezensionen

Abteilung V
*Gesellschaft und Vererbung*

Band 1: Erbpflege. Grundlagen, Planung, Grenzen (1934)

Band 2: Gesellschaft und Vererbung. Eine soziologische Untersuchung (dänisch 1935)

Band 3: Aufsätze und Rezensionen

Abteilung VI
*Wirtschafts- und Betriebssoziologie*

Band 1: Konkurrenz. Eine soziologische Untersuchung (dänisch 1941)

Band 2: Kritische Betrachtungen zur Reklame (dänisch 1943)

Band 3: Aufsätze und Rezensionen

Abteilung VII
*Erkenntnis, Aufklärung und Demokratie*

Band 1: Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Geselschaft (1949)

Band 2*: Über Moral in Vergangenheit und Zukunft (dänisch 1952)

Band 3: Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit (1960)

Band 4: Aufsätze und Rezensionen

Bibliographie und Gesamtregister

* bereits erschienen